Vermiſchte Schriften

von

Dr. Ludolph Wienbarg.

Erſter Band.

Altona, bei Karl Aue.
1840.

X

Quadriga

von

Dr. Ludolph Wienbarg.

Lg R 76

Altona, bei Karl Aue.
1840.

BIBL.
VN[illegible]RS.
I[illegible]PS.

Vorwort.

Man pflegt Broschüren verschiedener Verfasser über einen Gegenstand zusammenzuheften, und so mag man in diesem Bande eine Zusammenheftung verschiedener Broschüren von einem Verfasser erblicken; gebundene Flugschriften, vier an der Zahl. Es wäre auch möglich, daß die eine oder die andre Abhandlung ursprünglich bestimmt wäre, einzeln zu erscheinen, und daß Umstände dies verhindert hätten. Ohne Zweifel zu ihrem Besten. Denn genau genommen haben selbst die beiden politischen Abhandlungen, die man hier findet, keineswegs den eigentlichen Flugschriftencharakter. Veranlaßt sind sie wohl durch äußere Zeitereignisse, aber es fehlt ihnen jede bestimmte

Absicht, in den Gang der Dinge einzugreifen, unmittelbare Wirkungen zu veranlassen, Ansichten und Entschlüsse der Zeitgenossen zu bestimmen; was doch wesentlich zum Charakter jener Schriften gehört, die man auf bestimmte Anlässe, für bestimmte Zwecke ins Publikum fliegen läßt. Zum Publicisten und Tribunen bin ich nicht geschaffen. Könnte ich die Welt durch ein Wort nach meinem Geschmack ändern, ich würde mich bedenken. Bei Allem was ich schreibe überschwebt mich nur der Gedanke, dies ist kräftig, schön, im lebendigen Sinn künstlerisch und dichterisch; dies häßlich, ideenlos, feige, nichtig oder gleichgültig. Ungleich ferner steht mir die Frage, was die Parthei dazu denkt, ob es sich in die Verhältnisse fügt, ob es unmittelbare Erfolge verspricht. Ich wünsche wohl, daß die Idee Macht hätte, und male mir Zustände aus, die sich von den unsrigen etwas entfernen; aber mit der größten Absichtlosigkeit, denn alles Predigen und Ueberreden ist

mir zuwider. In einer ſtarken und handelnden Zeit würde es mein Ehrgeiz ſein, ihr würdige Schöpfungen hervorzubringen. Dichter, Künſtler zu ſein, dazu habe ich Anlage, weniger zum Philoſophen und Gelehrten, noch weniger zum Staatsmann oder zum Demagogen. Im Politiſchen würde ich mir keinen Namen erwerben. Unter Bürgern Bürger, würde ich mich überglücklich ſchätzen, mein Talent in Freiheit auszuüben, und auf den der Kunſt geweiheten Altären die Flamme des Schönen zu unterhalten. Dies klingt wie Prahlerei. Ich habe nichts geſchaffen, was einem Kunſtwerke ähnlich ſieht. Ich kann antworten, ihr habt nichts gethan, was eines Dichters und Künſtlers würdig. Ja, eure Zuſtände ſind nicht einmal derartig, daß ſich eine dichteriſche Sehnſucht nach dem Schönen und Großen kund geben kann, ohne für ein Verbrechen zu gelten. Ich ſpreche aus bitterſter Erfahrung. Und ſeitdem datirt ſich meine tiefere Theilnahme an der

Politik. Ich habe eingesehen, daß es manche nächste und nothdürftigste Dinge giebt, die ein geselliger Verein sich erst verschaffen muß, ehe er an die Pflege des Schönen denken kann. Seitdem schätze ich den Liberalismus, trotz seiner Prosa, seiner Einseitigkeit und Beschränktheit; denn ich sehe, daß er eben das unerläßlich Nächste und Nothwendige will, wenn er anders nicht ganz und gar bei der edlen Steuerbewilligung stehen bleibt und sich von den Rechten der Persönlichkeit und der Gedankenfreiheit keine, oder allzuflaue, oder zu partheiisch beschränkte Begriffe bildet. Ich halte ihn für den natürlichen und einzig möglichen Uebergang des deutschen Philistrismus zum deutschen Bürgerthum. Seine Ausdauer in lahmer Zeit bei vermehrten Widerständen ist so lobenswerth, als seine Klugheit mit kleinen Vortheilen vorlieb zu nehmen. Es ist rührend zu sehen, wie jedes günstige Ereigniß, auch der Ferne, ein Lächeln des Muths und der

Hoffnung in ſeiner Miene aufblättert. Erfreulich auf der anderen Seite, wie auch ungünſtige Ereigniſſe oft nur dazu beitragen, ſeinen Muth zu beleben und ſeinen Wirkungskreis auszubreiten. Wem fallen hier nicht die hannoverſchen Angelegenheiten ein, und die erfolgreichen Bemühungen, wodurch einer geſtürzten Verfaſſung mehr Anhänger erweckt wurden, als ſie jemals zählte? Wenn ich in meiner Beleuchtung jenes Ereigniſſes mit einem gewiſſen Spott über die ewigen nutzloſen Proteſtationen mich auslaſſe und wenig Reſpekt vor einem hohlen Rechtsbegriffe an den Tag lege, unter welchem Lichte mir das Recht der Hannoverſchen Verfaſſung in der That erſcheint, ſo geſchieht dies nicht aus Verkennung des anderweitigen moraliſch politiſchen Erfolgs ſolcher Rechtsproteſtationen, ſondern mit Rückſicht auf die Sache ſelbſt, die ich nicht als Advokat oder Praktikant des Liberalismus, ſondern als Dilettant der Geſchichte behandelt habe. Ich gehe

allerdings von liberalen Grundsätzen aus, wenn man etwa folgende dazu rechnet: der Staat ist für Alle. Womit will man anders die große Masse, die nicht zu den Bevorrechtigten des Talents und der Geburt gehört, entschädigen, und über den kümmerlichen Kreis des Erwerbes hinausheben, als durch die ideellen Beziehungen zu einem gemeinsamen Ganzen, durch den Stolz, Bürger zu sein. Welche andere hohe Schule gibt es, um Männer zu bilden, Männer aus Krämern, Bauern, Gelehrten u. s. w., als die politische? Die Natur vertheilt ihre Gaben sehr verschieden, das Schicksal spaltet die Verschiedenheiten noch weiter, und in der freiesten Gesellschaft wird es deren die allergrößte Fülle geben. Aber in Einem können und sollen sich die Menschen gleich sein: in der Berechtigung zur Freiheit; in Einem kann und soll von dem Priester, dem Künstler, dem Gelehrten, dem großen Grundbesitzer, dem Millionair, dem Erben von zwanzig Ahnen nicht

unterſchieden ſein der Bruder, der dies Alles nicht iſt: in ſeinem bürgerlichen Rechte. Auch mag es ſich erweiſen, daß ein tüchtiger Handwerker und Ackersmann rechts- und geſetzeifriger iſt, und einen verſtändig praktiſcheren Antheil an dem Oeffentlichen nimmt, als der Gelehrte, der modern Gebildete; wie man im Mittelalter, in Nordamerika, in den noch einigermaßen freien Gemeinden Norddeutſchlands, vor allem auch in Norwegen ſehen kann. Wer dies läugnet, iſt ein Doktrinair, und die Doktrinaire ſind die ärgſten Feinde des Gemeinweſens u. ſ. w. Ich finde aber, daß man mit ſolchen Anſichten dem geſtürzten Hannoverſchen Grundgeſetze wenig Geſchmack abgewinnen kann. Sind jene Grundſätze in Norddeutſchland ſeit 1789, 1813 und 1830 populairer, als man glauben möchte, ſo begreift es ſich, daß das doktrinaire Machwerk der Hannoverſchen Verfaſſung niemals populair werden, und daher ſo leicht vernichtet werden konnte.

Dies ist der Gedanke meines Hannoverschen Aufsatzes. Als einzelne Broschüre würde er wohl, zu seiner Zeit, mir das strenge Mißfallen der Liberalen zugezogen haben. Man hätte sogar argwöhnen können, ich wolle der grundgesetzlichen, und im allgemeinen Sinn, politischen Bewegung im Lande Hannover entgegenwirken, Verwirrung der Begriffe anrichten und eine verderbliche Gleichgültigkeit gegen alles Erreichbare, das heißt, nothwendig unvollkommene Verfassungswesen und gegen die Abstufungen dieser Unvollkommenheiten in die Gemüther pflanzen. Mit welchem Schein und Recht, lasse ich unentschieden; denn ich bekenne wiederholt, daß ich auf die liberale Praxis mich nicht verstehe, daß ich weder bei dieser noch einer andern Schrift eine bestimmte Absicht vor Augen gehabt habe, und daher niemals in den Fall gekommen bin, Berechnungen des Eindrucks anzustellen. Gegenwärtig aber und in der Verbindung, worin der Aufsatz er-

erſcheint, hoffe ich, daß man meinem Streifzuge in das Gebiet der Politik mindeſtens die Entſchuldigung der poetiſchen Licenz zugute kommen laſſen wird, wonach ich mir erlaubt habe, die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu ſagen, ohne Rückſicht, ob es ſchade oder nütze, ob es erkannt oder verkannt werde. Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa. Keine neuere Conſtitutionsmacht wird beſtehen, ſie ſei denn auf ihre Stärke, die Idee des freien Bürgerthums gegründet. Was ich damit ſagen will, habe ich in der Schrift „Geiſt der Norwegſchen Verfaſſung“ zu erkennen gegeben, ein helles Licht zu den Hannoverſchen Düſterniſſen. Nein, ich liebe euer Staatsgrundgeſetz nicht; aber ich liebe das Bürgerthum, und wäre dieſe Liebe allgemeiner, ſo würde ſie ſchöpferiſch werden und ein neues Leben beginnen, ein friſches, freies und fröhliches Leben, wozu Gott und die Natur den Deutſchen berufen haben.

Wer denkt an eine öde, von geistigen Interessen entblößte Demokratie, wie sie in Nordamerika herrscht, und noch mehr herrschen würde, hätten sich nicht tiefere deutsche Elemente mit ihr verschmolzen. Durch die Politik erzielt man Männer, stolze und männliche Gesinnungen; durch Religion, Wissenschaft, Kunst, Poesie, Menschen, Sinn- und Ebenbilder des Höchsten. Und die Pfleger des Göttlichen sollen dafür sorgen, daß keine einzelne Richtung in sich erstarre, daß nicht dem Menschen der Bürger, der Jugend das Alterthum, der Natur die Kunst feindlich entgegentrete und daß die Welt im ewigen Flusse der Selbstverjüngung verharre. An solchen Pflegern wird es nicht fehlen. Seid aber, deutsche Götter, vor allem erst Männer!

Am Johannistage 1840.

Inhalt.

Das Studium der Alten 1
Geiſt der Norwegſchen Verfaſſung 125
Hannover und die deutſchen Doctrinaire 247
Die Kunſt und ihre Ausſtellung 317

Das Studium der Alten.

In welcher Abſicht führt ihr die deutſche Jugend bei den olympiſchen Spielen ein? Warum macht ihr ſie aufmerkſam auf den ſtolzen Wurf einer römiſchen Toga? Sollen unſere Jünglinge ſich im Dufte der Oelkränze berauſchen und ſich dem ſchönen Wahnſinne des Nackten hingeben? Sollen ſie Römer werden und auf dampfenden Welttrümmern ein neues Capitol errichten? Oder warum müſſen ſie ihre beſten Jahre mit Erlernung jener todten Sprachen und jener Wiſſenſchaften verbrauchen, welche auf abgeſtorbene Verhältniſſe und Zuſtände ſich beziehen? die Kelche ihrer Jugend einer Sonne zuwenden, welche ſchon vor zweitauſend Jahren unter den Horizont der Weltgeſchichte verſank? Durch welches Ziel und durch welche Erfolge rechtfertigt ihr die Summe von Zeit und Kräften, welche die ſogenannten claſſiſchen Studien auf unſern höheren Bildungsanſtalten verſchlingen?

Lasset mich offen gestehen, ich bin mißtrauisch gegen die fachgelehrte Sprache, welche den Untergang der Welt mit dem Untergange der classischen Studien in Verbindung bringen möchte. Wo sind denn die Resultate dieser Studien? Ihr nennt sie Studien der Humanität, was hat die Humanität durch sie gewonnen? Verbinden wir gleich einen Begriff mit dem vieldeutigen Worte, welcher dem Herderschen entspricht, sagen wir, Studien der Humanität sind solche, welche die geistigen und sittlichen Kräfte der Menschheit zeitgemäß fördern sollen: wie heißen denn die nachweislich auf solche Weise geförderten Männer der Gegenwart und der Vergangenheit, die Dichter, Philosophen, Redner, Feldherrn, überall die productiven Talente, welche ihre Erfolge dem Studium des Alterthums zuschreiben müßten? Ich sage umgekehrt, es scheint Thatsache zu seyn, daß die meisten Notabilitäten der neueren Geschichte, die eine großartige Stellung und lebendigen Einfluß auf ihre Zeitgenossen errangen, entweder gar keine oder ziemlich mittelmäßige Philologen gewesen sind. Der Grund, warum Luther seine deutschen Bibelübersetzung nach der Vulgata redigirte,

lag wohl ſchwerlich in der Idee der kirchlichen Sanction: das griechiſche Teſtament war ihm weniger geläufig und nun gar die Leſung weltlicher Autoren wird er dem Erasmus und ſeinem Freunde Melanchthon überlaſſen haben. Daß Shakeſpeare, der Sohn des Leinewebers, kein Griechiſch und Latein lernte, iſt bekannt. Spinoza hatte vom Alterthume nichts als die Sympathie des Geiſtes und ein barbariſches Latein, welches letztere er mit Voltaire theilte. Der Genfer Horologiſt empfing ſo wenig wie der Philoſoph von Sansſouci eine claſſiſche Bildung, und, wenn Kant ſich einmal auf Plato und Ariſtoteles berief, Napoleon über Cäſar und Plutarch raiſonnirte, ſo handelte es ſich um kein Object, welches durch eine genauere philologiſche Kenntniß der alten Welt und ihrer Ideen bedingt wurde, ſondern um eine materielle Thatſache, ein Dogma, ein Ereigniß, was ſich aus der erſten beſten Ueberſetzung oder aus Handbüchern ſchöpfen ließ. Schiller lernte, wie Alfieri, erſt in ſpäteren Jahren griechiſch, aber die Stollberge und Schlegel, die als Dichter tief unter ihm ſtanden, übertrafen ihn hierin bei weitem. Anders verhält es

ſich allerdings mit ſolchen Berühmheiten, wie Winkelmann und Johannes von Müller, Männer, die nicht allein als Gelehrte die alte Weltkugel auf den Schultern trugen, ſondern auch als Schriftſteller ihre nähere Bekanntſchaft mit Geiſt und Form des Alterthums verriethen, und von denen der erſtere wenigſtens einen außerordentlichen und in ſeinen Folgen noch immer ſichtbaren Einfluß auf die Richtung der Geiſter gewonnen hat. Allein, dieſer Einfluß, behaupte ich, war einerſeits mehr das Reſultat einer entſprechenden Geiſterbewegung, welche von dem Studien des Alterthums gänzlich unabhängig war, andererſeits aber mit ſolchen Merkmalen der Reſignation von Seiten der Häupter derſelben verbunden, daß man, namentlich in Bezug auf Winkelmanns naives Genie, über ihren perſönlichen Werth in gerechte Bedenklichkeiten geräth. Denn, von Johannes von Müller nicht zu ſprechen, der im zerbröckelten Treibeiſe der großen Alterthumsgedanken feſtfror und ſpäterhin durch einen gnädigen Sonnenblick Napoleons ſich als Schneemann wieder auflöſte, gewährt es dir nicht einen tragiſchen Anblick, wenn du Winkelmanns poetiſches

Herzblut auf kaltſchimmernden Marmor ausſtrömen ſiehſt, wenn dieſe tiefſte Sehnſucht nach dem Großen und Schönen, die jemals ein deutſches Gemüth empfunden, geiſterartig auf Schutt und Trümmern wandelt und ausgegrabene ſchöne Leichen an ihren heißen Buſen preßt? Sind wir denn ſo reich an Geiſtern ſolcher Art, daß wir ſie ohne tiefen Schmerz an die Schattenwelt von Griechenland und Rom ausliefern können? Wenn an Winkelmann, dem Antiquar, ein deutſcher Rouſſeau verloren gegangen wäre! Ja, um noch einen andern Mann zu nennen, der Winkelmann und deſſen Jahrhundert ſo trefflich geſchildert hat, wenn Goethe ſelbſt, über dieſe Propyläen des Alterthums, ſeinen ſchöneren Ruhm, Perikles und Propyläenerbauer der jungen Welt zu ſein, eingebüßt hätte?

Nehmen wir alſo an, daß viele große Geiſter der neueren Zeit ſich ausſchließlich großgenährt haben am Mark ihrer Gegenwart, andern aber die Eintauchung in die Ideen und das Leben des Alterthums nicht gerade zur geiſtigen Taufe und Inſpiration für die Bedürfniſſe ihres laufenden Jahrhunderts gediehen iſt, ſo wiederholt ſich die

obige Frage um ſo dringlicher, die Frage nämlich, durch welches Ziel und durch welche Erfolge die beſtehende überwiegende Beſchäftigung mit den claſſiſch-philologiſchen Studien ſich rechtfertigen laſſe für jene Mittelſtandsregion der Geiſter, auf welche doch einmal der Zuſchnitt unſerer Bildungsanſtalten berechnet werden muß.

Noch einmal, ob Schulmänner und Philologen von Fach die geeignetſte Jury im bekannten Prozeſſe der realiſtiſchen Studium gegen die claſſiſchen bilden, bezweifle ich um ſo mehr, da ſich die Philologie in Deutſchland die Autorität einer abgeſchloſſenen Wiſſenſchaft arrogirt hat, die man demzufolge um ihrer ſelbſt willen treiben müſſe. In einer Theorie der Erziehung darf freilich die Angabe höherer geiſtiger und ſittlicher Endzwecke nicht fehlen, allein in Praxi iſt es eben ſo natürlich als gewöhnlich, daß der nackte baare Gewinn des Wiſſens ſich als die Hauptſache herausſtellt und das nächſte Ziel das letzte verſchlingt. Der Philolog ſucht in der Regel nur Philologen zu bilden, und weil er ſelbſt mehr die rückwärtsſchauende graubärtige Seite des Januskopfes der Menſchheit darſtellt, vergißt er nur zu häufig

das jugendliche Antlitz mit seinem sehnsüchtigen Blick in die Zukunft, mit der weißen, ideenschwangern Stirn, die vom frischen Hauche des Lebens berührt seyn will. So abgeneigt ich aber bin, dem Philologen als solchem, also als Parteimann, im obberegten Prozesse eine definitiv entscheidende Stimme einzuräumen, so wenig möchte ich mein Ohr gegen seine Berathung verschließen; ja ich hege sogar den lebhaften Wunsch, daß ein allgemeiner philogischer Reichstag ausgeschrieben werde, auf dem ein jeder sich über die Tendenzen und Methoden des gelehrten Unterrichts auszusprechen gehalten würde, und dessen Debatten in sämmtlichen Organen der Oeffentlichkeit deutscher Nation mitzutheilen wären. Ein feierlich ausgesprochenes Wort, eine unumwundene Erklärung über gewisse leitende Grundsätze schärft das Gewissen, bindet den Willen, erregt Vertrauen, und in welcher Angelegenheit des Tages möchte das, auf öffentliche Rechenschaftsablegung basirte, Vertrauen wichtiger und beruhigender sein, als in der Angelegenheit höherer Menschenbildung! Die schlagendsten Beweismittel jedoch, welche diesen würdigen Männern für die Vortrefflichkeit oder

Unentbehrlichkeit der classischen Studien zu Gebot stehen, werden stets die Jünglinge bleiben, die aus ihrer Schule hervorgehen, sodann, wenn ich dies hinzufügen darf, ihre eigenen Persönlichkeiten, indem sie an denselben das günstigste Resultat ihrer Lebensbeschäftigung zu Tage legen.

In früherer Zeit konnte man allerdings hinsichtlich dieser wichtigen Frage sich mit der Hinweisung auf den eng verketteten Zusammenhang der philologischen Schulstudien mit den Universitätsstudien vollständig begnügen. In der That verdankt man die fortgepflanzte Kenntniß dieser todten Sprachen hauptsächlich dem Umstande, daß der Staat seine Gesetze, die Kirche ihre Dogmen und heiligen Bücher in der Sprache Latiums und Griechenlands aufbewahrte, und demnach die künftigen, auf Universitäten zu bildenden Staatsdiener zum Schulstudium dieser Sprachen nothgedrungen waren. Dazu kamen, schon vor der Errichtung der Universitäten, die Bedürfnisse der Heilkunde, Physik, Mathematik, eines allgemein verständlichen Organs europäischer Mittheilungen, endlich die abstracten Denkübungen der scholastischen Philosophie, jenes Analogons der kunstreich

durchbrochenen gothiſchen Bauwerke auf dem Gebiet der geiſtigen Kirche, wobei der Scholaſtiker die plumpmaſſiven Bauſteine des kirchlichen Dogma mit Hülfe des dialectiſchen Meißels ſpielend durcharbeitete. Heutigentages wird aber kein gebildeter Schulmann den wahren Ausgangspunkt der claſſiſchen Studien innerhalb des akademiſchen Studiums ſuchen; denn, wie ſchon bemerkt, hat die Philologie durch die Erweiterung ihres Gebiets zu ſehr den Charakter der Selbſtſtändigkeit gewonnen, um noch als Magd dienen oder ſich nur auf die Nothwendigkeit ihres äußeren Nexus mit den Facultätswiſſenſchaften ſtützen zu wollen. Auch brauchte das Maaß der philologiſchen Kenntniſſe nur ein dürftiges zu ſein, wenn der Theolog auf die Bibel, der Juriſt auf ſein Corpus juris, der Mediziner auf Galen und Hippokrates ſich zu beſchränken hätten, ja am Ende reichte man wohl, ſo lange die Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen überhaupt ein unumgängliches Erforderniß bliebe zur Erledigung der genannten Studien, ſo ziemlich mit den beſchränkten Hülfsmitteln früherer Jahrhunderte aus, wo zum Beiſpiel der angehende Gottesgelehrte in Hinſicht des Griechi-

ſchen hauptſächlich auf das Vocabularium zum neuen Teſtament verwieſen war. Alle dieſe Wiſſenſchaften haben allerdings, gleich der Philologie und zum Theil durch dieſelbe, an Umfang und Vielſeitigkeit zugenommen; aber zugleich läßt ſich nicht läugnen, daß die Reſultate und Wege ihrer Forſchungen ſich mehr und mehr vom philologiſchen Mittel abgeſondert haben, ſo daß jene alten Sprachen kaum mehr wie früher, als unentbehrliche Nußbrecher für den Kern der Wiſſenſchaften betrachtet werden können. Was gar den heutigen Mathematiker und im weitern Sinn Naturhiſtoriker betrifft, ſo wird er wohl nicht nöthig haben, den Staub von alten Pergamenten zu blaſen, und, um materiellen Gewinnſt, bei den Alten in die Schule zu gehen. Die Poſitivitäten der alten Geſchichte ferner, ſowohl der politiſchen, als der ſittlich-philoſophiſchen, ſind aus den Quellen ſo gründlich verarbeitet, ſo ſcharfſinnig zergliedert, und zum Theil ſo glücklich dargeſtellt, daß man bei der unendlichen Fülle dieſer Reichthümer mehr dasjenige bedauern möchte, was täglich verkommt und in Magazinen vermodert, als was noch uneingeſammelt auf dem Felde ſteht. Kann man

ſich aber auf dieſen allgemeinen Wiſſensgebieten kaum vor der Zerſtreuung in ein unendliches Material in Acht nehmen, ſo ſcheint in Betreff der erſtgenannten unmittelbaren Lebenswiſſenſchaften der Sieg des Geiſtes über die Materie immer entſchiedener zu werden und eine völlige Reorganiſation derſelben nach einfachen Principien ſich vorzubereiten. Nicht zu verkennen iſt hierin die allgemeine Tendenz der Zeit, in allem, was die unmittelbare phyſiſche und geiſtige Erhaltung der Menſchheit, ihr Verhältniß zu Gott, Natur und dem geſelligen Vereine betrifft, das bisherige ſeit Jahrtauſenden geſammelte und zur Abſtruſität wiſſenſchaftlicher Form verknetete Chaos endlich einmal durch die ewigen Markſteine der geſunden Vernunft zu begrenzen und den herrlichen Gottesgarten der Erde mit einigen wenigen, erhabenen und fruchtreichen Grundſätzen anzupflanzen. Medizin, Jurisprudenz, Theologie befinden ſich in einer Kriſis, wobei es ſich vor allen Dingen um die Ausſtoßung fremder unverdaulicher Stoffe handelt. Da wir alle an Leib und Seele in dieſen preßhaften Zuſtänden mitbefangen ſind, ſo iſt unſere Sehnſucht nach einem baldigen glück-

lichen Umſchlage ſehr natürlich; doch müſſen wir uns ſtets erinnern, daß auf dieſem Gebiete alle äußeren und gewaltſamen Mittel unzuläſſig ſind. Der gelehrte kranke Körper wird ſo viel Naturkraft beſitzen, um ſeine eigene Heilung zu übernehmen: einfache Diät wird dann das ihrige thun: gute hausbackene deutſche Geſetze werden überall das lateiniſche Corpus juris verdrängen, dieſes leidige hoc est corpus meum, (Justiniani) das uns Deutſchen den Rechtsſinn verwirrt, ja, ſo zu ſagen, den Rechtsgeſchmack verdorben hat; die Medizin aber wird, gleich der Theologie, die unſelige Fülle ihrer widerſtreitenden Satzungen und die ganze barocke Miſchung ihrer traditionellen Elemente einem einfacheren Syſteme zuſammenhängender, organiſch begründeter Wahrheiten zum Opfer bringen müſſen. Welchen Einfluß dieſe inneren akademiſchen Revolutionen, welche einzig auch die vielbeſprochene äußere Umgeſtaltung unſerer Univerſitäten bedingen können, ſowohl vorwärts auf das Leben, als rückwärts auf die Schule äußern werden, das iſt kaum vorauszuſagen; aber ſo viel liegt auf der Hand, daß das bisherige Verhältniß der claſſiſch

philologiſchen Schulſtudien zu den akademiſchen Fachſtudien in ſeiner äußeren Nothwendigkeit und Schickſalsverknüpfung nicht fortbeſtehen werde. Schon in unſern Tagen iſt, wie bemerkt, dasjenige reelle Wiſſen, was Einer vor dem Andern durch gelehrte philologiſche Hülfsmittel voraus hat, nicht von früherem Belang, und es läßt ſich aus dem Gange der Wiſſenſchaften im Allgemeinen, wie aus dem ſteigenden Anwuchſe guter Ueberſetzungen insbeſondere ein immer günſtigeres Ausgleichungs-Verhältniß zwiſchen den Reſultaten gelehrter Sprachwiſſenſchaft und gediegener Fachbildung prophezeien. In dieſem Falle wird es ſich bewähren, ob der heutige philologiſche Unterricht, wie behauptet wird, über das rein materielle wiſſenſchaftliche Bedürfniß auf ein höheres hinausziele und andererſeits ob ſeine Methodik dieſem höhern geiſtigen Ziel entſprechend ſei. Es wird ſich bewähren, ſage ich, ob die ſogenannten höheren Tendenzen des claſſiſchen Unterrichts, befreit von ihrer Miſchung mit hülfsbedürftigen, niederen, ein leeres Trugbild ſind, oder nicht; und ob dieſer Unterricht, wenn ihm die alte Baſis eines durch Jahrhunderte ſanctionirten handwerks-

mäßigen Getriebes entriſſen wird, Kraft übrig behält, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Was mich betrifft, ſo muß ich ſehr daran zweifeln. Ganz andere Wege und Mittel zur Selbſtvertheidigung und Lebenserhaltung, ſcheint es, wird er wählen müſſen, als deren er ſich bisher gegen den ungeſtümen Andrang der realiſtiſchen Studien bedienen durfte.

Laßt mich einmal in Gedanken der Zeit vorauseilen. Die Wiſſenſchaft ſoll bereits zu jenem Grade der Unabhängigkeit gediehen ſeyn, wo kein materieller Zuſammenhang mit den Idiomen des Alterthums mehr ſtattfindet; auf heimiſchen Boden, Allen zugänglich ſollen ihre Schätze daliegen; unſere Knaben und Jünglinge, die ſich einem höheren Lebensberufe widmen, ſollen weder durch die Natur der Sache, noch in Folge bindender Staatsgeſetze gezwungen ſein, durch den Vorhof der griechiſchen Grammatik in die Halle der Wiſſenſchaft einzudringen: wie unangemeſſen, wie zweckwidrig, wie ganz eingehüllt in die ſcholaſtiſche Saloppe des Mittelalters erſcheinen uns nun die Gymnaſien von Heute! Latein und wieder Latein' Griechiſch und nichts Griechiſch, äußerſt langſam,

von Sexta bis Prima, zehn blühende Jahre hindurch, äußerſt gründlich, von der Beugung der Hauptwörter bis zu den feinſten Partikelnüancen, regelbewußter als ſelbſt Römer und Griechen ihre Mutterſprache inne hatten, nur leider, ungeachtet der grammatiſchen Formengelehrſamkeit, ſelten in dem Grade des lebendigen Ergreifens, daß die Luſt an den alten Schriftſtellern (wenn ſie nicht gleich von vornherein erſtickt wird) und die Beſchäftigung mit ihnen auch nur nothdürftig übrigbliebe, ſobald die Schul- und Univerſitätsjahre glücklich abſolvirt ſind. Erkennt ihr dieſes Bild? Haltet ihr es reizend genug für eure Enkel, für eure Enkel, die nicht mehr alterthumspflichtig ſeyn werden, die in freier Liebe ſich dem Alterthum zuwenden dürfen?

Aber warum an einer bloßen Vorausſetzung eine Unangemeſſenheit darlegen, die ſchon ſo grell an den wirklichen Verhältniſſen hervortritt. Ich will meine Anſicht kurz zuſammenfaſſen. Wenn der claſſiſche Sprachunterricht, ſo wie er jetzt getrieben wird, eine wiſſenſchaftliche Nothwendigkeit iſt, ſo iſt er, wenig geſagt, ein nothwendiges Uebel; wenn er aber zugleich eine freie Angelegen-

heit der Humanität ſein ſoll, ſo beruht er auf einem böſen Irrthum in Sachen der Humanität. Im erſten Falle wirkt er gegen die zu fördernden Wiſſenſchaften, indem er ihnen eine ſchöne Summe von Luſt, Zeit und Kräften entzieht; im andern Falle gegen das Jahrhundert, gegen die Humanität ſelbſt, da er die jugendliche Menſchheit ihren dringendſten und nächſten Intereſſen, dem Schooße ihrer Zeit, dem Boden ihrer Heimath entreißt, und ſie, gleichſam in Windeln der Grammatik, an den fremden fernen Ufern der vorchriſtlichen, vorgermaniſchen Weltgeſchichte ausſetzt. Sei Freund der Humanität und wiſſe aus Erfahrung, was durch dieſe Studien verloren und gewonnen wird, ſei Vater und bewache mit zärtlicher Angſt jedes Roſenblatt auf der Wange deines Lieblings, betrachte die Seele deines Kindes wie ein Heiligthum, wie ein Vermächtniß Gottes an die Menſchheit! wirſt du läugnen, daß du nur mit Schmerz und Unmuth an ein öffentliches Erziehungsſyſtem denken kannſt, welches durch gelehrte Barbarei zur Humanität führen ſoll? Denn wie anders kann man, wie anders würde ein alter Grieche ein Syſtem betiteln, welches zwei todte Sprachen

zur Grundlage der Menſchenbildung wählt, aus ihrem Studium die Hauptſache macht und ſein Werk mit einer geiſttödtenden Methode krönt? Pythagoras und Plato nährten einen hohen Begriff von ägyptiſcher und morgenländiſcher Weisheit, einen demüthigen von griechiſcher, ſie ſetzten ſich den Stürmen des Meeres, den Gefahren und Abenteuern ferner Reiſen aus, um aus dem unmittelbaren Born dieſer Weisheit zu trinken; aber in die Schulen ihres Mutterlandes das Studium der ägyptiſchen und indiſchen Sprache einführen, oder gar die junge Griechenwelt mit keimender Seele auf dieſen Unterricht pfropfen zu wollen, das iſt ihnen auch nicht im Traume eingefallen, hätte ſie auch den Ruf ihrer Weisheit unter den Griechen gekoſtet. Kein wahrhaft gebildetes Volk wird ſeine Mutterſprache ſo verachten, daß es den Grund der Bildung in einer fremden Sprache legt. Dies war die Barbarei des Mittelalters, und dieſe Barbarei pflanzen wir fort, ohne nur die Entſchuldigung des Mittelalters — eine in Wiſſenſchaften noch ungeübte, an mancherlei Denk- und Gefühlſtoffen noch unabgeſchliffene Mutterſprache für uns zu haben. Wer kann

den nachtheiligen, geisttödtenden, Charakterpfuschenden Einfluß dieser mehr als tausendjährigen Unnatur auf das Deutsche und unsere europäischen Brüder abschätzen und ermessen? Gott allein und kein Sterblicher. Man muß ein wenig Dichter sein, um zu wissen, was man an einem modernen Menschen noch Ursprüngliches darzustellen hat, man muß die Verzweiflung des Künstlers ahnen können, der sich nach einer reinen, tüchtigen Menschennatur umsieht, und überall, so weit sein Auge reicht, nur ängstlich zusammengeflickte Culturmaschinen erblickt, man muß eine Anwandlung des Grausens und Entsetzens in seiner Brust gefühlt haben, wenn man den Rest der starken Natur vornämlich in der Wildheit, im Bunde mit Verbrechen und ungesetzlichen Handlungen ertappt, und wenn man die moderne Poesie raubthierartig den dunkeln Pfaden des Verbrechers nachspuren sieht: gefühlt, geschaut, bejammert muß man diese Verfallenheit haben, um mit Rousseau und dem jugendlichen Herder gegen ein Cultursystem sich aufzulehnen, das so hemmend, ja vernichtend auf die Triebfedern des menschlichen Geistes eingewirkt und die naturlichen Entwickelungsgesetze

der Menschheit mit Füßen getreten hat. Zu Anfang die römische Mönchs- und Klostercultur, welche die früheren Heiligthümer gewaltsam unterdrückte, die Mythenphantasie, den blühenden Naturtraum des Volkes zerstörte und einen ganzen Himmel von kühnen, wilden, tiefsinnigen Götterbildern in den Flammenpfuhl der christlichen Hölle warf; darauf die paduadische Magistercultur, welche tausend sittliche und rechtliche Verhältnisse untergrub, die Gelehrten in pedantischen Hochmuth, die Nation in Stumpfsinn und Unwissenheit stürzte; zuletzt die florentinische Humanitätscultur, die Nachgeburt der alexandrinischen Philologie, welche um kein Haar besser war, und sich wohl durch durch das glänzende Object ihrer Studien, das reich und schön gebildete Alterthum in den geretteten Monumenten seiner frühern Herrlichkeit, vortheilhaft von den früheren Culturarten unterschied, allein durch Ausübung, Methode, Folgen den gemeinsamen Grundzug der Feindschaft wider den naturgemäßen Entwicklungsgang des Persönlichen und Volksthümlichen im Leben der Menschheit nur zu deutlich an den Tag legte. Ich werde später die verschiedenen Epochen

dieſer Cultur nacheinander zu charakteriſiren ſuchen, hier aber genüge es zu ſagen, daß, was man auch immer Prunkendes und Scheinbares über die Tendenzen und Erfolge der philologiſchen Humanitätsſtudien vorgebracht, ſie zu keiner Zeit ihren durchgehenden grellen Widerſpruch zwiſchen Mittel und Zweck, Weg und Ziel — durch philologiſche Barbarei zur Humanität — in Prari unbegnügt gelaſſen haben. Es iſt wahr, ſie haben die Wiſſenſchaft bereichert, die Kunſt gefördert, eine Menge Ideen in Umlauf geſetzt; wer wäre ſo unwiſſend in der Geſchichte der neueren Cultur, um dieſe Thatſachen abzuleugnen. Aber was ſoll es mit dem Allen, wenn die Seele Schaden leidet, wenn ihr Flug zu Boden gedrückt wird, wenn die jugendliche Menſchheit ſchmerzlich wie ein Adler mit gebrochenen Flügeln zur wolkenbefreiten Sonne aufſchaut? Sie haben die Wiſſenſchaften bereichert — ach! das bloße Wiſſen erregt Ekel und Ueberdruß. Sie haben die Kunſt gefördert; aber wo iſt das Darſtellbare für den Künſtler? Sie haben Ideen verbreitet — marmorne Ideen mit Scheinadern und kalten Blutſtreifen auf der Oberfläche, ohne Wärme, Pul-

ſchlag und organiſirende Energie. Dieſes Syſtem iſt ein methodiſches Abſtumpfen der Seelenkräfte, die mit dem Leben in nächſte Berührung traten; je vollkommner und ungeſtörter daſſelbe an den Individuen durchgeführt wird, deſto ſchlimmer. Einige erſtickt es vollkommen, andere entführt es in fremde Welten, allen frißt es an's Mark und macht ihre Seelen feige und muthlos. Von der gewöhnlichſten Erſcheinung, den Opfern des Buchſtabens, will ich gar nicht reden. Aber auch der Geiſt des Alterthums holt ſich ſeine Opfer, oder empfängt ſie vielmehr, da er ſo unſchuldig daran iſt, wie die Flamme an der Verſengung eines Schmetterlings. Es iſt der Leichtſinn ſeiner Beſchwörer, den er beſtraft, Menſchen nicht ohne Geiſt und Phantaſie, welche ſich ohne Rückhalt in ſeinen Zauberkreis eindrängen und den Ausgang nimmer finden. Innerhalb dieſes Kreiſes, der die Lebendigen ſcheidet von den Todten, bringen ſie ihr Daſeyn hin. Sie verſtehen unſere Sprache nicht mehr, ſie lächeln über unſere Kämpfe,*) unſere Leiden und Freuden, ſie ſind glücklich in

*) Wie Erasmus lächelte über Luther und Pabſt — dies claſſiſche Geſpenſt unter Mönchen und Rittern.

der Einbildung unter einem griechiſchen Himmel zu athmen; Pindars Rhythmen zu ſingen, den Staatshaushalt zu reguliren, ſich die umſtändlichſte Einſicht in das Getriebe der alten Welt zu verſchaffen. Sie ſind glücklich in ihrer Vergeſſenheit, auf der ſchwimmenden Todteninſel ſtehen ſie mit geiſterhaften Augen und winken uns von ferne, daß wir ihr Glück theilen und aus den Wogen der Zeit uns retten ſollen an das Geſtade der Seligen. Sie ſind glücklich, ſo lange man ſie nicht berührt; erträglich, wenn ſie nicht das heuchleriſche Spiel der Philoſophen und Grammatiker aus der römiſchen Kaiſerzeit wiederholen, und das Patronat ihrer Studien durch Schmeicheleien über die Rückkehr des goldenen Zeitalters erkaufen! — Dies alſo die Scylla und Charybdis des philologiſchen Humanitätsſyſtems: entweder geſcheitert an der Maſſe und dem Buchſtaben des Alterthums, oder, unter Sirenengeſängen, von deſſen Tiefe verſchlungen. Ausnahmen nur im Gegengewichte der Perſönlichkeit, eines ſtarken Nationalcharakters*) und der glücklichen Unvollkommenheit, womit eine unſelige Methode

*) Wie in England.

durchgeführt wird. Traurige Wahl zwiſchen Uebeln, wo von einer wohlthätigen Frucht für das Seelen- und Staatsleben der Geſellſchaft die Rede war! Demüthiges Entrinnen vor einem Feinde, der in der Morgenröthe der neuen Geſchichte als Bundesgenoſſe der kämpfenden Menſchheit aufzutreten verſprach! Tragiſche Alternative, worein man uns verſetzte, entweder das Alterthum oder die Jugend verderben zu laſſen! —

Und wenn keine Ausſicht wäre, der Nothwendigkeit dieſer Alternative zu entfliehen? Wenn es keine Annäherungsart an das Alterthum gebe, außer einer ſolchen, welche unſere Jugend zum Opfer bringt?

Alterthum, dann fahre wohl! Jugend, rette dich, wirf dich an den Buſen der Natur, deines Volkes, in die letheiſche Strömung des Tages.

— Die Annäherung durch Herüberholen, durch Ueberſetzungen?

Das Beſte, was noch Ueberſetzungen leiſteten, kam mehr der Wiſſenſchaft, als dem Geſchmacke und der ſittlich äſthetiſchen Bildung zu Gute. Davon war oben die Rede. Es gilt ein Höhe-

res, das ſich mit der Eroberung der wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Stoffe nicht befriedigen läßt. Den Geiſt ſind die Ueberſetzer uns ſchuldig geblieben, den Athem des Alterthums, die Muſik der Rhythmen, die Naivetät der Bewegungen, die Plaſtik der Gedanken, das kunſtreiche Spiel der proteusartigen Formen, die alle dem Geſetze einer ſpracheingeborenen Schönheit huldigen. Verdammt aber nicht die armen Ueberſetzer; fordert keine Unmöglichkeiten von ihnen! Vergleicht die beſten Ueberſetzungen mit chemiſchen Operationen, welche wohl die verſchiedenen Beſtandtheile einer berühmten Mineralquelle treu und richtig nach dem urſprünglichen Verhältniſſe ihrer Miſchung wiedergeben können, aber nicht im Stande ſind, dieſer künſtleriſchen Miſchung jene natürliche Zauberkraft einzuhauchen, welche der alte Volksglaube dem geheimnißvollen Innewohnen der Quellnymphe in ihren Gewäſſern zuſchrieb. — Voſſens erſte Ueberſetzung der Odyſſee halte ich für die gelungenſte aus dem Griechiſchen, ſie ſcheint ordentlich Perlen aufzuwerfen und hat einen der Naturfriſche des Originals entfernt ähnelnden Geruch. Wie viel und wie wenig ſagt dies! Ferner: dieſe

Ueberſetzung hat ihr Glück gemacht, ſie wurde auch von Nichtphilologen, von Frauen geleſen, ja ſie wurde wohl für den Ueberſetzer ſelbſt die Veranlaſſung zu eigener Production, indem Voß den überſetzten Homer, oder, wenn man will, Homer und ſich ſelbſt nachahmend, in denſelben Rhythmen die Louiſe ſchrieb. Hier ſehen wir alſo erſtens eine gute Ueberſetzung, und zweitens ein wünſchenswerthes productives Reſultat, welches vielleicht, ja wahrſcheinlich aus dem Originale nicht gefloſſen wäre. Alſo ſcheinbar ein Vorzug einer gelungenen Ueberſetzung, einer Ueberſetzung, die ſich heimiſch lieſt, vor dem gänzlich fremden Original! Allerdings, der Schein iſt da; allein, ich fürchte, er hält die nähere Beleuchtung nicht aus. Den Rapport zwiſchen einer guten Ueberſetzung und dem Reize der Nachahmung muß ich zugeben; die meiſten Nachahmungen ſind ohne Zweifel durch das Leſen der Ueberſetzungen oder, was gleich viel bedeutet, durch überſetzendes Leſen entſprungen. Jede Ueberſetzung hat ſchon an ſich den Charakter der Nachahmung; man darf die Feſſeln nur ein wenig ſchütteln und erweitern, um ſich ein freier Nachahmer zu dünken. Allein,

man gebe Acht! je größer der Reiz der Nachahmung, desto verfehlter der Eindruck, welchen das Original auf uns machen ſollte.

Das Alterthum, wie alles Fremde, wirkt ächtpoetiſch nur durch den fühlbaren Gegenſatz, worin es zu uns tritt; im Reiche dieſes Gegenſatzes erwacht die Sympathie, die Begeiſterung, die Aetherfüllung unſers Weſens, welche uns, Dichtern, Philoſophen, Helden, zu neuen eigenthümlichen Schöpfungen im Stil unſers Zeitalters, im Charakter unſers Genius die glücklichſten Ideen gebären kann, aber auf den niedern Trieb der Nachahmung durchaus keinen Einfluß übt. Indem der Gegenſatz uns auf uns ſelbſt zurückwirft, verhindert er, daß wir aus den Schranken unſerer Zeit und unſers Geiſtes willkührlich heraustreten. Wird aber dieſer polariſche Contact vernichtet, ziehen wir das Fremde unmittelbar in unſer Gebiet, ſo verwandelt ſich die Sympathie in Familiarität und wir ſind um die eigenthümliche, dichteriſche Wirkung, die einzig wünſchenswerthe, eines claſſiſchen Originalwerkes betrogen. Hieraus entſteht dem für alle Ueberſetzer ein trauriges Dilemma. Machen ſie ihre

Ueberſetzung, gleichſam durch chemiſche Diſſolution und Compoſition, was man ſo nennt, zum zweiten Originale, dann paralyſiren ſie die Wirkung des erſten; geben ſie ihr hingegen den ſichtbaren Stempel der Copie, dann rauben ſie ihr und dem Originale zugleich die beabſichtige Wirkung, indem ſie ob dem Mechanismus des Abdrucks ſowohl den Geiſt der fremden Sprache als den Geiſt der eignen gewaltſam in die Preſſe zu nehmen nicht wohl umhin können. Im erſten Fall gedeiht ſie unerſprießlich, im letzten wird ſie ungenießlich. Es iſt freilich in Hinſicht der letzteren Art von Ueberſetzungen gemeiniglich nur von Gewaltthätigkeiten wider den Genius der Mutterſprache die Rede; aber ſehr fälſchlich und einſeitig; denn man ſieht das peccatum wird extra et intra begangen, und ich möchte zum Beiſpiel wiſſen, ob die Ueberſetzung, welche Herr Thierſch vom Pindar veranſtaltete, oder jene nicht flüchtig genoſſene ſondern mühſelig abgehämmerte des Horaz von unſerm alternden Voß mehr wider den Genius der deutſchen Sprache, als wider die Sprache und den Genius des Pindar und Horaz geſündigt haben.

Brechen wir davon ab. Ueberſetzungen dienen, wie bemerkt, hauptſächlich der Wiſſenſchaft und geben eine ſtoffartige Befriedigung; am beſten, wenn ſie hierin treu, einfach und naiv gerathen ſind, weshalb die proſaiſchen in der Regel vorzuziehen. Wie idealiſch man aber auch den Begriff einer vollkommen gerathenen Ueberſetzung auffaſſe, dieſe kann niemals das claſſiſche Original weder erſetzen noch vergüten. Der überſetzte Sophokles iſt Sophokles nicht mehr; er hat ſich entweder in einen froſtigen deutſchen Dichter, oder jedenfalls in eine unheimliche Zwittergeburt verwandelt, die zwiſchen Mann und Frau, Schöpfung und Empfängniß, Original und Nachahmung, Griechiſch und Deutſch, alter und neuer Zeit hin und her ſchwankt. Das Alterthum durch Ueberſetzungen erhalten wollen, heißt es aufgeben; das überſetzte Alterthum iſt des Alterthums nicht würdig. —

Betrachtet die Genien, die auf dem Grabe des Alterthums Wache halten, dieſe Genien der Schönheit und Majeſtät, haben ſie das düſtere Anſehen von Todtengräbern? Kann man keinen ernſten unmittelbaren Umgang pflegen mit den

Geistern des Alterthums, ohne die drohende Gefahr, zum Pedanten, oder zum Gespenste zu werden? Ist die Unsterblichkeit des Homer, des Sophokles, des Plato eine Lüge, deren bereits das kommende Geschlecht das stolze Alterthum zeihen wird; oder ist sie ein Fluch, der auf allen künftigen Geschlechtern lasten muß?

Thörigte Fragen, durch die Thorheit der Menschen herbeigerufen! Der einfache Verstand lehrt uns eben so deutlich die Irrthümer der philologischen Humanitätsstudien, und die Fehler des herrschenden Unterrichtssystems erkennen, als er uns über die Grundforderungen eines besseren Systems die Augen öffnet. Ja, so einfach sind letztere, daß ich mich schämen müßte, darüber mehr Worte zu verlieren, als zu ihrer bloßen Bezeichnung unerläßlich scheinen.

Nein! Das Alterthum trägt nicht die Schuld an der Unterdrückung der Jugend. Seinem Geiste widerspricht die Sclaverei, die Entziehung der Mutterbrust unserer Sprache, die Eskamotage der Zeitalter, die blinde Verehrung, welche Jahrhunderte an sein Studium geknüpft haben. Löset

dieſes Band des gelehrten Unverſtandes, und erwartet getroſt die Früchte, die euch erwachſen.

Und welche Forderungen ſtellt der geſunde Verſtand oder wenn ihr wollt der Geiſt der Zeit nicht minder als der Geiſt des Alterthums an euch? Dieſe: daß ihr 1) das Studium der alten Sprachen freilaſſet, gleich wie ihr es gegenwärtig haltet mit dem Studium der neuern Sprachen; daß ihr 2) die deutſche Mutterſprache aufrichtig als die einzig wahre, elementariſche Baſis aller niedern und höheren Bildung anerkennt;*) daß ihr 3) die unfruchtbare und geiſttödtende Pedanterie der bisherigen grammatiſchen Methode fahren laßt; daß ihr 4) nicht Knaben und Knäblein, ſondern nur gereiftere Jünglinge dem Alterthume zuführt.**)

*) Natürlich auch die Baſis der grammatiſchen Bildung, wozu unſere Urſprache im Allgemeinen ebenſo geeignet iſt, als die griechiſche und römiſche und in mancher Hinſicht ſogar vor dieſen den Vorzug verdient. Ich verweiſe auf J. Grimms deutſche Sprachlehre, dieſes leider noch unvollendete Rieſenwerk deutſchen Geiſtes und Fleißes.

**) Man ſollte die griechiſche und lateiniſche Grammatik nicht ſowohl auswendig lernen als erfinden laſſen. Gelehrt und gelernt müßen werden das allgemeine Formenſkelett, die

Was ſoll ich dieſen Geboten hinzufügen? Warum ſoll ich ſie einzeln auf ihre ſittlich verſtändigen Gründe zurückführen? Jeder gebildete Menſch iſt ſich ihrer bewußt, er ſieht in der ſtillen Tiefe ſeines von Vorurtheilen nicht ganz getrübten Bewußtſeins klar und deutlich die Stelle, wo ſie wurzeln. Aber die Vorurtheile haben nicht minder ihre Wurzeln, ſie wurzeln im geſtrigen Tage, ſie ſind feſtgelöthet an die bleierne Gewohnheit, ſie kleben an Corporationen, verſchweißen ſie mit Hantierungen. — Was die philologiſchen Vorurtheile betrifft, ſo gruppiren ſich alle um den falſchen Begriff der Humanitätsſtudien. Das Alterthum hinterließ uns den Begriff von Studien, die eines Freigeborenen würdig ſeien, mit einem beſtimmten poſitiven Inhalt,

---

Declinationsrippen, die Conjugationswirbelknochen u. ſ. w.; dies alles ſo feſt eingeprägt, als möglich. Sodann gleich curſoriſches Leſen unter dem Beiſtande jener heuriſtiſchen und combinatoriſchen Methode, wodurch geiſtreiche Autodidacten, beſonders nach allgemeiner grammatiſcher Vorbildung, ſich ſo glücklich forthelfen und auf die ſchnellſte und intereſſanteſte Weiſe ſowohl ein reiches Sprachmaterial als das lebendige Bewußtſein der Regeln ſich verſchaffen.

der ſich auf die damalige Zeit und Nationalität bezog. Nach dem Untergange dieſer Zeit und Nationalität pflanzte ſich ein Theil jener Studien fort, der grammatiſche; er blühte in Alexandrien, umrankte wuchernd die Trümmer ſeines heimathlichen Bodens, emigrirte nach Italien und ward von hier aus die Grundlage jenes philologiſchen Humanitätsſyſtems, welches die wahre Blüthe aller neuern menſchheitlichen Bildung aus dem glücklich geretteten Stamme der alt-griechiſchen und römiſchen Literatur erzielen will Welche Satyre hat eine ſchärfere Lauge, als dieſe einfache Geſchichte? Von der Muſik, Gymnaſtik, und allen jenen ſchönen Uebungen, welche Geiſt und Leib der Griechenjünglinge bildeten, ja von denen nicht nur das Verſtändniß, die Belebung und Befruchtung der alten Literatur, ſondern weſentlich ihr Urſprung, ihr ſchönes Daſein, ihr claſſiſcher Vorzug abhing, von dem allen getrennt wurde dieſe entwurzelte Literatur der Studienölgötze der neuern Zeit, eine ausgeſtorbene Literatur, welche, ſelbſt in Verbindung mit dem allen, unter einem fremden Himmel, bei fremden Völkern, neuen Geiſterrichtungen nur als gelehrtes

Hülfsmittel der Bildung auftreten konnte, das die Mutterſprache verdrängende und die ſchuldige Ehrfurcht vor heimiſcher Literatur ſchimpflich verletzende Hauptinſtrument derſelben. Humanitätsſtudien hieß man Solches; aus der Pforte lateiniſcher Schulen ſollte die Humanität hervorgehen, die in ihren dumpfen Fabrikſälen kaum ein wenig friſche Luft, geſchweige griechiſche zu athmen bekam. Lacht nicht! Es iſt zum Weinen, wenn man der blühenden Opfer gedenkt. Und ſind unſere hohen Schulen nicht noch immer, was ſie waren, lateiniſche Schulen? Sind ſie nicht dieſelben gelehrten Humanitätsfabriken von Ehegeſtern? Ein wenig gelüfteter — was verſchlägt es! Das Grundelement iſt geblieben, das Grundprinzip iſt der alte Irrthum, dem man nicht hart genug an's vertrocknete Leder gehen kann. Achtung allen ausgezeichneten Männern, welche, dem gelehrten Schulſtande angehörig, durch Geiſt, lebhaften Vortrag, vielſeitige Kenntniſſe und geſchickte Einfügung derſelben in die monotonen Walzen des grammatiſchen Unterrichts ihrer ſchwierigen Stellung Ehre machen, den ſchreienden Widerſpruch ihrer erſten amtlichen Pflichten mit den erſten

Seelenbedürfniſſen der Jugend zu mildern verſtehen. Ich ſpreche vom Prinzip, von der Corporation — ich ſpreche von dem paganiſtiſchen Orden der ciceroniſchen Mönche, die ihre Zellen gebaut haben in den Trümmern der alten Gymnaſien, täglich ihr grammatiſches Brevier beten und nach ihrer oberſten Ordensregel deutſche Knaben zu Griechlingen und Römlingen bilden müſſen. Wartet nicht auf einen Luther unter ihnen, der die neue Welt, die jungfräuliche Sprache des Vaterlandes als Braut vor den Altar führe! Erwartet auch nicht zu viel von einer Veränderung in der Lectionstabelle, wonach ein gerechtes äußeres Verhältniß zwiſchen den nächſten Elementen der Bildung und den entfernteren angeordnet würde. Setzt eure Hoffnung vornämlich auf die Zeit, wo die philologiſchen Studien freigelaſſen werden, wo ihr äußerlicher Zwangs- und Frohndienſt wegfällt, wo keine Wiſſenſchaft ſie mit Nothwendigkeit poſtulirt,*) kein Amts-

*) Von dem dürftigen Grade, worin die Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen als wiſſenſchaftlich nothwendig erſcheint, iſt aber geſprochen.

examen ſie ausbedingt, kein Examinator ſeinen Examinanden mit „die mihi Candidate!“ anredet. Billig habe ich alſo dieſe Forderung als die erſte vorangeſtellt, ſie zerſtört das herrſchende Syſtem in der Wurzel und iſt zugleich die Grundbedingung, die Mutter und Amme eines edleren Geiſterumganges mit dem Alterthum. An practiſchem Einfluſſe kommt dieſer Forderung am nächſten die vierte. In der That könntet ihr euch jetzt entſchließen Knaben nicht vor dem funfzehnten Lebensjahre auf den Weg nach Griechenland und Rom zu entſenden, ſo würden ſie wohl noch ſpäter und im Greiſenalter mit Plato in der Akademie luſtwandeln aber von den Stufen des athenienſiſchen Theaters Sophokleiſche Chöre tanzen ſehen, da ſie jetzt, bei immer bewußter werdenden Mißverhältniſſe ihrer Studien und daraus entſpringenden Widerwillen ungeduldig auf die Zeit warten, wo ſie ihren Quälgeiſtern entrinnen.*) Allein, ich bedenke nicht, eine

*) Dem Knaben gehört durchaus kein Latein und Griechiſch; dieſe Laute ſind ihm noch zu todt und fremd, der Genius dieſer Sprachen iſt ihm noch verſchloſſen; an äußeren Formen nagt er ſich die Zähne ſtumpf.

solche Anordnung wäre nur auf dem Wege des Privatunterrichts zu treffen, da kein Einzelner die einmal eingeführten Stufen des öffentlichen Unterrichts, die bekannten Phasen des grammatischen Raupen- und Puppenstandes ausnahmsweise überspringen darf. Die Anordnung müßte daher generell sein, und von den obern Schulbehörden ausgehen; zugleich aber eine neue Unterrichtsmethode in ihrem Gefolge mitbringen, welche den Vorkenntnissen, den gereifteren Verstandeskräften, der gedrängteren Lehrzeit und, in höchster Kategorie, den wahren Tendenzen des classisch-philologischen Unterrichts besser entspräche. So greift eine Forderung in die andere; der sicherste Beweis, meine ich, für die practisch Natur und lebendige Organisationskraft, welche diesem einzig zulässigen und würdigen System, unsere Jugend mit dem Alterthum in geistige Berührung zu bringen, innewohnt.

Ich glaube dargethan, oder wenigstens den Gedanken angeregt zu haben, daß das Studium des Alterthums unter andere Bedingungen gestellt werden müsse, als bisher; was aber dieses Studium für die öffentliche Erziehung so besonders

empfehlungswerth mache, dieſe gleichſam höhere Zuläſſigkeit habe ich nur flüchtig und im Vorbeigehen berührt. Warum ſollen, ja dürfen wir überhaupt das Alterthums ſtudiren? Man kann nicht zu viel lernen. O allerdings! Man kann zu viel lernen. Wer auf dem unendlichen Meere des menſchlichen Wiſſens ohne Bouſſole ſteuert, iſt ein Wahnſinniger, ein Abenteurer, in deſſen Haut ich nicht ſtecken möchte. Wollen wir uns auf den Gebrauch der Jahrhunderte, auf die Autorität großer Geiſter berufen? Dann verlange ich zunächſt, daß dieſe Jahrhunderte ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen; die Autorität großer Männer aber kenne ich nur als Sympathie; ſie muß ſich in eine, dem Gegenſtande angemeſſene lebendige Ueberzeugung verwandeln, einmal davon, daß ſie ſelbſt durch das Alterthum gefördert, und zweitens daß dieſe Förderung als ein allgemein zu erwartendes Reſultat der Alterthumsſtudien zu betrachten ſei. Dies führt aber, wie man ſieht, über die Gränze des Autoritätglaubens hinaus. Auf die Ueberzeugung kommt es nun an; und dieſe iſt wieder ein ſo eigenes, innerliches, zartes Weſen, bedingt eine ſo weite und lebhafte An-

ſchauung alter und neuer Zuſtände, und, wenn ſie nicht idioſynkratiſch oder ſectireriſch auftauchen ſoll, ein ſo geſundes und friſches Knospenleben am Baume der Menſchheit, daß man ſie unter den Tauſenden der gebildeten Menge nur bei bevorzugteren, glücklich organiſirten Geiſtern vorauszuſetzen berechtigt iſt. Dieſe Ueberzeugung iſt eine begeiſterte Intelligenz, eine bewußte Erfahrung des Seelenlebens, welche durch nichts erſchüttert werden kann. Der Autoritätsglaube hingegen ſteht und fällt mit ſeinen Autoritäten, verliert und gewinnt an Stärke, je nachdem er ſich an eine äußere öffentliche Sanction anlehnen darf oder nicht. Die Anwendung liegt nahe. Welchen Eindruck wird die beſprochene Freilaſſung der philologiſchen Studien, falls ſie in's Leben träte, auf die Menge der Autoritätsgläubigen machen? Einen ſchwächenden. Kein in Quinta beginnendes Paradigmengemurmel, kein römiſcher Imperativ, keine griechiſche Hegemonie, kein Studienzwang, kein Examen mehr,*) nur Freiheit und Wetteifer —

*) Man bedenke, daß ich von einem ideellen Zuſtande und nicht von Begünſtigung der Trägheit rede. In der That, wenn Examinandus nicht durch die Art und Faſſung ſeiner Ant-

was ſoll die väterliche Menge davon halten? Was anders, als, der claſſiſche Bürgermeiſter Cicero iſt abgeſetzt und die griechiſchen Muſen haben die Eſtime unſerer Obrigkeit verloren. Was helfen nun alle geiſtigen Autoritäten, alle Montesquieur, Herder und Goethe, da am Ende herauskommt, daß die deutſche Sprache eben ſo gelehrt iſt als die lateiniſche und griechiſche, die deutſche Literatur aber den Vortritt vor den beiden alten Literaturen verdient und erhält. Gewiß, der Glaube an das Alterthum wird viel von ſeinem heiligen Schauer einbüßen, und man wird vielleicht ſo bereitwillig ſein, mein Argument gegen die objective Geltung der Autoritäten in Schutz zu nehmen, als man gegenwärtig etwa geneigt iſt, daſſelbe des Leichtſinns anzuklagen.

Was ſagen und bekennen aber eure großen Autoritäten? Sie ſprechen alle ein hohes myſtiſches Wort aus. Wenn ſie das Alterthum bewundern, bewundern ſie am Alterthume den Geiſt, immer nur den Geiſt, in jeder leuchtenden Er-

worten von ſeinem Umgange mit dem Alterthume Zeugniß ablegt, ſo will ich ihm gern ſein bischen Griechiſch und Latein ſchenken.

ſcheinung den geiſtigen Strahl, welchen ſie für die eigentliche Quelle alles Lichts, aller Größe und Schönheit halten. Den Geiſt des Alterthums müſſe man ſtudiren; der Geiſt des Alterthums lohne ſein Studium — das iſt der Refrain von allem, was über ihre beredten Lippen geht.

Auch meine ſchwache Stimme vereinigt ſich mit der ihrigen. Wir dürfen nicht allein, rufe ich aus, wir ſollen das Alterthum ſtudiren, ſeines Geiſtes willen.

Zunächſt könnte ich ſagen, es ſei vor allen Dingen der Naturgeiſt, der im Alterthum waltet, und den wir in Folge unſerer gewaltſamen Bildung, unſerer mechaniſchen Civiliſation wenn auch nicht eingebüßt, doch in uns geſchwächt haben. Allein würde ich hiedurch nicht in einen tiefen Widerſpruch gerathen? Wir ſtudiren uns ſelbſt an der Natur immer mehr aus unſerem Naturell heraus; ſo daß uns ſchwerlich das Natürliche des Alterthums natürlicher machen wird. Von dieſem goldenen Saft der alten Natur iſt jeder Tropfen für uns auf die Erde verſpritzt. Nur in uns ſelbſt, an den Brüſten unſerer heili-

gen alten Naturſprache, an dem fortrauſchenden Quell der germaniſchen Naturpoeſie können wir Verſtockte, Irrende uns wiederfinden.

Dazu kommt eine andere Betrachtung. Das Naive, Natürliche, Naturgeiſtige des Alterthums iſt keineswegs eine Natur aus der erſten Hand, ſondern ein Product der Natur und der Kunſt; wie denn überhaupt kein Volksſtamm auf dem ganzen Erdboden, ſo weit die Fackel der Geſchichte oder das mythiſche Nordlicht in's Dunkel der Vergangenheit leuchtet, in einem anfänglichen reinen Naturzuſtande angetroffen wird und man dieſen Ausdruck nur irrthümlicherweiſe zur Bezeichnung jener Völker und Stämme gemißbraucht hat, welche, wie die Südſeeinſulaner, wahrſcheinlich durch Abſprengung von einem größeren Völkerganzen in Verwilderung gerathen, ſowohl Natur als Sitte, den menſchlichen Geiſt von beiden, verloren haben. Die Griechen waren, was auch wir, Orientalen der Herkunft nach; ihre Ahnherren gingen, mit den unſrigen, aus demſelben heiligen Natur- und Sittenverbande uralter aſiatiſcher Menſchheit hervor. Dieſe urſprüngliche Gemeinſchaft hat ſich niemals ganz verwiſchen

onnen, und darum geht ein verwandter Zug urch Natur und Sprache beider Völker und ein eheimes Verständniß zwiſchen uns und den Grieben, das uns überall mit Leichtigkeit und angeorenem Tacte die Anknüpfungspunkte an ihre eiſtige Weberei und ihre poſitiveſten Zuſtände nden lehrt. Wir ſind den Griechen geiſtig verandter als den Hebräern, ſo viel leidet keinen weifel. Allein die Griechen haben das hohe lück genoſſen, ihre urſprüngliche Natur ohne örende äußere Einflüſſe, in günſtiger Weltlage, on allen Elementen, Himmel, Erde und Waſſer, efördert, auf eine eigenthümliche nationale Weiſe nd zugleich mit einer gewiſſen allgemein menſchichen Vollſtändigkeit nach allen Richtungen hin urchzubilden. Dieſes Glück hatten wir nicht geoſſen, die Ungunſt des Schickſals hat uns beinahe ein gegentheiliges Loos zugeworfen, und unſere tiefſte Klage geht dahin, daß wir unſere rſprüngliche Natur nicht haben auf organiſche Weiſe durchführen können. Indem wir nun die leberlegenheit der Griechen hierin und das Glück hres naturgemäßen Daſeins auf dem höchſten Standpunkte der Bildung anerkennen, können wir

uns doch zweierlei nicht verbergen. Einmal ſchreiben wir unſerer noch ſo ſehr unterdrückten und gemißhandelten Stammnatur gewiſſe unverwüſtliche Eigenſchaften zu, welche wir in der griechiſchen Stammnatur nicht oder nicht in dem Grade wahrnehmen; andererſeits haben wir dem griechiſchen Leben fremde, weltgeſchichtliche Elemente in uns aufgenommen, welche uns, in eine glücklichere Harmonie mit unſerer Urſprünglichkeit geſetzt, eine höhere Naturvergeiſtigung und damit allgemeinere edlere Bezüge zur Menſchheit ahnen laſſen, als ſie in den ſchönſten Naturen Griechenlands jemals auftauchen konnten. Nach dieſen Andeutungen, die ich dem ſinnigen Leſer zur Ausführung überlaſſe, darf ich wohl unmittelbar meine Anſicht dahin ausſprechen, daß ich mir vom Naturgeiſte und gleichſam von der natura naturans des Alterthums auch in dieſer Hinſicht keine belebenden Einflüſſe verſpreche, ja ſolche nicht einmal wünſchen möchte.

Eine ganz andere und höhere Bedeutung für uns hat jener Geiſt, welchen man die zweite Natur der Griechen nennen kann, der Geiſt der

Kunſt. Er hat ſich in dem Grade des helleniſchen Naturgeiſtes bemächtigt, daß er alle ſeine Aeußerungen gleich an der ſprudelnden Quelle auffing, ſie in tauſend Röhren durch die Geſellſchaft leitete und das ganze Daſein, ſo traurig im Orient, in ein lachendes, blühendes Gefilde umſchuf. Er hat das Tiefſte der griechiſchen Natur zu Tage gefördert, das Beſte verherrlicht, das Gediegenſte anmuthig geformt. Er hat die Taferkeit in einen Hymnus, die Schlacht in einen Tanz, die Freundſchaft in eine Symphonie, die Liebe in einen Gott, die Philoſophie in ein Gaſtmahl, den Staat in ein Kunſtwerk, die Vaterlandsliebe in eine edle Begeiſterung für den Ruhm, die Freiheit und die Wiſſenſchaft des gemeinſamen, den Barbaren feindlich gegenüberſtehenden Griechenlandes verwandelt. Soll ich noch etwas hinzufügen: er hat ſogar die Schattenſeiten des griechiſchen Naturgeiſtes und ſeine Verirrungen, die ein barbariſches Mißverſtändniß ihm ſelbſt aufzubürden pflegt, nicht verborgen und einem wüſten Dunkel uberlaſſen: er hat ſie benutzt, wie die heutige Muſik den Mißlaut, den wir als den Mephiſto-

pheles der muſikaliſchen Poeſie unaufgelöſt in das Reich der Harmonie aufgenommen ſehen.*)

*) Wer läugnet, daß dieſes auf der andern Seite wieder die ſittliche Gefahr vermehren mußte. Die Kunſt iſt freilich an ſich etwas Sittliches und duldet nichts Gemeines in ihrem Reiche; wenn ſie das Unſchöne nicht vernichten und umgehen kann, ſo muß ſie daſſelbe ihren höheren Anſichten unterordnen. Dies aber verführt die Menge zu dem Wahne, als ob auch die Kunſt dem Gemeinen huldige, was ſie nur in ihrer Gemeinheit beſtärken kann. Die Schönheit ſelbſt wird dann gleichſam die Veranlaſſung zu Verirrungen, obgleich man ſie mit Unrecht dafür — ſtatt ſich ſelbſt — belangen. oder gar als die Quelle derſelben bezeichnen ſoll. Das Schlimmſte aber, was ſich ereignen kann und in Griechenland ſich ereignete, daß der Kunſtgeiſt endlich in den verwilderten Labyrinthen des Naturgeiſtes untergeht. Denkt man ſich Griechenland als eine Perſon, ſo möchte man dieſer den Felſenmonolog des Goetheſchen Fauſt in den Mund legen:

Erhabner Geiſt, du gabſt mir alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft ſie zu fühlen, zu genießen. —

O daß dem Menſchen nichts Vollkommnes wird,
Empfind ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann — — — —

Um dieſen Geiſt beneide ich die Griechen, nicht um ihr Naturell, nicht um ihren Charakter, welcher die Vergleichung mit dem römiſchen, dieſer Majeſtät der Subordination, nicht aushält. Iſt die Geſchichte die Wirklichkeit des jedesmaligen Möglichen, ſo haben die Griechen die vollkommenſte Geſchichte durchgemacht und übertreffen hierin jedes Volk der Erde. Denn manche können ſich allerdings berühmen, großartiger, glänzender und dauernder in der Geſchichte aufgetreten zu ſein; aber der Ruhm, alle geiſtig ſittlichen Anlagen der Natur, alle Möglichkeiten der Zuſtände, alles, was zur Phantaſie des geſchichtlichen Werdens gehört, vollſtändiger erſchöpft zu haben, kann ſich keine andere Nation anmaßen. Es iſt wunderbar zu ſehen, wie das kleine niedrige Rom allmählig zu einer den Erdkreis überſchattenden Höhe aufſteigt, aber, bei Licht betrachtet, iſt dieſes Wunder nicht complicirter, als daß aus einem kleinen Elephanten ein großer wird.

Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zum Genuß
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Durch eine einzige Eigenſchaft ſind die Römer das geworden, was ſie geworden; durch die Entfaltung einer zweiten, dritten, der menſchlichen Natur nicht minder angehörigen, wären ſie an ihren Rieſenprojecten geſcheitert. Die römiſche Geſchichte iſt die Entfaltung von Roms einſeitiger Größe und Herrſucht, unſtreitig ein Kunſtwerk mit einer prädominanten, für das Gefühl des ruhigen poetiſchen Zuſchauers furchtbar erhabenen Idee. Wenn aber Hannibal die römiſche Wolfsbrut auf ihrem Lager überraſcht und getödtet hätte, ſo fragt es ſich, ob Roms Katakomben mehr als ein fabelhaftes Echo von einer großen altitaliſchen Stadt Roma hinterlaſſen! Denn die Römer hatten mit keiner Nation geiſtige Beziehungen; und ihr inneres Leben, war, wie ihr äußeres, auf den Egoismus der Exiſtenz zurückgebogen. Anders mit dem Griechen. Ihre Geſchichte entfaltete die ganze Menſchheit und ſteht auf allen Puncten mit dem vollen Kreiſe des Menſchlichen in Berührung. Ihr Unglück war die allzugroße Lebhaftigkeit, womit ſie die Metamorphoſen ihres Geiſtes und ihrer ſocicllen Zuſtände ausführten, der eigentliche Stoff

des Lebens verarbeitete ſich zu ſchnell unter ihren feurigen Händen, er beſaß nicht die Stärke und Nachhaltigkeit der einen großen römiſchen Lebensfaſer, woraus die tauſendjährige Geißel der Welt gedreht wurde, nicht die elementariſche Unverwüſtlichkeit, welche dem mütterlichen Orient und dem tiefer im Urſprünglichen der Menſchheit wurzelnden Germanenthum eigenthümlich iſt.

Aber wie tief, wie unendlich tief ſtehen wir in allem, was die Form und die geſtaltende Thätigkeit anbetrifft, unter den Griechen. Wir müſſen noch lange bei ihnen in die Schule gehen, um nur zu ahnen, worauf es denn eigentlich bei ihrem Studium hinausgeht. Unſere Geſchichte iſt das Gegentheil der ihrigen geworden, und zwar durch den einzigen Umſtand, daß ſie faſt immer das Gegentheil deſſen war, was ſie, unſerm Genius nach, ſein konnte und ſollte, was ſie wirklich geworden wäre unter den Händen jenes dienſtbaren Geiſtes, welcher, das Aeußere mit dem Inneren vermittelnd, gleichſam die Perlen der Zeit aus der Tiefe des ewigen Gedankens heraufholt. Unſere Anfänge ſind alle poetiſch groß, unſere Ausgänge entſetzlich proſaiſch. Wir greifen

nach den Sternen und faſſen die Sternſchuppe in Sumpf und Moor. Wie erhaben ſteht Luther da, wenn er auf dem Reichstage zu Worms ſich an die Bibel lehnt — Gottes Wort! keine Menſchenſatzung! hallt es in Deutſchland wieder; ehe man ſich's verſieht, iſt Gottes Wort die Augsburger Confeſſion. Unſere Geſchichte hat mehr ideelle Embryonen als die Geſchichte der übrigen Völker zuſammengenommen; aber wenn unſere Berge in die Wochen kommen, ſpringen Mäuſe heraus. Unſere Zukunft war immer eine Täuſchung, unſere Gegenwart ein ſchlechteſtes Surrogat für höhere Intentionen. Unſere beſten Roſſe ſchütteln ihre Mähnen in endlos freier Wüſte, kluge Nachbaren fangen ſie ein, und wir ſelbſt, die Eigenthümer, haben einen unbeſtellten Acker, oder müſſen hinterher im Schweiße unſeres Angeſichts den Pflug ziehen. So geht es in der Politik, im Leben, in der Literatur. Was der Alltäglichkeit entflieht, ſtreift iſolirt und ſchattenartig über die Geiſterfläche hin. Es zerſpaltet ſich unſer Daſein in eine doppelte Reihe von Momenten, die ohne Berührung über einander hinlaufen, die wirkliche mit ihren langweiligen Secundenſchlägen,

wonach wir essen, trinken, heirathen und unsere bürgerlichen Pflichten und Geschäfte üben, und die ideelle unserer Wünsche, Träume, Ideen, Kenntnisse, mit dem vollen, ja nicht selten zum Hochmuthe gesteigerten Bewußtsein ihres ideellen Werthes und dem schmerzlichen Unmuth über ihren Gegensatz mit der Wirklichkeit. Die nächsten Folgen dieser traurigen Dualität sind im Einzelnen persönlich gesteigerte Grade einer krankhaften geistigen Isolation, im Allgemeinen aber jenes verderbliche Uebergewicht der subjectiven Gefühlsrichtung, welches, so lange es nicht von Grund aus und mit aller Macht des freien Entschlusses gehoben wird, uns jeder Hoffnung eines naturgemäßeren Zustandes beraubt. Man versteht mich nicht falsch. Unsere Geistesinstrumentation ist von Natur um einige Octaven höher und tiefer, als die des Alterthums; auch schlagen die Tasten leichter an und verrathen mehr Seele und Leidenschaft, was, beiläufig gesagt, die Rechte der modernen Poesie gegen die antike und die bezweifelte Unterscheidung des Romantischen und Classischen feststellen muß, in sofern nicht vom Mehr und Weniger der Kunst, sondern vom

Bau des Instruments und der Resonanz der Objecte geredet wird. Unsere subject-objective Welt hat musikalische Beziehungen, welche das Alterthum nicht kannte, und wenn unser objectivester Dichter, Goethe, die Baukunst eine erstarrte Musik nannte, so sprach er, ohne daran zu denken, durch dieses geistreiche moderne Bild unsern eigenthümlichsten Gefühlscharakter sehr treffend aus. Also nicht den normalen, nur den krankhaften Zustand des letzteren kann ich vor Augen haben, wenn ich von den Seelenzerrüttungen und Lebensstörungen spreche, die er unter uns anrichtet. Die Charakterlosigkeit, nicht der Charakter unserer Gefühle ist der gemeinsame Feind. Ließen wir das Wirkliche nur, wie es wirklich ist, in Liebe und Haß auf uns einstürmen, so wären wir, oder doch unsere Enkel, geborgene Leute und die Engel im Himmel hätten ihre Freude daran.

Allein von solcher wahren, naiven und kräftigen Stimmung sind wir himmelweit entfernt. Was uns noch am Wirklichen reizt, ist nicht die Wahrheit der Erscheinung, sondern die Gelegenheit, uns darüber etwas vorzulügen, oder die Gefühle in ein drittes Gebiet schwärmen zu lassen,

das über alle Wirklichkeit, ja nicht ſelten über alle Möglichkeit hinausliegt. Verirren wir uns nicht auf dieſem Fluge und gelangen wir wieder auf die reelle Erſcheinung zurück, ſo hat dieſe ihren natürlichen Reiz und ihre zur Plaſtik aufregende Kraft für uns verloren, ſie klingt und duftet nicht mehr, macht uns weder warm noch kalt, iſt uns gleichgültig oder langweilig geworden. Bedenken wir nun, daß Erziehung und Lectüre unſere Dispoſition vermehren und wir von Eltern, Lehrern, Büchern ſtatt reiner Natureindrücke ſo oft nur Auswüchſe der Sentimentalität, teleologiſche Quängeleien, verdorbene Anſchauungen, den ganzen Spuk unſers verwilderten und geſchwächten Geiſterlebens überkommen, ja, daß wir alle, wie wir heißen und war wir ſtreben, feſter oder lockerer an dem großen Narrenwagen der Subjectivität zu ſchleppen haben, ſo geht uns über die verwurzelte Feſtigkeit des Uebels ein ſchreckendes Licht auf und wir müſſen es alle wahr finden, was ich oben ſagte, daß die ganze Kraft unſeres freien Entſchluſſes dazu gehöre, um uns in einer naturgemäßeren Zuſtand hinüber zu retten.

Beſchämung, Beiſpiel, Lehre, Aufmunterung finden wir im claſſiſchen Alterthume, finden wir, wenn wir ſuchen, und — dies oder nichts ſollen wir im Alterthume ſuchen! —

Das Alterthum iſt ein heiterer und ſtrenger Richter. Verklagen wir die ideenloſe triviale Wirklichkeit, ſo giebt er uns zur Antwort, daß wir Ideen haben, um ſie wirklich zu machen, und daß wir in allen unſerer Spontaneität überlaſſenen Fällen nach dem Geſetze der Natur verfahren und den Geiſt zur Erſcheinung bringen müſſen. Rühmen wir den kühnen Flug unſeeer Gedanken, der ſich über alles Geſchaffene erhebt und die Geſetze der Natur wie die Feſſeln der Kunſt weit unter ſich läßt, ſo erinnert uns ein ſpottiſches Lächeln an die Himmelfahrt des Ikarus und den ohnmächtigen Sturm der Titanen, der ſich mit Vernichtung im Abgrunde der Weſen endigte. Läugnen wir die Möglichkeit, daß Erhabenes und Großes im gemeinen Leben und am ordinairen Stoffe ſymboliſch darzuſtellen ſei, nach der alten bekannten Litanei, daß die Schönheit nur für den Himmel und die Freiheit im Reiche der Träume blühe,

dann ſtraft und beſchämt uns die hohe Geſtalt der Minerva, die in Helm und Harniſch von Athens Akropolis ſchimmert, und auf Lorbeerbüſche, Prytaneen, Akademien, Tempel, lebendige Götterhaine, auf Salamis und den fernen dämmernden Iſthmus hinſchaut, wo der Sieger ſeine heiße Stirn mit Kränzen und dem Windhauche zweier Meere kühlt. Aber wir ſind noch nicht überzeugt, wir ziehen uns in den Gemeinplatz zurück, daß Zeiten und Verhältniſſe Alles ändern? Und wer läugnet dies? wer will uns die erſtarrten Facta eines verhauchten ſchönen Daſeins zur Nachahmung aufdringen? Die Seele iſt's, die lebendig macht, und wer ſie nicht empfängt aus dem ewigen göttlichen Quell, wird ſie vergeblich den Leichen der Geſchichte von der verblichenen Lippe küſſen. Aber die Seele ſoll — wie ihr ja ſo oft wiederholt — ſich einen Tempel bauen, worin ſie wohne; ſie ſoll leuchten in unſern Adern, flammen auf unſerer Zunge, ausſtrömen aus allen Nerven unſerer Organe in das Dunkel um uns her, in den gemeinſten Stoff, der uns umgiebt. Bleibt er gemein, wenn der unſterbliche Hauch ihn berührt? Was iſt ein Lorbeerblatt,

ein Stein, der Block des Marmors, die einzelne Sylbe als Element der Sprache, was iſt alles dies an ſich ſelbſt, ohne die Seele, die wir ihm einflößen, ohne die Conſequenz und Bedeutung, welche die Kunſt ihm verleiht? Daſſelbe elementariſche Nichts, welches die Natur zu ihren Schöpfungen gebraucht, Erde, Waſſer, Luft, woraus ſie den Augenſtern deiner Geliebten, die Bruſt deiner Mutter bildet. Und wenn nun nichts, auch nicht das Geringſte, unwürdig iſt für die Aufnahme der geiſtigen Symbolik, warum halten wir ſo geizig zurück mit unſerm ſchöpferiſchen Athem, warum leben wir uns nicht hinaus, warum ertragen wir das Bedeutungsloſe, das Widerwärtige, die höhniſchen Gegenſätze mit unſerm Innern, warum ſchaffen wir uns nicht eine gemeinſame objective Welt? Gott ſchuf uns aus einem Erdenkloſe. Sind wir vornehmer als der Herr? Denken wir erhabenere Gedanken als die Organiſation eines Menſchen? Giebt es ſo tiefe, zarte und ſchöne Dinge in uns, daß jeder irdiſche Spiegel zu rauh und ſchmutzig wäre, um ihren himmliſchen Strahl aufzufangen? Irren wir uns nicht. Das Reelle iſt die Kraft-

probe des Ideellen und was ſich ewig ſpröde der harmoniſchen Darlegung im Reiche der fünf Sinne entzieht, iſt am Ende nur eine Albernheit oder ein transcendentales = X, das für uns ſo gut als nicht exiſtirt.

Wir haben es ſchwerer als die Alten; dies läugne ich nicht. Wir foltern uns an der Ungunſt der Vergangenheit, an der hiſtoriſchen Disharmonie der Bildungsingredienzen, an der höheren Aufgabe der Humanität, welche wir löſen oder daran untergehen müſſen. Die Schöpfungen unſerer größten Geiſter tragen weniger das Gepräge heiterer Luſt, als die Spuren des Kampfes, in dem ſie geboren; es ſind Acte der nationalen und perſönlichen Selbſterhaltung. Solche Acte muß ſich die ganze Nation und jeder Einzelne zumuthen. Jeder hat ſein Talent empfangen und wer wollte dem Germanen die urſprüngliche grandioſe Anlage zur Kunſt „ſeinem Straßburger Münſter und ſeinem Goethe gegenüber“ abſprechen? Per aspera ad astra muß unſere Loſung ſeyn. Allen das Störriſche und Rauhe unſeres Materials müſſen wir nun einmal hinan; dafür ſind wir Deutſche. Mit dem ſchönen heitern

Kunſtſpiele in leichten, bequemen, zugereiſten, durchſonnten Stoffen iſt es nichts. Es gehört dem Süden an und verloren und vertändelt iſt der Deutſche, der ſich ihm überläßt. Auch den Griechen iſt Leben und Kunſt nicht von ſelbſt in die Höhe gewachſen, in vielen Dingen mußten ſie ſich die unſäglichſte Mühe geben und gleichſam die Steinchen des Demoſthenes in den Mund nehmen. An Lebhaftigkeit übertrafen ſie uns ohnehin; wollen wir auch den Vorrang des Ernſtes und der Ausdauer ihnen überlaſſen?

Wir rühmen uns unſerer Gründlichkeit. Dies iſt eine gute Wurzel, wenn ſie lebendig im durchknoteten Stengel aufſchießt und Blüthen und Früchte trägt. Aber dieſe Pflanze gedeiht nicht, wo wir ſie anbauen, in den Ruinen der Geſchichte, ſondern nur im Schooße des Lebens und an des Tages ſonnigem Lichte. Aus dem Grunde des Gegenwärtigen und Lebendigen zu ſchaffen und geſtalten, dies iſt unſere Aufgabe und darin ſollen die Griechen und auf ihre Weiſe auch die Römer uns ewige Muſter ſein. Denn, wie verſchieden und eigenartig auch Geiſt, Gehalt nnd Stoff in beiden Welten, in antiker und mo-

derner, sein mögen, die Gesetze der harmonischen Production sind ewig dieselben, weil sie nichts anderes, als vergeistigte ewige Naturgesetze sind. Lernt diese Gesetze von der Natur — und vom Alterthum; Niemand hat jene zarter belauscht und idealischer nachgeahnt. Auch der einsame Hohepriester der Natur, Shakespeare, hat sie verstanden, und so gut, daß er auch die Griechen verstand, ohne sie gelesen zu haben; ja dieser Shakespeare muß die erste Naturbibel unserer Knaben sein, und sie müssen ihn früher kennen und verehren, als selbst die Griechen, weil er ihrer Zeit, ihrer Phantasie, ihrem Gemüthe befreundeter ist und daher lebendiger auf ihre Naturen einwirkt. Allein an Faßlichkeit und zweckmäßiger Schönheit der Formen übertreffen ihn die Alten. Dem einfacheren Prototyp der classischen Schöpfungen mit all ihrer Harmonie, Anmuth, Großartigkeit und fleckenlosen Schönheit wird man die Jugend am liebsten dann gegenüberstellen, wenn sie in ahnungsreicher, schwellender Kraft nach den unverfänglichsten, bildsamsten Mustern schöne Gestaltung sich umblickt.

Was soll ich dem Gesagten hinzufügen?

Studirt die Alten, um jugendlich zu dichten und zu leben! Studirt das Alterthum ſeines Geiſtes wegen und den Geiſt euretwegen! Studirt die Griechen als ob ihr ſie nicht ſtudirtet! Dies bleibt für uns Deutſche immer die ſchwierigſte Aufgabe bei allen unſern Studien.

Die alte und neue Weltkugel hat einen gemeinſchaftlichen Polarſtern: die Wirklichkeit, der lichtzitternde, ewig ſich erneuernde Moment, wo Ideelles mit Reellem ſich gattet. Seht ihn leuchten, dieſen ſchönen Stern, wenn ihr mit den Argonauten nach Kolchis ſegelt, mit Agamemnons Heere Ilium belagert, mit Odyſſeus nach Ithaka zurückkehrt, mit Leander zum Thurme der Hero ſchwimmt, mit dem verſtändigen Scythen Anacharſis die Reiſe durch die Wunderwelt der griechiſchen Städte und Stämme macht! Seht ihn leuchten dieſen Stern und merkt ihn euch wohl! Er ſoll euch zurückführen in eure Heimath, in die Welt eures eigenen Schaffens. Der Weg über Griechenland und Rom in die Gegenwart iſt ein Umweg, aber ein Umweg, der ſich lohnt! Macht ihn nicht zum Irrwege und Abwege! Directer geſagt, verändert euer bisheriges Syſtem! —

Denn, wer kann es läugnen, daß der bisherige Gang der humaniſtiſchen Studien, in Deutſchland ſowohl als in ganz Europa, dieſe Tendenz nicht verrathe? Wer will die Geſchichte der philologiſchen Humaniſtik in Schutz nehmen? Alles, was man ihr zu Liebe thun kann, iſt die Nachweiſung, daß ihre Verirrungen einen natürlichen Lauf nahmen und im Charakter der Zeit und der Nationen lagen; und dieſe Humanität gegen die Humaniora ſoll man auch an mir nicht vermiſſen.

Ich theile die Geſchichte der humaniſtiſchen Studien in drei Perioden. Man kann dieſe Perioden auf doppelte Weiſe, nach ihrem inneren Charakter und nach den Nationen bezeichnen, welche ſie vorzüglich repräſentirten. Die Italiener bilden die erſte, die Holländer die zweite, die Deutſchen die dritte Periode. Die italieniſche Periode war die begeiſterte, die holländiſche die ſcholiaſtiſche, die deutſche iſt die wiſſenſchaftliche. Dies ſind allgemeine, jedoch für den Kenner leicht verſtändliche Andeutungen, welchen ich jetzt eine kurze Erörterung beifügen will.

Der nächſte Impuls des Alterthums mußte

großartig und begeisternd seyn. Hinreißend und überwältigend wäre vielleicht das rechte Wort, denn die guten Köpfe mußten sich mit magischer Gewalt in Ideenkreise gezogen sehen, denen sie nicht gewachsen waren. Alle Eindrücke der Art sind unfrei und stoffartig und dadurch mehr hemmend, als fördernd. So war auch die Begeisterung dieser Periode, angefesselt an den Stoff, ohne rechte Freiheit des Bewußtseins. Für Kritik, sowohl philosophische als philologische, war noch keine Zeit. Das Alterthum wurde noch gleichsam in Bausch und Bogen tarirt. Neues folgte auf Neues, und man verschlang Alles mit dem Heißhunger naiver Wißbegierde, die sich durch Krittelei im Einzelnen nicht aufhalten mag, und mit einem ungefähren Verständnisse in den Hauptsachen sich zufrieden stellt.

Anders aber mußte sich die Sache gestalten, als der erste Rausch vorüber war. Man fand, daß das Verständniß der alten Schriftsteller außer der Linguistik noch mancherlei historische Vorkenntnisse voraussetze, daß die Manuscripte und Editionen sich vielfach widersprachen und zur Kritik aufforderten, daß endlich für den öffentli-

chen und namentlich für den Schulgebrauch textuelle Erklärungen eine hübsche Sache wären. Diesen Bedürfnissen entsprachen am bereitwilligsten die Cisalpinischen Gelehrten, Franzosen, Engländer, Deutsche, Holländer, mit ihren angeborenen nordischen Inclinationen für Gründlichkeit, Verständlichkeit, Reinlichkeit und kritische Genauigkeit. Zu keiner Zeit haben die Scholiasten mehr Wasser auf der Mühle gehabt, als in den letzten drei Jahrhunderten. Langbärtige Grammatiker stürzten in den Antikensaal, hingen allen Bildsäulen Zettel in den Mund mit der Inschrift was sie vorstellten, was sie bedeuteten, klärten und wuschen sie ab oder castigirten sie nach ihrem Ausdrucke und kritzelten einen Ameisenhaufen von Observationen, Quästionen, Annotationen, Lucubrationen, Scholien, Centurien auf das Piedestal. Dabei zeichneten sich die Holländer durch mehrere bedeutende Persönlichkeiten aus, und Männer wie Scaliger, Grotius, Ruhnkenius u. A., verdienen es wohl, daß man die gesammte Richtung, wenn man nach dem besten Prädicate sucht, nach ihren Landsleuten bezeichnet. In diese Zeit fallen auch die Ursprünge der modernen Philosophie und Wis-

ſenſchaftlichkeit, vermittelt durch die Philologie, anknüpfend an das Alterthum, jedoch ungewöhnlich ſchnell auf eigenem Gebiete ſich zurechtfindend.

Alle dieſe Vorarbeiten trugen dazu bei, die Humaniſtik auf den heutigen wiſſenſchaftlichen Standtpunct zu ſetzen, welchen ſie namentlich in Deutſchland einnimmt. Keine Spur vom Ideenenthuſiasmus der älteren Italiener, aber auch wenig Nachbleibſel von dem foliantiſchen Pedantismus der Vorväter, dagegen allgemeinſtes Umfaſſen und Verfolgen des antiken Geſammtlebens bis zur Vollſtändigkeit ſeines ideellen und reellen Zuſammenhanges mit der genaueſten hiſtoriſch kritiſchen Einſicht in die conſtituirenden Theile deſſelben.

Die erſte Periode, die ſogenannte Wiedererweckung des Alterthums, muß ich die ſchönſte nennen. Die wiedererweckten Alten traten gleichſam perſönlich auf, ſie hatten etwas leichenduftige und derangirte Toilette, aber es floß ein wunderbarer Glanz von ihrer erhabenen Stirn und wo ſich Einer zeigte, wurde er von begeiſterten Schülern umringt, und welche Schuler! Raphael konnte ſie malen, das iſt genug geſagt! In der Sixtiniſchen Kapelle findet

man die ausgezeichnetsten beisammen. Diese Periode war schön, sie hat auch nur in ihrer Heimath, Italien, eigentlich geblüht. Der wirklich classische Boden, mit tausend noch vorhandenen Denkmälern überstreut, gab ihr einen täuschenden Vordergrund; im Hintergrunde stiegen die großen Erinnerungen der sieben Hügel auf, und Michael Angelo und Raphael riefen die Zeiten des Phidias und Apelles zurück. In der That, die Kunst machte die Täuschung vollständig, weil sie selber keine war; die Kunst, welche sowohl durch die Selbsterzeugungen des Genies als durch ihr Verhältniß zum Ewigen der Natur und Menschheit bestimmt war, den Traum des Alterthums zu überleben. Es war eine Chimäre, eine Verirrung, aber eine schöne, wenn man nur die damalige Zeit im Auge hat, wenn man alle diese Päpste, Cardinäle, Fürsten, Dichter, Gelehrte in einem edlen, durch Homer, Virgil, Plato, Aristoteles vermittelten Freundschaftsbunde erblickt, welchen man sich nicht bezeichnender als unter dem Bilde einer classischen Maurerei vorstellen kann. Auch die Poesie trat mit der Kunst in Bund, und es ist wohl schwer zu sagen, welche

von beiden am meiſten zur Verherrlichung dieſer Periode beitrug, eben ſo wenig, ob die Poeſie den humaniſtiſchen Studien, oder dieſe der Poeſie die ſtärkſten Reflexe gab. Freilich, das Letztere anlangend, neige ich mich auf die Seite der Poeſie. Von den großen Vorgängern der Epoche, von Petrarka, Dante, Arioſto leidet es mindeſtens keinen Zweifel, daß ſie durch ihre Gedichte dem Anſehen der alten Mythologie und Hiſtorie größere Dienſte leiſteten, als durch dieſe ihren Gedichten. Der berühmteſte Zeitgenoſſe, Torquato Taſſo, bewegt ſich allerdings ſchon enger im harmoniſchen Kunſtkreiſe der Alten, aber ich fürchte beinahe, daß ſeine Schmiegſamkeit ihn etwas gekoſtet und daß er ihr das Feuer ſeines Geiſtes zum Opfer brachte. Jedoch, dies mag ſich ſo oder anders verhalten, es trug nur dazu bei, die Nähe der Alten fühlbarer zu machen. — Auch in Spanien und Portugal fand dieſe Luftſpiegelung Statt, nur phantaſtiſcher und barocker durchkreuzt von der Gegenwart, wie in Camoens und Lopez de Vega. Ja dieſe drei Nationen haben noch heutigen Tages ihr beſonderes Verhältniß zu den Alten und einen eigenthümlichen, per-

ſönlichen und nationellen Verkehr. Ein ſpaniſcher Baccalaureus des unterſten Grades iſt immer ein anderer Menſch als ein Leipziger Magiſter: es mag ihm die nackte Unwiſſenheit, aber niemals wird ihm die nordiſche Kinderruthe aüs dem durchlöcherten Mäntelchen herausſtecken. Das Leſen der Alten iſt bei ihnen keine Knabenſache. Leider bleibt auch bei ihren gröſten Geiſtern die claſſiſche Tendenz eine unfreie, und ſie bringen, wie man an Alfieri und noch an Manzoni ſieht, die poetiſchen Momente faſt immer der Abſtraction und der Gelehrſamkeit zum Opfer. Der neuerdings zwiſchen ihren Romantikern und Claſſikern erhobene Streit will nicht viel bedeuten. Durch ſolche literariſche Oberflächlichkeit wird Italien ſchwerlich eine Gegenwart und den hüpfenden Punct der Literatur finden.

Den Vorwurf des Antikiſirenden kann man der zweiten nordiſchen Periode der Humanitätsſtudien nicht machen, obgleich ſie ſich durchweg mit griechiſchen und römiſchen Antiquitäten beſchäftigte. Dieſe Periode iſt ſehr unerfreulich. Man ſah die Alten vor ihren Kleidern, die Ideen vor Büchern und Noten nicht. Doch will ich ihr,

die ſich ſelbſt ſo wenig Dank aus ihrer Reſignation holte, willig einräumen, daß wir ihr, beſonders gegen ihren Ausgang, wo ſie die höchſten Blüthen der Philologie aus ihren dürren Aeſten trieb, große Verpflichtungen ſchuldig geworden ſind.

Die heutige wiſſenſchaftliche Periode hat unſtreitig mehr Würde und geiſtiges Intereſſe. Die großen Perſönlichkeiten der Alten bleiben verſchwunden, aber man hat die ſtellvertretenden Alterthümer zum Begriffe des Alterthums erhoben. Es ſind nicht ſowohl die Ideen und Bücher der Alten, mit denen man ſich einſeitig beſchäftiget, als der ganze Complex der antiken Richtungen, welchem man die vielſeitigſte Aufmerkſamkeit ſchenkt. Schlimm nur, daß dieſe wiſſenſchaftliche Vielſeitigkeit durchaus gränzenlos iſt, weil ſie weder im Alterthum noch in der Gegenwart ein außer ihr liegendes Centrum anerkennt. Räumt man der Alterthumskunde die ſelbſtſtändige Würde einer Wiſſenſchaft ein, ſo verſteht es ſich, daß ſie außer dem Wiſſen keine Aufgabe hat, ſo wenig wie zum Beiſpiel die Botanik, welche ſich einzig und allein und ohne practiſche Nebenrückſichten

mit der wiſſenſchaftlichen Kunde der Pflanzenwelt abzugeben hat. Aber wie ſollte dieſes Convolut von Disciplinen, Alterthumskunde genannt, zur Exiſtenz einer Wiſſenſchaft gelangen? Man hilft ſich mit dem Plural, aber damit flüchtet man ſich aus dem Bereiche dieſer Frage nicht hinaus, ja im Gegentheil, man läuft ihr damit eben in den Weg. Die ſogenannten Alterthumswiſſenſchaften beziehen ſich entweder auf das Sprachliche, oder auf das Geſchichtliche des Alterthums. In beiderlei Hinſicht bilden ſie alſo nur Theile eines größeren Ganzen, mit welchem ſie organiſch verknüpft ſind, wie die amerikaniſche, aſiatiſche Flora mit der allgemeinen telluriſchen, und wie man nicht etwa eine beſondere Wiſſenſchaft der Botanik aus den Alpenpflanzen machen kann. Warum beſchränkt man aber den Namen und das Studium der ſogenannten Alterthumswiſſenſchaften auf Griechenland und Rom? Als Wiſſenſchaftstheile gehören ſie zunächſt dem ganzen Alterthum an, und ſo gut den Chineſen, Indern, Perſern, als den Griechen. In der That, unſere jungen Philologen merken dieſe Conſequenz und legen ſich ſchon hin und wieder auf das Indiſche.

Recht! Die Wiſſenſchaft hat keine Symphathien, ſie läßt ihre Sonne ſcheinen auf den Ganges und auf die Tiber, darin iſt ſie wie Gott. So wird man denn bald unſere alten Philologen auslachen, die nichts weiter verſtehen, als ihr bischen Griechiſch und Latein. Einen Fuß in Hochaſien, den andern auf den baskiſchen Bergen wird die künftige Generation der Philologen alle bisherigen Heroen ihrer Wiſſenſchaft, Wolf, Herrmann, Bökh, Niebuhr, Welker, Ottfried Müller u. ſ. w. mit Achſelzucken unter ſich ſehen. Vive la consequence! Habt ihr ihnen die Wiſſenſchaft eingebrockt, ſo müſſen ſie ſie auseſſen. Euer Feſthalten an den bisherigen Schranken der Alterthumswiſſenſchaften iſt vor demjenigen Forum, vor welches ihr ſelbſt dieſe Wiſſenſchaften gebracht habt, auf keine Weiſe zuläſſig. Die reine Wiſſenſchaftlichkeit verlangt von euch das Opfer eurer philologiſchen Jugendliebhabereien, ſie beſteht darauf, daß ihr den Alterthumsſtudien und mindeſtens dem Begriffe und Namen dieſer Studien eine Ausdehnung angedeihen laſſet, welche ihrer wiſſenſchaftlichen Peripherie entſpricht.

Was kann man dagegen einwenden? Das

Einzige, daß die Alterthumsſtudien im engeren Sinn durch den Begriff des Claſſiſchen gezeichnet ſind, daß man ſie claſſiſche Studien, auch Humanitätsſtudien nennt. Welche Stärke hat dieſer Einwurf im Munde eines Philologen, der zugleich auf die reine Wiſſenſchaftlichkeit ſeiner Studien fußt? Alle Stärke, welche man von einem innern Widerſpruch erwarten kann.

Entweder hat die Alterthumskunde ihr Centrum im Begriffe der Wiſſenſchaft und dann hat ſie daſſelbe nicht in einem Anderen. Oder ſie hat ihr Centrum in einem Anderen und dann hat ſie es nicht im Begriffe der Wiſſenſchaft. Dieſer Schluß iſt mit ſo ſcharfen Zähnen garnirt, als nur der Rachen jenes fabelhaften Krokodils, von welchem er in der Logik den Namen führt.

Ich denke aber, es wird Zeit, dieſe Betrachtungen anzuſtellen; es wird Zeit, den Begriff des Claſſiſchen und der Humanität — eine Hendyaſis für claſſiſche Humanität — im Studium des Alterthums feſtzuhalten und ſich in Erinnerung zu bringen, daß nur in dieſem poſitiven, die Prozeſſe der Wiſſenſchaft von außen und obenher leitenden Begriffsmittelpuncte der Vorzug der claſſiſchen

Studien und das äſthetiſche Band ihrer Verknüpfung zu einem relativ geſchloſſenen Ganzen zu ſuchen ſei.

Die hitzige Thätigkeit unſerer Gelehrten in der wiſſenſchaftlichen Analyſe der Zuſtände und Erſcheinungen des claſſiſchen Alterthums wäre nur in dem Fall erfreulich und dankenswerth, wenn der künſtleriſche Blick, das Auge der Muſe ihre Hand leitete, und das hungerige gefühlloſe anatomiſche Meſſer in Reſpect hielte. Aber daran iſt nicht zu denken. Die wiſſenſchaftliche Analyſe treibt ein zerſtörendes Metier, und ſie muß den heiligſten und ſchönſten Leib aufſchlitzen, um die Lage der Inteſtinen und die Structur der Muskeln darzulegen. Das Schöne iſt zum zweitenmal geſtorben und nun erſt recht todt; aber ihr wißt doch, wie es inwendig ausſieht. Und wird die Analyſe nicht durch ihre Collegin die Syntheſe abgelöſet, welche von Anfang bis zu Ende der Operation lauernd an Sectionstiſche ſtand? Nähet ſie nicht die Hirn- Bruſt- und Bauchſchnitte der Analyſe ſo künſtlich wieder zuſammen, daß man kaum die Schneidernath mit Augen ſieht? Und verfährt ſie nicht bisweilen noch viel künſt-

licher, indem ſie, auf die handgreifliche Nachweiſung, daß die Geſtalt an Widerſprüchen ihrer Innerlichkeit mit der äußeren Form leide, zu einer ganz neuen Geſtaltung ſchreitet? Der Homunculus iſt das Wunder der Wiſſenſchaft.

Dieſe tendenzloſe, nur für ſich ſelbſt begeiſterte, Wiſſenſchaftsperiode iſt der Ruin des Claſſiſchen im Alterthum. Ihr wollt Alles beſſer wiſſen, als die Alten, und eure einzige Wiſſenſchaft ſollte ſein, euch auf ihren Standpunct zu verſetzen, und dasjenige zu merken, worauf ſie das meiſte Gewicht legen. Freilich, man ſchreibt keine Folianten mehr über die Sandalen der Alten und ſonſtige Futilitäten, welche die Alten ſelbſt mit Stillſchweigen übergingen. Aber auch ſolche, an und für ſich intereſſante hiſtoriſch antiquariſche Unterſuchungen, die bloß im Intereſſe der Wiſſenſchaft angeſtellt ſind, haben nicht viel näheren Bezug auf den Geiſt und Charakter des gebildeten Alterthums. Man ſieht auch nicht, daß die gelehrte Analyſe und Syntheſe irgend wie mit dem Poetiſchen und Künſtleriſchen des Alterthums zuſammentrifft oder für die Gegenwart Leben und Geſtalt annahm. Ich verſtehe unter

dem Poetiſchen und Künſtleriſchen des Alterthums nicht bloß die Gedichte des Homer, den Stil des Demoſthenes, die Schöpfungen des Plato, ſondern auch den Glauben des Alterthums, ſeinen Geiſt und Athem, der ſich in dieſen und keinen andern Verkörperungen gefallen hat. Ueberall hat das Wirkſame, Fertige, Poetiſche des Alterthums gelitten; und es iſt ein Jammer zu erleben, wie wir einen Tag um den andern unſerer ſchönſten und kräftigſten Jugendeindrücke beraubt werden. Ihr wollt dem Alterthum hinter die Tapete ſehen, die rauhe Kehrſeite ſeiner bunten Webereien unterſuchen, ihr zerrt, rupft, trennt und knotet an den Fäden herum und das Reſultat iſt: ein ſchöner leibhafter Gedanke weniger und eine verwirrte Abſtraction mehr! Welche Arbeit! Und ginge das Weberſchifflein noch heutigen Tages lebendig vor euren Augen hin und her, ihr würdet doch keine Weber werden.

Da iſt zum Beiſpiel die Mythologie. Man muß ſagen, ſie iſt in dieſem Jahrhundert ein ganz neues Studium geworden, voll intereſſanter Blicke in das mythendichtende Zeitalter, voll ſcharfſinniger Compoſitionen und Decompoſitionen das

mythiſchen Stoffes. Voß, Kreuzer, Kanne, Müller, Welker u. ſ. w. ſolche Namen braucht man nur zu nennen, um ſich das viele Vortreffliche, nach verſchiedenen Richtungen hin Verſuchte und Geleiſtete in Erinnerung zu bringen. Aber, was davon an die religiöſe Myſtik abgeht, das Intereſſe der Wiſſenſchaft iſt auch hier ſo verſchieden von dem Intereſſe der Poeſie und Kunſt, daß man immer verſucht und gereizt wird die Anerkennung, welche man auf dem erſteren Standpuncte dieſen geiſtreichen, von Früchten der Beleſenheit ſtrotzenden Unterſuchungen nicht verweigern kann, vom letzteren Standpuncte aus unwillig wieder zurückzunehmen. Denn, wie ſchlimm ergeht es uns in der Regel, wenn wir nun aus dieſen gelehrten Abſtractionen, Hypotheſen und Perſpectiven in den Kreis der plaſtiſchen Objectivitäten der wirklichen, gebildeten Welt zurücktreten! Die Gegenſtände ſind von ihrer Stelle gerückt; wir fühlen uns geſtört in ihrer Anſchauung, indem wir gleichſam wider unſern Willen genöthigt werden, dieſelben unter dem künſtlichen Augenwinkel der Abſtraction, das heißt, ſchielend zu betrachten. Wir denken an die Urſprünge,

und Bedingungen ihrer Exiſtenz, wir denken an das Eine und denken an das Andere, aber ſchauen nicht und genießen nicht mehr die ungetheilte naive Gegenſtändligkeit, welche uns früher entzückte. Wir wiſſen nun Alles viel beſſer, oder ſchmeicheln uns damit, hören nun zum Beiſpiel, welches natürliche Bewandniß es habe mit der Verſetzung der Quellnymphe Arethuſa von Griechenland nach Sicilien; aber das reizende Bild ſehnſüchtiger Liebe erfreut uns nicht mehr — das Factiſche der Poeſie iſt zerſtört. — Alle dieſe Unterſuchungen haben mehr ein pſychologiſch-anatomiſches Wiſſenſchaftsintereſſe, als ein dichteriſches und artiſtiſches.

Und ſo geht es in allen Zweigen des Alterthums. Die Wiſſenſchaft dringt unaufhaltſam vor und läßt die Poeſie, die Jugend, das Herz, das bewundern will, den Charakter, der ſich ſtählen will, das Auge, welches ſich an großartigen Exiſtenzen bilden will, in trauriger Einöde hinter ſich zurück. Es ſind nicht die Alten mehr, denen man im Alterthum begegnet, es ſind die Anſichten unſerer Profeſſoren über die Alten und über das Alterthum. Man ſucht die Athener und findet

Böckh; man ſucht die Römer und ſtößt auf Niebuhr. „Bisher — ſo rief und zürnte einmal der große Goethe — „bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fictionen und Fabeln anzuſehen ſind die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſten groß genug ſeyn, daran zu glauben.“ —

Unendlich iſt gar das Detail, woraus man das moderne Alterthum zuſammenſetzt. Es fehlt nur immer das eine Einfache, die Seele des Alterthums. Was charakteriſtiſch, bedeutend und ſchön war in dem Leben eines athenienſiſchen Staatsbürgers, das begreife ich an Miltiades, Perikles, Sokrates, ohne mir das Auge an allen einzelnen Fäden blind zu ſchauen, woraus die Unterlage dieſes Lebens gewirkt war. Laſſet mir den Blick auf den großen farbigen Teppich der Geſchichte, dem ſo viele Blumen entſproſſen, und

wühlt mir nicht das Erdreich um mit euren phyſikaliſchen Proceduren. Dieſe Erde iſt ja doch nicht meine Erde und wird keine Blüthe meines Geiſtes treiben. Die Hauptbedingungen einer großen geiſtigen Vegetation fallen mir leicht in die Augen: eine geſunde Wurzel, Quellwaſſer, Sonnenſchein, das athmende Spiel der Lüfte, das ſich in Zephyren einſaugt und in blitzenden Donnerhauchen wieder entläßt; ſo etwas begreift ſich bald, ſo etwas lernt ſich im Freien, im aufmerkſamen heiteren Wandel auf dem claſſiſchen Boden. Dazu bedarf es nicht des Actenſtaubes und der Entwerfung von ſtatiſtiſchen Tabellen mit einer beeidigten Genauigkeit und ängſtlichen Ausführlichkeit, als ob ſie den Einnehmern und Staatsbeamten von Athen zum practiſchen Handbedarfe ausreichen ſollten. Dies iſt alles gut deutſch, aber kein Griechiſch. Ich bekomme einen Stupor vor eurer Gelehrſamkeit, aber einen ſchlechten Begriff von den Intentionen, die euch im Alterthumsſtudium leiteten.

Gleicherweiſe iſt auch die philoſophiſche und poetiſche Literatur der Alten von ihrer hohen Stellung zu philoſophirenden und dichteriſchen Ge-

müthern zum kühlen Objecte des wiſſenſchaftlichen Triebes herabgeſunken. Ich kenne dieſe Richtung um ſo genauer, weil ich ſelber in jüngeren Jahren auf die fruchtloſeſte Weiſe mich in ihr abplagte, und läugne überhaupt nicht, daß die Erinnerung an meinen Studiengang und an theure Freunde, welche ſich zu Mitſchuldigen, ja Schildhaltern dieſer unclaſſiſchen Verirrungen gemacht haben, einen wehmüthigen Schatten auf dieſe ohnehin unerfreuliche und ſich ſelbſt verdunkelnde Periode wirft. Dieſes Geſtändniß wird das Gewicht meiner Worte nicht vermindern. Gewiß, ich erkenne das Verlockende der getadelten Richtung an, alles, was daran den Scharfſinn reizt, der Forſchung einen thätigen Charakter giebt und ſich als Ueberlegenheit in unerhörten eſoteriſchen Kenntniſſen einſchmeichelt. Um ſo eifriger will ich die Jugend davor warnen, um ſo ſchärfer die Kennzeichen ausprägen, welche den beliebten Irrweg in allen Gebieten des Alterthums und namentlich auch in den letztgenannten gemeinſam charakteriſiren. Die Aufgabe iſt zunächſt auch hier, einen ſtreng-wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang in die geiſtigen Evolutionen des

Alterthums zu bringen, einen Zuſammenhang, der in den Daten nicht vorliegt, und dem ſich einmal die iſolirten Größen ſtörend entgegenſetzen, welche bisher als Fixſterne mit eigenthümlichem Lichte entzündend und begeiſternd auf den Scheitel aller ſpäteren Denker und Dichter hinleuchteten, und zweitens die Schickſale der Bücher, die leeren Räume, die nur mit Namen, aphoriſtiſchen Sätzen, zweifelhaften und widerſprechenden Einzelnheiten hin und wieder angefüllt ſind. Ein reiches Feld, wie man ſieht, und in der That ſo reich, daß man ſich in die Arbeit theilen muß. Die großen Perſönlichkeiten, die mit ihrem Ruhme ſo viele philoſophiſche und poetiſche Elemente abſorbiren, die, gehörig vertheilt, vielen Anderen zu Gute kommen würden, dieſe Größen kann man freilich nicht immer auf gut Wolffiſch klein kriegen, indem man ſie, wie den Homer, mit ſich ſelbſt multiplicirt; aber man hilft ſich damit, daß man ſo lange an ihrem Charakter dreht und rüttelt bis ſich endlich irgend eine Seite von ihm herauskehrt als Frontiſpiz, welche früher unbeachtet im Schatten lag, wodurch denn eine überraſchende künſtliche Perſpective mit einemmal

gewonnen wird. Durch dieſe Nachhülfe verwandelt ſich der populaire dämoniſche Sokrates in einen verkappten Metaphyſiker, welcher ſeine Schüler mit der früheren Philoſophie vermittelt; der dichteriſche Plato wird aus ſeinen ſchönſten Darſtellungen über den Eros und die Göttlichkeit der Ideen, aus dieſen Weiheſtunden, worin er uns vorzugsweiſe als der göttliche Plato erſcheint, herausgeriſſen und muß im verſchloſſenen Philoſophenſtübchen ſeinen Schülern das Geheimniß entdecken, daß ſeine Ideen eigentlich nur Zahlen ſind; die ſtrengen Stoiker, die Spartaner der Philoſophie, lehren nicht mehr das unvermeidliche Schickſal und die Verachtung der Schmerzen, ſondern vertiefen ſich in eine logiſche Kategorientafel, worauf ſie unbegreiflicherweiſe einen wunderſamen Werth legen. In der Poeſie erinnere ich an Herodot, von deſſen Ruhmestempel kein Stück auf dem andern blieb, an Aeſchylus, der kaum mehr als Dichter, nach dem, was er geleiſtet, ſondern als Repräſentant einer gewiſſen religiöſen Stimmung in Betracht genommen wird, an Euripides, bei dem man ſeit Friedrich Schlegel nur das Mittelmäßige wahrzunehmen verſteht,

was ich mir aus keinem andern Grunde erklären kann, als etwa durch die Annahme, daß er der Geſchichte zum Opfer fallen mußte, indem man den jähen Untergang der attiſchen Tragödie dadurch ſich erklärlicher machte, daß man ihren Todeskeim ſchon in Euripides ſetzte. — Was ſoll ich aber nach dieſem von der großen Kunſt ſagen, welche man anwendet, um die Lücken auszufüllen? Da iſt mir vieles ein Geheimniß, was ich bis auf dieſen Tag noch nicht begreife. Findet ſich in einem leeren Namen nur ein kleines winziges Ideen-Ei, ſo wird auf der hohlen Hand nach einigem Hauchen des Mundes ein vollſtändiger Philoſoph und Dichter daraus. Eine gelegentliche Anſpielung im Ariſtoteles, ein Wort, das ein Scholiaſt fallen läßt, eine abgeriſſene Stelle im Diogenes von Laerte, ein halbes Gedicht, ein Paar Sprüche und Widerſprüche, dergleichen iſt hinreichend, um es auf die Spule der Geſchichte zu winden und daraus die Fäden eines Syſtems, einer beſondern Dichtart zu entwickeln. In der Geſchichte der Poeſie machten die Schlegel damit den Anfang, die Schlegel, die unſäglich viel über alles und nichts zu ſagen wußten. Un-

terſcheidungen der ioniſchen, doriſchen, äoliſchen, attiſchen Dichtarten nach dem Charakter der helleniſchen Stämme gingen ihnen leicht von der Hand, auch machten ſie einen guten Anfang mit einzelnen Dichtercharakteriſtiken auf dem Felde der Reſtauration, welche die kühnſten Verſuche der Art an den verſtümmelten Monumenten der Plaſtik zu übertreffen ſchienen. Doch blieben ſie in der Kunſt dieſer freien Handzeichnungen noch hinter der gegenwärtigen Ausbildung zurück. Die dunkeln Partieen der griechiſchen und römiſchen Poeſie hellen ſich immer mehr auf, die Inſpirationen werden dreiſter, die Umriſſe ſchärfer und vollſtändiger, die zerriſſenen Glieder der Poeten ſammeln ſich, und alle Lorbeerkränze, die bisher nur im hohlen Schreine des Namengedächtniſſes aufbewahrt wurden, weil ihre Träger in Staub und Aſche verſanken, kehren jetzt wieder auf ihre reſpectiven Häupter zurück. Ueber dieſes Wieder könnte man ſich nur freuen, wenn man was davon hätte. Aber man hat nichts davon, nichts, nichts, als ein geſpenſtiſches Grauen über die Wiedererweckung berühmter Todten, die ſtumm ſind oder abgebrochene geheimnißvolle Worte flü-

ſtern, ein Grauen vor antiken Geſpenſtern, die ein deutſcher Profeſſor als ſein Eigenthum vindicirt und an der luſtigen Kette ſeiner wiſſenſchaftlichen Phantaſieen dem Publicum vorzeigt. Gelegentlich hat man aber auch den Verdruß davon, daß beliebte wohlerhaltene Dichter zurückgeſtellt werden, um jene zu beleben, und die Ungunſt ihres Schickſals auszugleichen. So wird Ennius ein größerer Poet als Virgil; und das ließe man ſich auch gefallen und könnte weiter darüber ſprechen, wenn dieſer Vater der römiſchen Dichtkunſt, dieſer

Ennius et sapiens, et fortis, et alter
Homerus
Ut Critici dicunt —

uns beſſer erhalten wäre, als in einigen Fragmenten, in Hinſicht derer ein Niebuhr am beſten wußte, warum er ſie dem ganzen prachtvollen Kunſtwerke des Sängers der römiſchen Urzeit vorzog. — Die Bearbeiter der griechiſchen Philoſophie anlangend, ſo bleiben ſie nicht zurück, wenn es die Ueberſpinnung lückenhafter Stellen und die mühſame Goldwäſcherei jener unzähligen abgeriſſenen Syſtemtheilchen gilt, welche glitzernd

im Strombette der Geschichte liegen. Schleiermacher war hierin ein großer Meister, und noch gegenwärtig ist es einer seiner Schüler, der Herr Professor Brandis in Bonn, der mit einem noch größeren Vorrathe an Materialien diese Kunst am geschicktesten ausübt.

Diese ganze Richtung, ich kann sie nicht loben, und nenne sie noch einmal den Tod des Classischen. Meine Ueberzeugung habe ich rücksichtslos entwickelt, weil man nur auf diese Weise zu einem entscheidenden Wendepunkt kommt, und weil ich die Nothwendigkeit fühlte, über das polemische Motiv der Herausgabe meines „Griechenland und Rom" keinen Zweifel übrig zu lassen. Auf Angriffe und Mißverständnisse bin ich gefaßt. Das gröbste Mißverständniß wird mich schnöde fragen, ob ich der modernen wissenschaftlichen Behandlung des Alterthums gar kein Verdienst einräume, ob alle diese Aufschlüsse über die Geschichte, die Philosophie, die Poesie, die Kunst des Alterthums mir keinen Gewinn brachten, ob ich gemuthet sei, dieses alles mit dem Zustande der Alterthumskunde vor funfzig Jahren zu vertauschen? Ich werde darauf antworten, oder

nicht — ich bin durch eine harte Schule gegangen, ich habe geſchwiegen und ſchweigen müſſen in einer Zeit, wo mir das Herz vor Unmuth zerſpringen wollte; und am wenigſten werden mich jetzt die Göttinger Anzeigen und die ſonſtigen akademiſchen Literaturzeitungen meines Vaterlandes aufreizen, beunruhigen und zur Gegenrede zwingen können. Antworte ich aber, ſo kann ich nur wiederholen, was ich jetzt ſage: ihr irrt, dieſe Beſchuldigungen ſind ungerecht, ſie beruhen auf einem falſchen Sorites! Ich verwerfe das wiſſenſchaftliche Princip als einſeitiges Princip der claſſiſchen Studien, weil dieſe Studien jenes Princip, oder dieſes Princip den Begriff jener Studien aufheben muß. Ich greife nicht die Wiſſenſchaft auf ihrem Felde an, ſondern ich vertheidige eine heilige Grenze, innerhalb welcher die unnahbaren Heroen des Alterthums herrſchen, den Antikenſaal der Jugend, wo nichts als Großes und Schönes ſie umgeben ſoll, das letzte Aſyl aller kräftigen, gebildeten Geiſter, welche nicht auf der europäiſchen Börſe ſpeculiren. Ich läugne keineswegs, daß dieſe Studien, auch in ihrer ächten Bedeutung, als claſſiſche Humanitäts-

ſtudien, hin und wieder durch die Reſultate der Wiſſenſchaft gefördert worden ſind, aber ich behaupte, daß dieſes, dem Princip der Wiſſenſchaft gegenüber, nur Zufälligkeiten ſind, welche gegen die Uebermacht der auflöſenden, zerſplitternden, die einfache Großartigkeit der Anſchauungen vernichtenden Einflüſſe nichts ausrichten.

Sollte ich noch etwas hinzufügen, ſo wäre es die Ausführung folgender Anſichten, mit welchen ich den Gegenſtand abſchließen will. Nur das wiſſenſchaftliche Princip, nicht die wiſſenſchaftliche Methode verletzt die Prärogative der Alterthumsſtudien. Die Methode kann ſich durchdringen von der Tendenz der letzteren und in ihrem Dienſte wirken. Thut ſie dieſes, dann wird ſie bei dem freieſten Spielraum, der ihr noch gelaſſen iſt, nicht ſtörend, ſondern nur ſegensreich in unſerm Zeitalter wirken. — Dieſe Anſicht iſt, wie man ſieht, eine vermittelnde, und wird vielen ein Genüge leiſten. Sie iſt die meinige; doch würde ich ihr, wenn ich ſie für mich ausſprechen ſollte, eine andere Faſſung geben. Etwa ſo: Iſt der Begriff der Wiſſenſchaft, welchen ich im Obigen von der Praxis der Katheder

abſtrahirte, ein reeller, ewiger und lebendiger Begriff? Laßt hören! Die Wiſſenſchaft iſt entweder in Stoff und Form ein Selbſterzeugniß, wie z. B. die Mathematik; oder ſie iſt es nur in der Form, ſo daß der Stoff als ein gegebener hinzutritt. Um die letztere Art von Wiſſenſchaft handelt es ſich. Was iſt dieſe Form? Nichts anders als eine gewiſſe Methode, den Stoff zu behandeln, geiſtig in ſich aufzunehmen und zuſammenzufaſſen, da er ohne dieſe Zuſammenfaſſung nur als anorganiſche Wiſſensanhäufung, als Aggregat erſcheint. Was zur Einheit eines Ganzen zuſammengeſetzt werden ſoll, muß ſich Natur und Naturordnung gefallen laſſen, muß Principien an die Spitze ſtellen, wie jedes Naturwerk, das ſich nach Geſetzen, nach organiſchen oder mechaniſchen bildet, wie jedes geſchichtliche Product, welches ſittlichen Kräften und Geſetzen ſeine Exiſtenz verdankt. Auf die Frage, woher die Wiſſenſchaft ihre Principien nehme, antwortet die obige Definition. Sie nimmt ihre Principien aus der Erſcheinungswelt, deren Wiſſenſchaft ſie iſt, im weiteſten Sinn aus Natur und Geſchichte, im engeren Sinn aus jeder beſonderen Abtheilung

und Unterordnung derſelben, welcher ſie ſich vorzugsweiſe widmet, und zwar auf die Weiſe, daß zu den allgemeinen oberen Principien, welche ſich ja niemals aufheben, nächſte ſpezielle Principien als vorzugsweiſe herrſchende hinzutreten. Hieraus reſultirt nun für das Allgemeine 1) daß nicht das bloße Wiſſen als ſolches einen Werth hat, ſondern nur in ſofern es ſich in den lebendigen wiſſenſchaftlichen Organismus fügt; 2) daß die Thätigkeit der Wiſſenſchaft, geſchweige ſich in ein wüſtes Material zu verlieren, eine durchaus künſtleriſche, geſchloſſene und in ſich lebendige iſt. Ihre erſte Thätigkeit iſt die naive Beobachtung der Prozeſſe und Reſultate des Lebens; ihre zweite, die Entdeckung jener großen Geſetze, welche heimlicher oder offenbarer in den Prozeſſen des Lebens zum Vorſchein kommen; ihre dritte eine Nachahmung der Natur, oder vielmehr ein Wetteifer mit der Natur, indem ſie, gleich dieſer, nur abgeſonderter, reiner, faßlicher, transparenter und, ſo zu ſagen, claſſiſcher die Prozeſſe, oder die Durchwirkung des Princips in den Stoff, wiedererzeugt — Alles dieſes ſollte nun auch von der Alterthumswiſſenſchaft gelten. Ihr allgemeines

Princip iſt das Geſetz der Geſchichte — welches den Weiſeſten noch im Dunkeln liegt — ihr ſpezielles das Claſſiſche, oder durch welches Wort man die Eigenthümlichkeit jener vorzugsweiſe begabten und menſchlich gebildeten Menſchheit bezeichnen will. Ihr Stoff iſt das ganze Alterthum, ſo weit es erwärmt, durchſonnt und geſtaltet iſt von ſeiner großen Lebensſeele. Für den Philologen, der lebendig von ſeiner Wiſſenſchaft durchdrungen iſt, bedarf es wohl nicht der Erinnerung, daß er die Prozeſſe und Reſultate des claſſiſchen Geiſtes nicht naturgemäß auffaſſen und künſtleriſch lebendig darſtellen kann, wenn ſie ihm nicht factiſch vor Augen liegen. Ein ſolcher wird mich begreifen, wenn ich behaupte, daß eine Beobachtung auf hiſtoriſchem Gebiete, welcher man erſt vorher die elementariſchen Stoffe zutragen und den Prozeß eigenhändig zubereiten muß, durchaus keinen wiſſenſchaftlichen Werth hat und den Namen einer leeren Spiegelfechterei verdient. Ich ſtehe nicht an, ſehr viel Berühmtes der Art unter dieſe Kategorie zu ſtellen. An Niebuhr's römiſche Geſchichte zu denken grenzte an Frevel; doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken,

daß dieſer würdige Mann an der Spitze unſerer wiſſenſchaftlichen Verirrungen in der Alterthumskunde ſtand, und ſich bei all ſeiner Gelehrſamkeit ſo weit von der lebendigen Auffaſſung des Alterthums entfernen konnte, daß er durch einen wahrhaft claſſiſchen Moment der Zeitgeſchichte in apprehenſive Zuckungen gerieth, die bekanntlich ſeinen Tod herbeiführten.

Man wird es dieſer ganzen Darſtellung anſehen, daß ſie von verſöhnenden Abſichten dictirt iſt. Ich möchte die Alterthumswiſſenſchaft mit der Idee, mit der Kunſt, mit der Jugend in nähere Berührung bringen. Es ſchmerzen mich die vielen Talente, die ſich unfruchtbar verirren und am Ende ihrer Laufbahn verwundert ſind, daß ſie einſam und von der Jugend verlaſſen daſtehen. Ich möchte dieſen Talenten einen Wirkungskreis anweiſen, wo ſie ſich einen Namen holen können, ohne dem Lebensprinzip des Alterthums und der Gegenwart zu nahe zu treten. Aber ich weiß nicht, ob ich nicht in meinen Zugeſtändniſſen ſelbſt nur an eine hypothetiſche Alterthumswiſſenſchaft, bereits zu weit gegangen bin. Das claſſiſche Alterthum iſt zugleich eine claſſiſche Ueberlieferung,

deren Kunſt durch Niemand überboten werden kann. Ihre Geſchichte haben die Alten ſelbſt geſchrieben, und man wird uns doch nicht Wachsmuth für Thucydides, und Niebuhr für den Titus Livius Patavinus in die Hände ſtecken wollen! Das poetiſche und artiſtiſche Alterthum liegt in vielen tauſend Kunſtwerken Jedermann vor Augen, deren Anſchauung und perſönliche Aneignung doch immer die Hauptſache bleiben ſoll. Dagegen macht man aber die tägliche Erfahrung, daß die Jugend über alle Bücher und Schriften, welche das Alterthum behandeln, ſich von dem Studium der Quellen abziehen läßt, und in allerlei Gewäſche über Kunſt, Philoſophie und Literatur des Alterthums hineingeräth und darin einen ſchlechten imaginären Erſatz für die herrlichſten Unmittelbarkeiten findet. Endlich wäre noch Folgendes zu bedenken. Jede Wiſſenſchaft, die ſich mit Sammelgut umringen muß, alſo jede hiſtoriſche Wiſſenſchaft, iſt der Gefahr der Pedanterie und der todten Auswüchſe des Wiſſens ungleich mehr ausgeſetzt, als eine andere, welche mit der inneren Erfahrung oder der ſinnlichen Naturanſchauung verkehrt, obgleich ich nicht in Abrede ſtellen will,

daß auch die Zahl der Naturpedanten und phyſikaliſchen Bücherwürmer in Deutſchland größer iſt, als man erwarten ſollte. Die Katze läßt das Mauſen nicht, und der Gelehrte nicht das Nachjagen ſolcher Stoffe, welche ihren einzigen Werth darin haben, daß ſie ſelten, unbekannt und unverarbeitet ſind. Und ſo wird es, fürchte ich, auch meiner hypothetiſchen Alterthumswiſſenſchaft nirgends an einer Hinterthüre fehlen, welche aus dem claſſiſchen Salen in ein vagues, willkührliches, unkünſtleriſches Gebiet der Forſchung hineinführt. Welchen Schluß ſoll man ſich über dieſe Angelegenheit machen? Keinen, denke ich. Es geht eben, wie es geht. Nur an junge Muthige der Zuruf: **hic Rhodus, hic salta!**

Jetzt, indem ich vor dem letzten Abſchnitte meiner einleitenden Diatribe ſtehe und mich zu einem angenehmeren Geſchäfte als bisher, zur Ausübung eines Actes der Gerechtigkeit gegen die Geſchichte vorbereite und ſammle, jetzt möchte ich erſt meine Rechnung mit allem Bisherigen abſchließen und mir gleichſam den Rücken von einzelnen ſtörend nachzügelnden Gedanken frei halten. Ein raſcher Ueberblick belehrt mich, daß ein von

ſeinem Zwecke erfüllter Geiſt nicht mit Unrecht ſich auf den natürlichen Entwicklungsprozeß ſeiner Gedanken und Gefühle zu verlaſſen pflegt und ohne die ſtöchometriſchen Tafeln eines logiſchen Vorentwurfes ſich durch die Rangordnung wahlverwandten Stoffes hindurch prozeſſirt. Ich bemerke zunächſt, daß ich von einer Stimmung ausging, die ſo allgemein unter uns verbreitet iſt, als der geiſtige Druck eines unnatürlichen und zweckwidrigen Unterrichtſyſtems ſich fühlbar macht. Den Stachel der jugendlichen Erbitterung im Herzen fühlt man ſich nur zu geneigt, das aus allen mit Spinnegewebe überzogenen Winkeln deutſcher Katheder wiederhallende Echo von der hohen Würde und dem veredelnden Einfluſſe der Alterthumsſtudien für eine leere philologiſche Prahlerei zu halten, und dieſer zum Trotze und zur Beſchämung die polemiſche Theſis aufzuſtellen, daß die Einflüſſe des Alterthums ſehr ſtreitiger, ja bedenklicher Natur, daß die größeſten Productivitäten der Poeſie und Geſchichte am wenigſten mit dem Alterthum in Berührung traten, und daß nun gar von einer wiſſenſchaftlichen Nothwendigkeit dieſer Studien in unſern Tagen kaum die

Rede ſein könne. Indem ich mich, und ich muß geſtehen, ganz ohne Mühe, dem Raiſonnement dieſer Stimmung hingab, behielt ich mir von vorn herein die Unterſcheidung des Alterthums von den Alterthumsſtudien vor, welche letztere, ſtatt ein leichtes, lichtes behülfreiches Medium zu ſein zwiſchen den Alten und uns, ſich im Gegentheil „zu einer ſchweren düſtern Wolke zwiſchen der antiken Sonne und dem modernen Auge“ ſyſtematiſch verdichten. Dieſes Gebrechen näher in's Auge faſſend, trieb ich die Schilderung deſſelben bis auf den höchſten Punct einer Alternative, welche mich ſehr in Verlegenheit hätte ſetzen können, wenn ſie nicht eben vorbereitet geweſen. Das Eine, was uns Noth thut, die Verbeſſerung des claſſiſchen Schulſyſtems, war ein langer Wunſch von mir, und ich durfte nur die Gedanken niederſchreiben, welche mir ſeit lange über dieſen Gegenſtand zugereift waren. Ich entwarf alſo, nachdem ich das leichteſte und ſchnellſte Verbindungsmittel zwiſchen uns und dem Alterthum, die Ueberſetzung, für unzureichend erklären mußte, die Grundzüge eines neuen Unterrichtſyſtems. Man verkenne mich nicht. Ich täuſche mich gern,

beſonders wenn die Täuſchung ein Reiz zum Handeln wird. Aber zu wähnen, daß meine ideellen Subſtructionen beſondere hohe Beachtung auf ſich ziehen würden, dies konnte mir nicht in den Sinn fallen. Es war nur für mich und für den Leſer dieſer Zeilen, daß ich mir auf imaginäre Weiſe ein Syſtem vom Halſe ſchaffte, welches ſich wie Alpdrücken auf meine von Träumen der Zukunft wallende Bruſt geworfen hätte. In der That, jeder Gedanke an daſſelbe hätte mir das Weiterſchreiben verleidet und nur durch den helleren Zwiſchengedanken eines beſſeren Syſtems konnte ich mich mit dem Lichte des Alterthums befreundet fühlen. Nun erſt konnte ich fragen: warum betrachten wir dieſes Licht? wodurch iſt es unſere Freude? in wiefern vermag es wohlthätig auf uns zu influenziren? Dieſe Fragen, oder, mit anderen Worten, die Fragen nach der Tendenz der Alterthumsſtudien und ihrem relativen Werthe wurden von mir, da der ſchwerſte Anſtoß beſeitiget war, in freier, überſichtlicher Stimmung aufgeworfen und beantwortet. Daran ſchloß ſich eine hiſtoriſche Betrachtung, die nicht zu umgehen, die Nachweiſung nämlich, daß die bisherigen Re-

ſultate der Alterthumsſtud.en ſchon deshalb nicht befriedigend ausfallen konnten, weil, — außer dem triſten Syſteme des philologiſchen Unterrichts — die Richtung dieſer Studien, in Maſſe betrachtet, verkehrt und unzulänglich war. In der Charakterſtik der verſchiedenen Epochen verweilte ich am längſten bei der gegenwärtig herrſchenden, die ſich immer mehr in ihrem uneigennützigen Charakter beſtärkt und vom Alterthum nichts zu erwarten und verlangen ſcheint, was ſie ihm nicht doppelt und dreifach wieder zu erſetzen wähnt. Ich erkannte das Vornehme dieſer Stellung an, mußte aber die Jugend, die von den Alten lernen will und ihnen nichts zu bieten hat als eine für Größe und Schönheit empfängliche Seele, zur Annahme einer beſcheidneren Haltung ermahnen. Sprach dieſe Mahnung noch nicht deutlich genug aus meiner Kritik, ſo wiederhole ich ſie nochmals, ihr Geliebten! Gleichet nicht denjenigen, welche über das Alterthum herfahren mit Hammer und Meißel und jeden Torſo anmaßlich reſtauriren wollen! Haltet euch an das Fertige und Vollkommene des einmal Geſtalteten und nähert euch demſelben, wie die Alten ihren

Göttern zur Zeit der Krankheit und der Dürre, mit dem Stabe der Flehenden! Dieſer heilige Stab wird eure Hände ſchöner zieren, als das gelehrte Werkzeug der Arroganz und der Vermeſſenheit. — —

Ich ſprach von einer Pflicht gegen die Geſchichte, deren angenehme Erfüllung mir noch bevorſtände. Was kann ich anders damit meinen, als die Erwähnung jener beiden merkwürdigen Literaturepochen Frankreichs und Deutſchlands, in welchen die Idee des Claſſiſchen ſich bis zum Range einer leitenden Idee erhob und mehr oder minder auf die geiſtiger Erzeugniſſe, ſowohl der Form als dem Inhalte nach, Einfluß zu üben ſchien. Beide Epochen haben mit einander, und gemeinſchaftlich mit einer dritten, der vorerwähnten italieniſchen, eine gewiſſe allgemeine Aehnlichkeit; jedoch ſieht man bald, daß ſie ſchon in Hinſicht auf die letztere bedeutend von einander abweichen und nicht minder unter ſich ſelbſt auf das Eigenthümlichſte ferner charakteriſirt ſind. Gemein iſt ihnen die Erhebung über die philologiſche Sphäre und jener ſchöne wolkenloſe Stern, welchen Taſſo, Racine und Goethe als den Stern

der Poesie verehren. Allein der Italiener und der Deutsche fußen auf einer modernen Unterlage, jener neigt sich zugleich vor dem Kreuze der Ritterpoesie, dieser vor dem großen Genius des Shakespeare; dagegen der Franzose, Stoff und Form aus dem Alterthum entlehnend, kein anderes poetisches Substrat besitzt, als den Hof von Versailles und den französischen Nationalcharakter, welcher durch die „noble Phrase" mit der Poesie und dem großen Stil der Alten verwandt zu sein sich schmeichelte. Können sich alle drei die Bewunderung des classischen Alterthums, ihrem Grade nach, nicht streitig machen, die Palme der höheren Einsicht werden sie dem Deutschen überlassen müssen. Die Bewunderung des Italieners war ein Enthusiasmus, der etwas von dem Ahnenstolze des Enkels und von der absoluten Pietät gegen erlauchte Vorfahren hatte. Die Bewunderung des Franzosen mischte sich mit dem eitlen Gefühle einer nationalen Wahlverwandschaft und erstarrte zuletzt in den Fesseln einer bornirten, angeblich classischen Gesetzgebung, welche, ihrem Geiste nach, sehr unclassisch war. Die Bewunderung des Deutschen entsprang aus dem Bedürf-

niſſe der Harmonie, aus dem unbefriedigten Sinne für Schönheit, aus der Einſicht in das Weſen derſelben. Ich denke jetzt nicht allein an Goethe; ich meine mit dieſen Worten die ganze Epoche „Winkelmann und ſein Jahrhundert“ charakteriſirt zu haben. Bedürfniß! Sinn! Einſicht! und zu allem dieſen, was die ewige Bedingung eines fruchtbaren Studiums der Alten iſt — ein bedeutendes Talent! Dies leidet keinen Vergleich, und wenn auch alle die Conſtituenten dieſes einzigen Abſchnittes in der Geſchichte der modernen Alterthumstendenzen, nicht die unſrigen wären, wir müßten ihnen vorzugsweiſe unſere Aufmerkſamkeit ſchenken und die Reſultate einer ſo glücklichen Vereinigung von Eigenſchaften in Erwägung ziehen.

Es iſt aber durchaus unmöglich, die Reflexion über eine geiſtige Bewegung in Deutſchland im Allgemeinen zu halten. Was wir eine literariſche Epoche nennen, iſt ein ſo deutſcher Begriff, daß er bei andern Nationen ſeinetgleichen nicht hat. Unſere Gelehrten haben die Schule und ſo ziemlich den Bau der Wiſſenſchaft miteinander gemein; im übrigen, ich will ſagen, in der

Gesinnung und in allen freien Thätigkeiten des Geistes, welche erzeugender Natur sind, durchschneiden und verwirren sich ihre geistigen Rhadien dermaßen, daß man, wenn man sich eine sogenannte Epoche anschaut, eher das Bild der atomistischen Schöpfung als den harmonischen Sphärenlauf verschiedener Welten zu sehen glaubt. Eine epochemachende Richtung ist uns nur diejenige, welche von hervorragenden ausgreifenden Geistern beschrieben wird, ohne Rücksicht zu nehmen auf die tausend excentrischen Kreise, welche ihr System durchirren.

Aber auch in Hinsicht auf Erstere ist ein solidarisches Verfahren nicht zulässig. Jeder will einzeln charakterisirt seyn, ja nicht selten stellt uns die Geschichte eines Einzelnen eine Reihe von öffentlichen Metamorphosen dar, die wieder einzeln betrachtet werden müssen.

Dieses voraufgesendet, so entsteht für uns die Frage, welche Persönlichkeiten wir als Stellvertreter der ganzen bezeichneten Richtung herausheben wollen? Entscheiden wir uns für Winkelmann, Lessing, Herder und Goethe, diese vier Heroen unserer Literatur, welche am ent-

ſchiedenſten lehrend und wirkend der Idee des Claſſiſchen ſich hingaben und am wenigſten von einer Scheidewand zwiſchen antiker und moderner Kunſt etwas wiſſen wollten.

Vergleicht man die Bildungsgeſchichte dieſes claſſiſchen Viergeſtirns mit einander, ſo wird man überraſcht durch die Bemerkung, daß nicht ſowohl die griechiſche und lateiniſche Literatur, als die neuere franzöſiſche und zumal engliſche die erſten belebenden Einflüſſe auf ihren jugendlichen Geiſt äußerten. Man nehme dies von allen und namentlich auch von Winkelmann als ein Factum hin, welches die genaueſte hiſtoriſche Einſicht in den Gang ihrer Bildung nur beſtätigen wird. In dieſer Hinſicht theilten ſie alſo daſſelbe Loos mit allen Geiſtern des vorigen Jahrhunderts, ſo gut mit Klopſtock und Wieland, als mit Hippel und Lichtenberg, ſo gut mit Schiller und Jean Paul, als mit Thümmel, Weiße, Nicolai, Gerſtenberg und den Unzähligen „welche damals von Unſterblichkeit träumten.“

Und nichts war und wird ſtets natürlicher und wohlbegründeter ſein, als dieſe Prärogative der modernen Literatur, der heimiſchen, wie der aus-

ländiſchen, aus allgemeinen Urſachen, welche ich bereits oben, an geeigneter Stelle, dargelegt habe. Für jene Zeit kam indeß noch eine beſondere Urſache hinzu. Das damalige philologiſche Studium übertraf noch an Reizloſigkeit und Mangel höherer Motive das Studium in unſern eigenen Jünglingsjahren. Durch ſich ſelbſt hätte die alte Literatur, wie ſie gelehrt und getrieben wurde, ſchwerlich auch nur den geringſten Einfluß auf die Geiſter des vorigen Jahrhunderts gewonnen. Winkelmann's Auge mußte erſt auf eine griechiſche Statue fallen, um von dem Strahle antiker Schönheit getroffen zu werden; Leſſing mußte durch Winkelmann's Kunſtgeſchichte zu ſeinem Laokoon und durch die Beſtreitung der franzöſiſchen Bühne mit den Waffen ihrer eigenen Patronie zu den dramaturgiſchen Blättern und ſeinen claſſiſchen Dramen gelangen; Herder mußte ſich an Winkelmann und Leſſing aufranken und außerdem in ſeinem Amte und einem jugendlichen Ehrgeize Veranlaſſung finden, mit ſeinen vortrefflichen Literaturbriefen u. ſ. w. aufzutreten; und Goethe, Goethe mußte erſt ſeine Reiſe nach Italien machen und dort ſeinen Kunſt-

geſchmack auferbauen, um die Rythmen des Taſſo und jener Iphigenie zu dichten, „welche er vor den Griechen voraufhat.“

Für Winkelmann blieb die plaſtiſche Kunſt, welche ihn zuerſt mit dem Alterthum befreundete, die Geliebte bis an ſein tragiſches Ende. Er widmete ihr ſeine Gelehrſamkeit, die profus war, und was noch mehr wog, ſeinen dichteriſchen Geiſt und alles Feuer, das ſein Herz aus einer freudeloſen, einſamen Jugend gerettet hatte.

In Leſſing's Verhältniſſe zu den Alten iſt eigentlich kein beſonderer Moment hervorzuheben; es wäre denn jener kritiſche und dramatiſche, welchen ich ſo eben erwähnte. Leſſing ſympathiſirte mit den Alten in jeder Fiber.

Herder's umfaſſende Berührungen mit der alten Welt waren durchaus ſittlich; bald weich und klagend ob der entſchwundenen Jugendzeit der Menſchen, unter welchem Bilde er ſich das Griechenalter am liebſten vorſtellte, bald mit ſtürmiſchen Reactionen auf die Gegenwart, wenn der große und wahre Gedanke ſich ſeiner Seele bemächtigte, daß die Idee der Menſchheit ihre ewige Jugend in ſich trage; ſtets aber ein wenig ſchwan-

kend und von pädagogiſchen und theologiſchen Rückſichten durchkreuzt.

In Goethe ſchien die ruhige Plaſtik wieder das Uebergewicht zu erhalten. Er näherte ſich dem Alterthum mit ſchon bewährter poetiſcher Kraft, indem er ſich zugleich von ſeinen Zeitgenoſſen abwendete, mit denen er, wegen ihrer Ueberſchwänglichkeit im Streben und Unzulänglichkeit im Leiſten, nichts zu ſchaffen haben wollte.

Unterſucht man nun die Reſultate, welche für jeden aus dieſen Verhältniſſen entſprangen, ſo muß man geſtehen, daß Winkelmann auf das wunderbarſte durch die Alten berührt und gehoben wurde. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man die raſchen Verwandlungen ſeines äußeren und inneren Menſchen gewahret. Durch ſeine Reiſe nach Italien wurde dieſer arme Privatbibliothekar, der Sohn eines Schuſters in der Ukermark, zum Colombo einer verſchwundenen Atlantis, der antiken Kunſt, welche durch den verirrten Kunſtgeſchmack der Franzoſen ſo gut als verloren und mit der Ahnung ihrer ideellen Schönheit untergegangen war. Sein Bewußtſein davon war groß und naiv; auf ähnliche Weiſe hat wohl

nur Klopſtock, und wenn man ein neueres Beiſpiel aus fremder Region wählen darf, Napoleon nach ſeinem Feldzuge in Italien empfunden. Mit Klopſtock hatte Winkelmann in der That Vieles gemein: den Schwung der Geſinnung, die claſſiſche Großheit der Formen, das ſchöne antike Bedürfniß der Freundſchaft, als eines brüderlichen Seelenlebens, endlich eine gewiſſe poetiſche Leichtigkeit, das Wirkliche zu ertragen, zu behandeln und zu benutzen, obgleich, wie es ſcheint, Winkelmann in dieſer Anſchmiegung mehr dem Inſtincte ſeiner Natur, der vornehmere Klopſtock mehr den Regeln einer heiligen Diplomaſie folgte, welche den geweiheten Sänger des Meſſias in Berührung mit der Welt, am Hofe zu Kopenhagen und auf den Schlöſſern ſeiner Freunde leitete. Aber von beiderlei Art kann man ſich heutigen Tages kaum einen rechten Begriff machen; denn mancher Widerſpruch, der in gegenwärtigen Verhältniſſen ſchreiend hervortritt, lag damals noch ruhig ſchlummernd auf den Roſen perſönlicher Achtung und Neigung.

Das ſichtbarſte Zeichen von Winkelmanns Förderung durch die Alten war wohl ſein reiner,

klarer, künſtleriſcher Stil — zu ſeiner Zeit ein Wunder, und noch jetzt, beſonders in den Paſſagen, wo ſeine Begeiſterung, ſein ausdrücklicher Wille die letzte Feſſel der Unbeholfenheit abſtreiften, eine plaſtiſche Studie. Seine Gedanken waren die Anſchauungen eines Künſtlers, ſeine Anſchauungen eben ſo viele gewählte anſchauliche Worte, ſicher ihren Zweck zu erreichen und das Bild unvergeßlich zu machen. In Schilderungen berühmter Statuen, des Apoll von Belvedere, des Laokoon u. ſ. w. iſt er zugleich anſchaulich und pathetiſch, indem er die Schilderung mit ſeinen Empfindungen anhaucht. Iſt dieſe Verſchmelzung auch nicht zum Muſter aufzuſtellen, ſie rechtfertigt ſich durch jene Zeit, wo man das Schöne erſt als ſchön in ſeiner Wirkung aufzeigen mußte und wo die orphiſche Leier — nicht den Stein, der ſchon beſeelt war — ſondern die Menſchen, die es nicht waren, zu beſeelen hatte. Und wer möchte jetzt, da uns die Augen für das Schöne mehr geöffnet ſind, nicht wiſſen, wie einſt Winkelmann empfunden hat? — Das Lob ſeines Stils gilt jedoch nur von ſeinen, für die Oeffentlichkeit beſtimmten Werken. Die Sammlung ſeiner Briefe zeigt, daß er

privatim gerne im Negligee ging. Auf einen höchſt verworrenen Brief an ſeinen ehemaligen gräflichen Principal hat Goethe bereits aufmerkſam gemacht. Eine ſolche große offene Natur mußte ſich freilich in der Dialectik, gewiß unnöthiger, Ausflüchte ſeltſam verwirren.

Worin Leſſing durch das Alterthum gefördert wurde, iſt ſchwer anzugeben. Sein Stil? Seine Dramen? Gewiß! eine Emilie Galotti ſchrieb ſich nicht ohne Griechenland und Rom. Aber ich finde nichts, was ſpeciell an irgend eine Seite ſeines Studiums ſich anknüpfen ließe. Er ſcheint mir der antikeſte von allen, aber womit dieſe Anſicht auch Anderen einleuchtend machen? Man könnte mich auf der Stelle mit ſeiner jüdiſchen Teleologie und ſeinen elenden theologiſchen Polemiken widerlegen. Auch ſprach er wenig von den Römern und Griechen und ſelbſt im Laokoon citirte er ſie nur beiſpielweiſe, um äſthetiſche Begriffe zu analyſiren. Man kann die großen Worte zählen, die ihm gelegentlich entfielen, worunter ſein bekanntes Urtheil über Goethe's Werther wohl das bedeutendſte iſt. Sein Herz war ein harter Feuerſtein, der überall Funken

geben mußte, wo der Stahl des Alterthums ihn berührte. Umging er das Alterthum, wie man nutzloſe Erſchütterungen flieht? War ſein Schweigen noch claſſiſcher, als die ſchönſte Rede es geweſen wäre? Wer kann darüber aburtheilen; es iſt ein Problem und ich komme noch einmal auf daſſelbe zurück.

Zur künſtleriſchen Production iſt Herder durch die Alten nur ſchwach angeregt worden; auch kann man nicht ſagen, daß ſein Stil den vertrauten Umgang mit den Claſſikern verrieth. Dieſer blumreiche Stil hatte nichts Exotiſches, es ſei denn die orientaliſche Monotonie der Gleichniſſe von Acker und Baum. In der Jugend ſchrieb er keck und claſtiſch. Im vorrückenden Alter ward ſeine Gedankenreihe kontinuirlicher, ohne dadurch periodiſcher zu werden. Der Kanzelredner der Humanität löſte den Belletriſten ab. Seine Anſchauungen waren ſtets, wie ich ſchon bemerkte, ſittlich äſthetiſch, wie er denn eine ſo reine, tiefe, ahnungsvolle Natur war, daß ihm nicht leicht die Seele einer Erſcheinung entging. Darin liegt ſeine Unübertrefflichkeit als Darſteller des claſſiſchen Alterthums. Von Grie-

chenland entlehnte er das, auch in seinen Augen nur beziehungs- und annäherungsweise, schönste Beispiel der Humanität. Die Idee als Person der Humanität fand er in Palästina, das Ideal derselben in seinem Busen. In seinem gediegensten letzten Werke, den Ideen zur Geschichte der Menschheit, leuchtet sein Ideal in allen Strahlenbrechungen, deren der geschichtliche Stoff nur fähig, und daraus entstehen ihm jene allgemeinen Regeln der geschichtlichen Genesis, welche man am Ende eines jeden Abschnittes aufgestellt findet. Wenn er den Satz lehrte, daß alles werden mußte, wie es geworden ist, so will er diesen Satz keinesweges dem Grundprinzip der Humanität, das ist, dem Prinzip freier menschlicher Kraftentwicklung nach den Gesetzen und im Kreise der Menschheit, überordnen oder nebenordnen, sondern ihn ausdrücklich in seiner Abhängigkeit davon darstellen. Er will unser Geschlecht gleich weit von der atomistischen Zufälligkeit der Ereignisse, als von einem über den Wolken geschmiedeten Ketteuringe entfernt halten, indem er die innere und äußere Entwicklung desselben ihm, und ihm ausschließlich vindicirt. Daß aber

diese Entwicklung als geschichtliche, dem Gesetze alles Lebens, der inneren Nothwendigkeit anheim fällt, ist eine so unerschütterliche Thatsache, als es diese ist, daß die Freiheit — nicht etwa ein Traum — sondern die reelle Aufgabe ist, nur dasjenige als nothwendig in und außer sich zu dulden, was sich dem Ideenleben harmonisch integrirt. Dies ist mit wenigen, aber inhaltschweren Worten die Herdersche Grundansicht. Trat sie ihm nicht immer mit gehöriger Deutlichkeit in's Bewußtsein, so schützte ihn desto mächtiger sein Leben und Weben und sein Genius vor Widersprüchen, die man ihm in dieser Hinsicht etwa zur Last legen wollte. Humanität und Freiheit waren ihm gleichbedeutend: für die Zukunft ein Ideal, für die Gegenwart eine Aufgabe, für die Vergangenheit eine Leistung, welche den Maaßstab ihrer Beurtheilung in der Idee der Menschheit findet. Ich läugne nicht, daß sich in manchen, besonders jugendlichen Aufsätzen von ihm, wie zum Beispiel in dem höchst interessanten Vorläufer seiner Ideen, welche den Titel führt; „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Menschheit," eine scheinbar dishar-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

moniſche Anſicht ausſprudelt welche auf den erſten Blick mehr wild und wogend, als ſittlich und ideenhaltig befunden werden möchte. Allein Herder, unſer ſittlich großer Herder mag uns dafür Bürge ſein, daß wir jenen Schrei nach Luft und friſcher Bewegung, welcher hier ſo unbeſtimmt ſich hören läßt, gänzlich mißverſtehen, wenn wir ihm einen andern als einen ſittlichen, jugendlichen reinen Inhalt beilegen. Ach! die Jugend iſt faſt immer reiner und beſſer als das Alter, und in manchem Kriegsworte, worüber die greiſe Paire den Stab bricht, ruht der heilige Geiſt wie im Schooße der unbefleckten Jungfrau. Wenn Herder mit wallenden Locken der Geſchichte zuruft; Kräfte entwickelt! Kräfte losgelaſſen! Einerlei wo hinaus! ſo mag man wohl über das Tumultuariſche dieſes Jugenddranges lächeln, aber verdammen und ſchelten ſoll man es nicht Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen; und wenn ein Herder die Energie des Lebens um jeden Preis in Schutz zu nehmen ſcheint, ſo iſt ſein äußerſtes quand même irgend eine Phantaſie, die edler und ſittlicher, als die Wirklichkeit. Ich glaube nicht, daß Herder,

als er jenes ſchrieb, über die Geſchichte der Römer und das ſtürmiſche Mittelalter günſtiger urtheilte, als in ſpäterer Zeit, wo er die Briefe zur Förderung der Humanität und die Ideen herausgab. Welcher unter uns, der ein Mann iſt, zieht nicht das dramatiſche Leben, welches Römer und Ritter führten, einem ſchaalen Faſching vor? Aber dem Ideale der Humanität, ja nur dem ſchönen Daſein Griechenlands gegenüber ſinkt uns die eine wie die andere Erſcheinung auf eine Stufe der Bildung herab, die Niemand von uns theilen möchte. Herder achtete die große ſittliche Kraft der Römer, aber er fand ſie nach Außen roh und egoiſtiſch, nach Innen zu gepreßt in den ehernen Banden und Ringen einer Entwicklung, welche bloß bürgerlich römiſch, und nicht ſelten etwas weniger als menſchlich — dumpf und ſchauerlich — war. Etwas ähnliches begegnete ihm im Mittelalter. Die Menſchlichkeiten, in welche ſein Urtheil hier verfiel, mögen ihm die Herren von Raumer und von Savigni verzeihen! Wer Herders Gemälde des Mittelalters zu dunkel findet, mag vor die Staffelei der genannten Herren treten und ſein Auge am paradieſiſchen

Glanze weiden. — Muß man nun unſern Herder vor ſolchen Bezüchtigungen grober Widerſprüche im Prinzip durchaus in Schutz nehmen, ſo muß man doch bekennen, daß ſich etwas in die Ideen eingeſchlichen hat, welches nach Herders Meinung den Begriff der organiſchen Gliederung der Geſchichte durch bildliche Anſchaulichkeit fördern ſollte, aber, bei Licht betrachtet, ſtörend in dieſen Organismus eingreift. Ich meine das unglückliche Bild der Lebensalter, womit Herder ſein Lebelang ſich plagte. Von der altorientaliſchen Geſchichte läß man ſich gefallen, daß ſie als Kind im Graſe ſpielt, obwohl es immer ein tiefſinniges Kind bleibt, das ſo wunderbare Sprachen und Mythen erdichtet und mit ſeinen Händchen auf den himmliſchen Thierkreis ſo vertraut wie auf ein nürnberger Affenſpiel tupft; auch kann es immerhin Wunder nehmen, daß unter den Kindern auch alte Leute ſind mit langen ſilberweißen Bärten und mit klugen, frommen, väterlichherrſchenden Augen, welche man Patriarchen nennt und gar nicht unter die Kinder zählt. Aber vom uralten Morgenlande will ich das Bild der Kindheit, oder, wenn man es vorziehen ſollte, in

Rückſicht auf den heutigen Morgenländer, der ausſieht wie ein kindiſch gewordener Greis, das Bild des Greiſenalters allenfalls gelten laſſen. Es iſt eben nur ein Bild, das etwas Geheimnißvolles, an der Oberfläche Klares, in der Tiefe Dunkles und Unergründliches bezeichnen ſoll. Es iſt ein Erſatz für das Prinzip der Geſchichte, welches ſich auf ein Zeitalter nicht anwenden läßt, wo Göttliches, Menſchliches und Natürliches mythiſch zuſammenfließt. Aber dies Bild in die Geſchichte aufnehmen, heißt es ſchielend machen und das Prinzip beeinträchtigen. Jede Zeit läuft ihre Perioden durch — die Welt wird alt und wieder jung. Wir ſind nicht alt geworden durch die Erbſchaft aller Zeiten, wir ſind zu betrachten als reicher Leute reiche Kinder, welche das Ihrige und ſich ſelbſt an dem Ihrigen ruiniren, oder einen weiſen Gebrauch davon machen können.

Goethe endlich. Ueber ihn kann ich mich mit wenig Worten faſſen. Wäre ſein Gewinnſt auch nur die einzige Iphigenie, es wäre groß genug und beneidenswerth. Wem mit der Jugend die poetiſche Thräne verſiegte, der leſe die Antigone des Sophokles und die tauriſche Iphi-

genie. Allein Goethe gewann mehr durch die Alten, als ein Drama — die Vollendung seines Wesens, wie er sich sein Wesen dachte und wollte. Die Natur und die Alten, in diesem Kreise schloß er sich ab.

Nach dieser Darstellung sehen wir also die günstigen Resultate der Alterthumsstudien im Sichtbaren bei Winkelmann und Goethe. Die Stimmung, worein sie die Atmosphäre des Alterthums versetzte, war eine ruhige, selige, genießende, zur künstlerischen Arbeit anregende. Woher? Einmal, weil in ihrer Natur das Künstlerische überwog. Zweitens, weil sie durch die Gegenwart nicht zerstreut worden, und sich in ihrer eigenen Gegenwärtigkeit Genüge thaten. Waren sie unempfindlich gegen die Welt? Fühlten sie keine Sehnsucht nach lebendiger Umarmung? Dann müßten sie nicht die zartbeseiteten dichterischen Naturen gewesen seyn, die sie waren. Goethe unempfindlich! Er, den jeder Hauch stimmte und verstimmte! Nennt ihn nicht stark und groß genug, um wie Shakespeare den Sturm aller Leidenschaften durch seine Seele durchzulassen, nennt ihn sogar weichlich in seinen Empfindungen, weil er sich durch

geſchloſſene Lippen, durch abgewandte Augen, durch einen ſtählernen Panzer gegen ſie ſchützen mußte. Noch mehr! Nennt ihn egoiſtiſch, weil er in fortwährenden ängſtlichen Selbſterhaltungen ſeines Weſens begriffen war; und, wollt ihr alles erſchöpfen, nennt ihn kleinlich, weil er einen guten Theil ſeines Weſens mit dem Hofe von Weimar verwechſelte. Dies alles ließe ſich hören, und man kann darauf antworten. Aber unempfindlich! Das iſt zum Verzweifeln.

Eine andere Frage iſt die, ob Goethe's claſſiſche Studien ihn nicht um einen friſcheren Lorbeer betrogen haben. Ich regte bereits dieſe Frage auf; ich muß ſie verneinen. Goethe war nicht mehr jung und ſeine Stellung hatte ſich mit ihm cryſtalliſirt. Als er die Iphigenie ſchrieb, konnte er keinen Werther, Götz und Fauſt, ich meine etwas Leidenſchaftliches, dichten. Und einen anderen Sinn kann wohl die Frage nicht haben. Er mußte ſich alſo auf die Anerkennung beſchränken; und es fehlte ihm auch nicht an Willen dazu, wie man ſieht an Byron und dem franzöſiſchen Globe. In Deutſchland ſind ihm Heine, Platen und mehrere Andere nicht entgangen; mit

der deutschen Burschenschaft ist er durch ein Fensterbier in Berührung gekommen. — Eine dritte Frage ist, ob er nicht ein Heide geworden durch classische Heiden? Ich berufe mich auf Franz Horn, welcher diese Frage sehr delicat behandelt, und das Christenthum „des hochtheuren Mannes“ überzeugend nachgewiesen hat. Er benutzt dazu ich weiß nicht welche kleine Stelle in einem Goetheschen Gedichte. Auf ähnliche Weise machte Servet, vor seinen Flammenrichtern in Genf, sich anheischig, das Dasein Gottes aus einem Strohhalme zu beweisen. Geht! Wie kann man die Luft athmen, ohne das Phlogistikon der christlichen Weltgeschichte einzuathmen! —

Jeder sehe, wie er's treibe!

und Jeder treibe das Leben so wahr und klar, als Göthe, welche Aufgabe er auch sich setzen mag; Jeder verwandle, was seine Hand berührt, so willenskräftig in ein geistiges Sein — ist es nicht auch ein Wunder, einen todten Baum morphologisch blühend und lebendig zu machen? — Jeder repräsentire an seiner eigenen Person die freie Republik der Geister so stolz und männlich und sein Vaterland, den Fremden gegenüber, so

achtunggebietend, als unſer Goethe es gethan, dann wird es, um mit einem alten deutſchen Reimſpruche zu enden, „wohl zu Hauſe ſtahn.“ —

Einen durchaus verſchiedenen Einfluß mußte das Alterthum auf Männer äußern, wie Leſſing und Herder. Dieſer mit der offenen Bruſt und der unendlichen Hingebung an Alles, Jener mit den ſtrammen Muskeln und der bitter lächelnden Schärfe ſeines Verſtandes, Beide konnten eines Studiums nicht recht froh werden, welches ſie zwiſchen grenzenloſen Contraſten hin und her ſchleuderte. Sie waren zu wenig Dichter und Künſtler in dem abgeſchloſſenen Sinne, worin Goethe es war, zu ſehr Menſchen, welche der Sympathie mit ihren Zeitgenoſſen bedürftig waren. Leſſing täuſchte ſich nicht. Dieſer eine Zug unterſcheidet ihn von Herder. Er ſah kein Publikum und keinen Boden für die claſſiſchen Geſtalten, die er hätte entwerfen können, und er ließ ſie bei den Schatten, welchen ſie angehörten. Dies war, glaube ich, die Urſache der Apprehenſion, womit er das Alterthum zu betrachten ſchien, ſeines Schweigens, oder ſeiner dürren Worte über etwas, was einen

Winkelmann, einen Herder in wortreicher Begeiſterung überfließen ließ. Er mied das Alterthum, wie Goethe die Gegenwart. Am wohlſten fühlte er ſich in der Gelehrſamkeit der mittleren Zeiten, und kein Trank war ihm zu verduftet und geſchmacklos, wenn er ihm die Lethe der Vergeſſenheit brachte. Seine momentanen Verſuche, ſich zu der Gegenwart herabzulaſſen, ſind Minna von Barnhelm und zuletzt Nathan, werthvolle Dramen. Aber er ſtand zu hoch über ihrem Sujet, um die Freude der Schöpfungen an ihnen zu haben, welche das dichteriſche Abſtreifen eines ſüß quälenden Stoffes gewährt. Eine ſolche Toleranzpredigt, wie Nathan den Weiſen, ſchrieb er mit der Fußzehe. Andere Diverſionen in die Gegengenwart waren noch weniger auferbaulich. Seine theologiſchen Polemiken konnten ihm den Reſt des Lebens nur noch mehr verbittern. Die zerſchlagene Orthodoxie konnte ihm freilich ſelbſt nichts anhaben, aber ſie ſandte ihm eine Legion Teufelchen auf den Hals, welche in die edle Wolfenbütteler Gaſſenjugend fuhr und noch ſeinen Sarg mit Steinwürfen und Verwünſchungen über den großen Freigeiſt in die Grube geleitete. — Iſt

dieſes Leben ein wünſchenswerthes Reſultat der Alterthumsſtudien? Ein wünſchenswerthes? Nein! Gott ſchütze euch vor einem ähnlichen Martyrium! Aber, wenn die Märtyrer nicht geblutet hätten, wo ſtände die Kirche? —

Auch Herder hat gelitten; doch hielt ihn ſeine mehr zerfließende und poetiſch ſchmiegſame Natur von dem Puncte der Concentration zurück, wo jeder Schmerz zu einem Dolchſtiche wird. Er konnte hoffen. Er war in ſeinen Anlagen ein größerer Menſch, obwohl kein ſo ſtarker wie Leſſing. Sein Glaube an die Menſchheit war unverwüſtlich. Eine Verbindung des Antiken und Modernen war ſein ewiger Traum, und eine ſolche Verbindung machte den relativ beſtimmten Inhalt ſeines Ideals der Humanität aus. Ueber das Wie? ſchien er freilich ſehr im Unklaren zu ſeyn. Er erwartete viel von einer großen Gelehrten-Republik, an deren Spitze ſich die Regierungen ſtellen ſollten, eine Klopſtockiſche Idee, eine Goldenzeitalter-Idee der Schriftſteller, welche auch jetzt noch, ſo verblichen ſie iſt, hie und da wieder zum Vorſchein kommt. Ich muß aber, Herder anlangend, die Bemerkung hinzufügen, daß er die

Abhandlung, worin er dieſe Idee entwickelte, in ſpätem Alter, nicht auf freien Antrieb, ſondern als verlangte Expoſition niederſchrieb. Sollte ich mit einer Ungerechtigkeit von dem Geliebten Abſchied nehmen? — —

Ueber die Herderſche Idee von der Verſchmelzung des Antiken und Modernen habe ich mich im Früheren beſtimmter ausgeſprochen. Niemand wird der Standpunct entgangen ſeyn, von welchem ich — es fällt mir unleidlich, ſolchen Namen mein ich hinzufügen zu müſſen — die alte Welt betrachte. Niemand wird nach meiner Darſtellung in Zweifel ſein, daß ich mit dem Alterthume Begriffe verbinde, welche ſeit dem Verlaufe des vorigen Jahrhunderts beinahe veraltet ſcheinen. Die Gelehrſamkeit geht ihren Weg, die Schriftſteller gehen den ihrigen, und, gewiß! er wird ihnen nicht beſchwerlich. Wir haben ſchon zwei bis drei Literaturwechſel erlebt, wo bei den namhafteſten Schriftſtellern die Kenntniß des Claſſiſchen immer problematiſcher wurde. Jetzt thut man ſogar wohl daran, wenn man Niemand ſagt, daß man ein wenig Latein und Griechiſch verſteht. Kunſt und Alterthum ſind unter uns

berüchtigt geworden; und ich weiß nicht, welches Schickſal ein junger Name erleben würde, der ſich unter dem Protectorat der Alten in die Literatur einrangiren wollte. In der That! ich rathe allen Jünglingen, welche noch für das Alterthum glühen, den Schleier des Geheimniſſes über ihre Liebe zu decken. Eure Berührung mit der Geliebten wird nur inniger, je zurückhaltender ihr euch öffentlich gegen ſie betragt.

Allen, die vom Alterthum mehr wiſſen, als ein Schulknabe, und von ihm mehr wollen, als ein Gelehrter, allen dieſen widme ich dieſe Zeilen.

Geiſt der Norwegſchen Verfaſſung.

Die Norwegſche Verfaſſung iſt das raſche Werk einiger kühne weitherzigen Männer. Sie wußten mitten in Gefahren und Noth, ihres Landes dauerndes Geſchick an einen flüchtigen Moment zu knüpfen, der, verloren und unbenutzt, vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder erſchienen wäre.

Ihr Urſprung ſieht einem Wunder ähnlich und erregt ganz die Gefühle der Ueberraſchung und des Erſtaunens, die durch ſcheinbar unvermittelte, plötzlich und unerwartet in das Gebiet der Geſchichte eintretende Thaten und Gedanken hervor gebracht werden.

Ihr Fortgang und Beſtehen in den letzten fünfundzwanzig Jahren, ihre Einwurzelung in die nackten Felſen des Landes, ihr ſtolzes tannenartiges Wiegen und Wachſen in freier Bergesluft war und iſt ein noch größeres, herzerhe-

bendes Schauſpiel in den Augen aller Völker. Dadurch hat ſie bewieſen, daß ſie nicht nur im rechten Augenblick, ſondern auch aus dem rechten Geiſte geboren wurde, und fähig war, durch ihre Wahrheit und Kraft, und durch die fühlbaren Segnungen ihres Erfolges, die Nation auf einmal eingeſchlagener Bahn zu erhalten.

Norwegen ſah ſich im Jahre **1814** ſeines Eides gegen einen perſönlich geliebten König entbunden, und aus einem Staatsverbande herausgeſtoßen, mit dem es Jahrhunderte lang verknüpft geweſen. So weit konnte das gebieteriſche Schickſal über die Nation verfügen. Es konnte trennen was nur durch die Gewohnheit des Daſeins und durch ein anderes unfreies Schickſal, das Band abſoluter Macht zuſammenhing. Als es aber über dieſe Grenze ſeiner Machtvollkommenheit hinaus ſchritt, als es das Land einer neuen, noch dazu verhaßten Verbindung überweiſen wollte, ſtieß es mit dem freien Willen der Nation zuſammen, und es entſpann ſich ein Kampf, aus dem die Nation, wenn auch phyſiſch beſiegt, durch Uebermacht der Feinde, oder durch Ungeſchicktheit und Verrath der eigenen Heeresführer, moraliſch

als Sieger hervorging, und deſſen Reſultat die Anerkennung der nationalen Selbſtſtändigkeit und der neuen Geſetztafeln war, auf Eideswold gegeben unter Sturm und rollendem Donner, zum neuen Bunde des Volkes mit ſeinem Herrſcher und dem Gott, der die Freiheit will und nicht die Knechtſchaft, mit dem Gotte, der ein Gott des Lebens iſt und nicht des Todes.

Am 24. Januar 1814 erhielt der erlauchte Sproß des Oldenburgiſchen Hauſes, der zum Vicekönige Norwegens ſeit kaum einem Jahre beſtellt worden, die Nachricht, daß Norwegen abgetreten. Dieſe Kunde ging, wie ein Erdbebenſtoß, durch Norwegens Berge und Thäler — ſie weckte die Todten uralter nordiſcher Freiheit.

Viel trug, von dieſem Augenblicke an, Chriſtian Friedrich, zur Entwicklung der Ereigniſſe bei; allein der Feuerſtrom des Haſſes und der Liebe vor mächtiger, als Alles und Norwegens eigene Männer waren es, die dieſen glühenden Strom, ehe er erkaltete, in die Gußform der Zeitentrotzenden, erhabnen Standſäule Norwegſcher Freiheit leiteten. — Vor allen wird der

Name Sverdrup den Norwegern unvergeßlich bleiben. Sverdrup war Profeſſer der alten Sprachen.

Der Prinz nahm die Krone aus den Händen der Norweger an und beſchwor die Verfaſſung, die in dem kurzen Zeitraume zwiſchen dem 16. April und 11. Mai des Jahres 1814, der Freiheit gewappnete Tochter aus nordiſchem Haupt, entſtanden war, zu Chriſtiania, Norwegens Hauptſtadt, den 19. Mai deſſelben Jahres.

Folgten die Unglücksfälle des Kriegs, die Convention zu Moß und Waffenſtillſtand am 14. Auguſt, die Abdankung Chriſtian Friederichs am 10. Oktober, die Unterhandlung mit den Commiſſarien des Siegers, Norwegiſcherſeits geführt durch einen Ausſchuß von neun Perſonen darunter drei Bauern, endlich am 4. November die Vereinigung Norwegens, als ſelbſtſtändigen Reichs, mit Schweden, unter der Oberhäuptlichkeit deſſelben Königs.

Die Norwegſche Conſtitution, die Karl VIII. und Carl Johann beſchworen, und die nach ihnen alle ſchwediſchen Könige zu beſchwören haben, ehe ſie Norwegens Krone auf ihr Haupt ſetzen, iſt, mit unweſentlicher Ausnahme, dieſelbe, die

zuerſt in Eideswold entworfen wurde; nur daß ihr diejenigen Beſtimmungen hinzugefügt worden, die aus der Vereinigung Norwegens mit Schweden ſich ergeben mußten.

Carl Johann hat ſeitdem kaum ein Storthing vorübergehen laſſen, ohne die Norweger auf die „Fehler ihrer Verfaſſung" aufmerkſam zu machen. Seine Verbeſſerungsanſchläge waren der eingreifendſten Art, und hätten, wären ſie durchgegangen, die Verfaſſung ihrer Grundlagen und ihrer Hauptpfeiler beraubt.

Die Norwegſche Verfaſſung iſt aus einem Stück; das iſt ihre Kraft und der Seegen, den ſie ausſchüttet. Die Norweger haben keinen Höker mit den Gütern der Freiheit getrieben, ſondern im Großen mit ihn gehandelt.

Die Raſchheit, womit das Grundgeſetz entworfen wurde, hat ihre Urheber nicht verhindert, ihm eine Conſequenz zu geben, wie ſie nur, bei verſtändiger Berückſichtigung der Sitten und Verhältniſſe des Landes möglich war, und wie ſie in keiner Europäiſchen Verfaſſung, außer ihr, ſich wieder findet. Der Wurf gelang und die Raſchheit war ein Glück, denn ſie wandte die Gefahr

fremder Einflüsse und staatsklügelnder Verirrungen ab.

Wer eine bessere Verfassung in Europa kennt, das heißt, eine, die so viel innerliche Consequenz in den reinen Grundsätzen des Bürgerthums, — so rasche Einflüsse auf die Wohlfahrt und die Bildung des Volks und so viel Enthusiasmus für sich aufzuweisen hat, der werfe den ersten Stein auf sie.

Der König von Schweden hat mit Recht bemerkt, die Norwegsche Verfassung sei weder die absolute Monarchie, noch die gewöhnliche constitutionelle. In der That ist sie die einzige unter den neueren, England nachgeäfften constitutionellen Verfassungen, die auf ihrem eigenen Schenkel ruht und sich aus sich selbst vertheidigt. Die einzige Taktik der Norweger, um die Angriffe auf ihr Heiligthum abzuwehren, hat daher auf allen Storthings nur darin bestanden, die Widersprüche nachzuweisen, die durch die vorgeschlagenen Veränderungen in andern Theilen des Grundgesetzes entstehen würden. Im Jahre **1824** brachte einmal die Regierung eine Fluth von Propositionen an das Storthing, die jedoch sämmtlich gleiches

Schickſal hatten, da ſich der widerſprechende Geiſt des Grundgeſetzes gar nicht vertreiben laſſen wollte. Welche Verfaſſung kann ſagen, daß ſie ihr eigenes Schwerdt und Achillesſchild iſt.

Das Norwegſche Grundgeſetz enthält freilich keine allgemeinere Abſtractionen, keine allgemeine Erklärung der Menſchenrechte; deſto bündiger aber ſind die beſonderen Menſchenrechte, oder die Bürgerlichen in demſelben abgeſetzt.

Wollte man die Hauptbeſtimmungen über die Organiſation der drei Staatsgewalten, wie ſie in Norwegſchen Grundgeſetze enthalten, kürzlich in einige theoretiſche Sätze bringen, ſo würde man dieſe etwa folgendermaaßen abfaſſen können:

Der Staat hat drei Gewalten; aber der Staat iſt nur eine Macht, und die Nation die Quelle derſelben. Die geſetzgebende Macht ſtellt die Nation am unmittelbarſten dar; als aus deren Schooße gewählt und in deren Schooß zurückkehrend. Die ausübende Macht darf keinen direkten Einfluß auf die Geſetzgebung üben; doch bleibt dem Oberhaupte ein weites Gebiet zu handeln übrig, deſſen Grenzen das Storthing überwacht, das, außer der Geſetzgebung auch mit

einem Antheil an der oberrichterlichen Gewalt bekleidet ist. Die richterliche Macht besitzt die nöthige Unabhängigkeit. Alle Bürger sind gleich an Rechten und Ehren; daher kein Adel, keine Pairie. Preßfreiheit. —

Den schwedischerseits gemachten Versuchen, diese Fehler der Norwegschen Verfassung zu verbessern, scheint die schwedische Verfassung als Ideal vorgeschwebt zu haben.

Was sagte aber ein schwedischer Deputirte auf dem Reichstage dieses Jahres 1840; als der verzweifelte Zustand der Westprovinzen Schwedens, Dalekarliens, Wermelands zur Sprache kam? Er glaubte die Ursachen dieser Armuth nicht in stiefmütterlichen Natur suchen zu dürfen; er trug kein Bedenken zu äußern, daß sie in dem veralteten, im Allgemeinen besonders den Landmann drückenden Regierungssystem liege: „Wer von Schweden nach Norwegen reist, wird sich bald hiervon überzeugen. Statt elender Hütten trifft er dort bequem eingerichtete Häuser mit augenscheinlichen Wohlstande, und edler Selbständigkeit in ihrem Innern. Der Boden ist da keineswegs besser als diesseits der Grenze; aber der Nor-

wegsche Bauer darf die Frucht seiner Arbeit für sich behalten. Auch liebt er sein Land und dessen Institutionen mit einer Wärme, wovon man sich kaum einen Begriff machen kann; er bestreitet und besorgt selbst die Gemeindeangelegenheit, während seines schwedischen Nachbars Gedanken nächst der Bestreitung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, ausschließlich auf Mittel gerichtet sein müssen, die ewig wiederkehrenden Forderungen der vielartigen Behörden zu befriedigen."

Kann man's nach solchen, aus schwedischen Munde verkündeten Thatsachen, den Norwegern verdenken, daß sie die „Fehler" ihrer Verfassung lieben?

Das Norwegsche Grundgesetz, oder die Constitution vom 4. Nov. 1814, in 112 Paragraphen abgetheilt, die 1) von der Staatsform und Religion; 2) von der ausübenden Macht, dem Könige und der Königlichen Familie; 3) von dem Bürgerrechte und der gesetzgebenden Macht; 4) von der richterlichen Gewalt handeln und 5) allgemeine Bestimmungen enthalten. An der Oekonomie und Vertheilung der einzelnen Paragraphen

iſt ſyſtematiſch manches auszuſetzen; die Norweger wiſſen indeß, wo das Geſetz ſteht, das ſie ſuchen.

Die erſte Abtheilung zerfällt in nur zwei Paragraphen. Der erſte definirt, was das Königreich Norwegen politiſch iſt. Der zweite erklärt die evangeliſch-lutheriſche Religion für die öffentliche Staatsreligion und ſchließt die Jeſuiten, Mönchsorden und Juden vom Reiche aus. Ich lobe dieſen Artikel nicht und verdamme ihn nicht. Was die Juden betrifft, ſo weiß ich nicht, ob ihnen eine größere Kränkung widerfährt durch gänzliche Ausſchließung oder durch Vorenthaltung menſchlicher und bürgerlicher Rechte. —

Norwegens Grundgeſetz giebt ein Muſter ab wie zwei Länder und Nationalitäten, unter Einer Herrſchaft vereint, ihre völlige Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit geſetzlich zu bewahren haben.

Dieſer Grundſtein der Verfaſſung iſt im erſten Artikel gelegt und lautet:

„Das Königreich Norwegen iſt ein freies, ſelbſtändiges, untheilbares und unvergrößerliches Reich, mit Schweden unter einem Könige verei-

nigt. Eingeſchränkt und erblich monarchiſch iſt ſeine Regierungsform.“.

Alle übrigen, hieraus hervorgehenden, die Selbſtändigkeit des Landes wahrenden Artikel des Grundgeſetzes zeugen von der keuſchen und klugen Aengſtlichkeit, womit die Stifter der jungen norwegſchen Freiheit dies erſte Gut des nationalen Lebens, ohne welches die Freiheit ſelbſt nur ein Schatten iſt, vor allen Kränkungen und Eingriffen, vor den möglichen Veranlaſſungen zu ſolchen, ja ſelbſt vor dem böſen Schein zu bewahren ſuchten. Ich werde ihnen eine zuſammenfaſſende Darſtellung widmen. Vorauf eine Betrachtung.

Die Natur ſcheint durch eine gewiſſe Grundverſchiedenheit in ſelbſt ſtammverwandten Volkscharakteren zur Beſonderung in verſchiedene Staatsexiſtenzen aufzufordern. Spanien und Portugal, Holland und Belgien, Schweden und Norwegen ſind naheliegende Beiſpiele dieſer Art. Das Schwert des Eroberers oder die Feder der Diplomaten mögen dieſe Länder eine Zeitlang unter die Krone eines Herrſchers vereinigen, aber alles Bemühen, eine organiſche Staatseinheit unter

dieſen verſchiedenen Ländern hervorzubringen, wird ſo lange fruchtlos ſein, als die volksthümlichen Idioſynkraſien und die geſchichtlichen Erinnerungen, das nationelle Selbſtgefühl, ihre Tiefe und Lebendigkeit bewahren. Dieſen moraliſchen Widerſtand vor allen Dingen zu beſiegen, die abſtoßenden Eigenthümlichkeiten des einen Theils zu beſeitigen und gleiche Sympathien, Sprach-, Denk- und Lebensweiſen mit dem vorherrſchenden Volke zu verbreiten, iſt freilich die Aufgabe, die ſich die Weisheit oder Thorheit der Regierungen gegebenen Falls ſetzen wird; aber ihre klugen Beſtrebungen müſſen um ſo gewiſſer ſcheitern, ja ihr gerades Gegentheil bewirken, je enger die Feſſeln des politiſchen Verbandes gewunden ſind und je fühlbarer an allen Gliedern ſie den Verluſt der Selbſtändigkeit machen. In dieſem Fall rächt ſich das Volk durch doppelte Hervorkehrung ſeines Eigenſten im Guten und Böſen, das ihm Niemand wehren und nehmen kann. Nicht zu ſprechen von mehr oder minder gewaltſamen Verbindungen ganz verſchiedener nationaler Elemente zu wüſten Staatenconglomeraten, deren Zuſammenhalten oder Auseinanderſtieben durchaus kei-

ner politiſchen Berechnung unterliegt, ſo möchte es für die relative Dauer von Staatenverbindungen der erwähnten Art keine andere Bürgſchaft geben, als entweder der gänzliche Mangel an politiſchen Organen für das Selbſtändigkeitsgefühl des Volkes, oder eine möglichſt volle Sättigung dieſes Gefühls durch Inſtitutionen, die dem Lande Freiheit, Unabhängigkeit und geſonderte Staatswirthſchaft neben dem Schweſterreiche ſichern, während ſie die Intereſſen des dynaſtiſchen Ehrgeizes, vielleicht auch die Intereſſen des Landes in Bezug auf innere Wohlfahrt und Stellung nach Außen durch Unterordnung unter daſſelbe Staatsoberhaupt befriedigen. Norwegen rührte ſich nicht, ſo lange es unter Friedrichs patriarchaliſchem Scepter ſtand; obwohl ſelber Königreich, dem Namen nach, war es doch thatſächlich nur Provinz unter Provinzen, die lange Schleppe des däniſchen Königsmantels. Aber ſo wenig wie Dänemark wußte Norwegen ſeit hundert Jahren etwas von einer ſtändiſchen Wirkſamkeit und von öffentlichen Verhandlungen; die Hochgefühle alter Kraft und Freiheit waren allmählig zuſammengeſchrumpft und der Reſt der

vaterländiſchen Flammen fand nirgends einen Altar, um ſich zu nähren. Wer weiß aber, ob nicht ſchon die Einführung berathender Provinzialſtände, wie ſolche ſpäter durch Friedrich VI. ſeinen Erbſtaaten verliehen wurden, das nationelle Selbſtbewußtſein der Norweger auf eine Weiſe und in einem Grade geweckt haben würde, daß daraus mit der Zeit große Unverträglichkeiten hinſichtlich der bisherigen Verwaltung und politiſchen Stellung Norwegens zu Dänemark wie von ſelbſt erwachſen wären! Man darf den Völkern, deren Unabhängigkeitsgefühl man nicht wecken will, keine liberale Conceſſionen machen, auch die ſchwächſten nicht. Die Unabhängigkeit ſchlummert neben der Freiheit, und die Freiheit kann ſich nicht die Augen reiben, ohne die Unabhängigkeit mit dem Ellbogen anzuſtoßen. Es giebt genug unabhängige Länder ohne Freiheit; aber kein freies Land kann es geben ohne Unabhängigkeit, und es wird nur in dem Maaße innerlich frei ſein, als es von Außen unabhängig iſt, oder Stärke und Muth genug in ſich fühlt, ſich der äußeren Einflüſſe, Eingriffe und fremden Lebensbeſtimmungen zu erwehren. Die Unabhängigkeit von Einflüſſen,

welche das Nationalleben und die Nationalfreiheiten hemmen, stören, bedrücken, in falsche Richtungen bringen, oder sonst irgendwie bedrohen, diese Unabhängigkeit ist die wesentliche Bedingung eines freien Staatenlebens, und je mehr ganze Nationen, wie einzelne moralische Existenzen, heutigen Tags gegen gewisse, den Charakter und das Selbstgefühl schwächende äußere Einflüsse, auch außer allem unmittelbaren Abhängigkeitszwange, sittlich und geistig zu kämpfen haben, desto stärker fühlen sie das Bedürfniß, allein oder in Verbindung mit gleichartigen Existenzen, politisch und bürgerlich ihre Selbständigkeit zu sichern und den demüthigenden Fesseln der Fremdherrschaft und grober Abhängigkeit sich zu entwinden. Daß aus dem Bunde der Schwächeren mit den Stärkeren ihres Gleichen Kraftерhöhung, aus dem Gegentheil aber vermehrte Schwäche, ja Vernichtung hervorgehe, kann Völkern und Einzelnen nicht verborgen bleiben. Es bedurfte also von Seiten der Redaktoren des Norwegschen Staatsgrundgesetzes, die mit den schwedischen Commissarien über die aus der Vereinigung mit Schweden hervorgehenden neuen Bestimmungen zu verhandeln hatten,

ſchneller, großer Umſicht und Feſtigkeit, um ihres Landes kaum errungenes Gut, die Selbſtändigkeit, mit einem ſtarken, und wo möglich lückenloſen Zaun der Geſetze zu umgeben, und man muß den Norwegſchen Männern auch hierin die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und dies um ſo mehr, da ſie, als Beſiegte, den Kanonen und dem gewinnenden Lächeln eines ſolchen Siegers, wie Karl Johann, gegenüberſtanden.

Indem das Grundgeſetz Norwegen mit Schweden dieſelben dynaſtiſchen Grundlagen ertheilt, verwahrt es hierin, und in ſeiner Beziehung zu der ausübenden Macht Norwegens beſonderte Exiſtenz. Die Erbfolge iſt nach der ſchwediſchen Succeſſionsordnung vom 26. Sept. beſtimmt; ſie geſchieht in gerader Linie und nach den Graden der Blutsverwandſchaft. Iſt kein erbberechtigter Prinz vorhanden, ſo kann der König der Reichsverſammlung Norwegens zu gleicher Zeit wie Schwedens Ständen ſeinen Nachfolger vorſchlagen. In dieſem Fall erwählen die Repräſentanten beider Länder aus ihrer Mitte einen Ausſchuß, welcher das Recht hat, die Wahl zu beſtimmen, falls der Vorſchlag des Königs nicht durch Stim-

menmehrheit von den Repräſentanten jedes Volks genehmigt worden.

Sobald der König das vom Geſetze beſtimmte Alter erreicht hat, erklärt er ſich öffentlich für mündig. Sobald der König als volljährig die Regierung antritt, legt er vor dem Storthing Norwegens folgenden Eid ab: „Ich gelobe und ſchwöre, das Königreich Norwegen in Uebereinſtimmung mit deſſen Conſtitution und Geſetzen zu regieren, ſo wahr mir Gott helfe nnd ſein heiliges Wort!“ Die Krönung und Salbung geſchieht in der Kirche zu Drontheim.

Jedes Jahr hält ſich der König, wenn nicht wichtige Hinderniſſe eintreten, einige Zeit in Norwegen auf.

Der König erwählt ſelbſt einen Rath aus Norwegens Bürgern; dieſer Rath ſoll wenigſtens aus einem Staatsminiſter und ſieben andern Mitgliedern beſtehen. Während der Entfernung des Königs überträgt er, in den Fällen, die er ſelbſt vorſchreibt einem Vicekönige oder Statthalter, zugleich mit wenigſtens fünf Mitgliedern des Staatsraths, die innere Reichsverwaltung, dieſe ſollen in des Königs Namen und an des

Königs Statt die Regierung führen. Die Geſchäfte werden durch Stimmenabgebung abgemacht. Vicekönig kann nur der Kronprinz oder ſein älteſter Sohn ſein. Zum Statthalter wird entweder ein Norweger oder ein Schwede ernannt. Der Vicekönig ſoll im Reiche wohnen und darf ſich nicht länger als drei Monate im Jahre außerhalb deſſelben aufhalten. Alle Anträge Norwegſcher Bürger an den König müſſen erſt bei der Norwegſchen Regierung eingeliefert und mit deren Bedenken verſehen werden. Ueberhaupt ſollen keine Norwegſchen Sachen erledigt werden, ohne Einholung des Gutachtens der Norwegſchen Regierung, wofern nicht wichtige Hinderniſſe ſolches verbieten. Der Norwegſche Staatsminiſter trägt die Sachen vor, und iſt für die Uebereinſtimmung der Expeditionen mit den gefaßten Beſchlüſſen verantwortlich.

Die Norwegſche Staatskaſſe verbleibt in Norwegen und ihre Einkünfte werden allein zu den Bedürfniſſen Norwegens verwendet.

Des Reiches Land- und Seemacht, über welche der König den Oberbefehl führt, kann ohne des Storthings Einwilligung weder vermehrt noch

vermindert werden. Kein Kriegsvolk einer fremden Macht, mit Ausnahme von Hülfstruppen gegen feindlichen Ueberfall, darf ohne Einwilligung des Storthings in das Reich gezogen werden. In Friedenszeiten ſollen keine andere Truppen als Norwegſche in Norwegen, und keine Norwegſche Truppen in Schweden ſich aufhalten. Zum Angriffskriege dürfen Norwegens Truppen und Ruderflottille nicht ohne Einwilligung des Storthings gebraucht werden. Die Norwegſche Flotte ſoll ihre eignen Werfte und im Frieden ihre Stationen oder Häfen in Norwegen haben. Die Kriegsfahrzeuge des einen Reichs dürfen nicht mit den Seeleuten des andern beſetzt werden, außer inwiefern dieſe ſich freiwillig miethen laſſen. Die Landwehr und die übrigen Norwegſchen Truppen, die nicht zu den Linientruppen gerechnet werden, dürfen nie außer Norwegens Grenzen gebraucht werden.

Der König hat das Recht, die Truppen zuſammenzurufen, und, nach vorangegangener Berathung mit der Regierung Norwegens, Krieg zu beginnen und Frieden zu ſchließen (ſ. oben).

Stirbt der König und der Thronfolger iſt

noch minderjährig, ſo ſollen der Norwegſche und Schwediſche Staatsrath ſogleich zuſammentreten, um gemeinſchaftlich die Einberufung der Reichsverſammlung in Norwegen und des Reichstages in Schweden vorzunehmen. Bis die Repräſentanten beider Reiche verſammelt ſind und während des Königs Minderjährigkeit eine Regierung angeordnet haben, verwaltet ein aus einer gleichen Anzahl Norwegſcher und Schwediſcher Mitglieder beſtehender Staatsrath die Reiche, unter Beobachtung ihrer gegenſeitigen Grundgeſetze. Der Norwegſche und Schwediſche Miniſter, die im vorbenannten Rathe Sitz haben, looſen mit einander um den Vorſitz. Die Norwegſchen Mitglieder ſollen, vor dem Norwegſchen Storthing, folgenden Eid ablegen: „Ich gelobe und ſchwöre, der Regierung in Uebereinſtimmung mit der Conſtitution und den Geſetzen vorzuſtehen, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort.“ Die Schweden leiſten den Eid vor den Schwediſchen Reichsſtänden.

Alle Angelegenheiten Norwegens werden in der Landesſprache verhandelt und abgefaßt. — Unabweichliche Regel muß es ſeyn, daß dem

minderjährigen Könige hinlänglicher Unterricht in der Norwegſchen Sprache ertheilt wird.

Dies ſind die vorzüglichſten Beſtimmungen zur Wahrung und Ausübung der Norwegſchen Selbſtändigkeit, ſo weit ſie im Staatsgrundgeſetze in der genannten Categorie der ausübenden Macht vorkommen. In dem Abſchnitte, der von dem Bürgerrechte und der geſetzgebenden Macht handelt, ſind hieher bezüglich die Paragraphen, wonach die Stimmberechtigung zur Wahl der Repräſentanten, außer andern Erforderniſſen, nur ſolchen Norwegſchen Bürgern verliehen wird, die fünf Jahre im Lande wohnhaft geweſen; die Wählbarkeit ferner nur ſolchen, die zehn Jahre lang im Lande ſich aufgehalten. Daß alle jene großen, dem Norwegſchen Storthing zuſtehenden Rechte, außerdem daß ſie Palladien der Freiheit ſind, des Reiches Selbſtändigkeit wahren und das erhebende Bewußtſeyn derſelben allen Bürgern mitzutheilen geeignet ſind, bedarf keiner beſondern Ausführung. Noch beſonders aber iſt hervorzuheben das Recht des Storthings: Fremde zu naturaliſiren, welches Recht zu denjenigen gehört, die das Storthing, ohne Sanction des

Königs, ausüben kann. Indem die Ertheilung des Heimathrechts an Fremde nicht allein nicht zu den beikommenden Rechten der ausübenden Gewalt gezählt, sondern auch von der gewöhnlichen königlichen Sanction der Gesetze befreit wird, ist es dem Könige einerseits unmöglich, dem Lande, ohne Zustimmung der Repräsentanten, einen Bürger (und respective Beamten) aufzudringen, andrerseits dem Wunsche und Willen des Landes, einen Fremden in die Staatsgesellschaft aufzunehmen, störend entgegenzutreten. Die Regierung hat freilich auch diese Bestimmung des Grundgesetzes für fehlerhaft erklärt und wiederholt auf eine Reform derselben angetragen, die sich einstweilen darauf beschränken sollte, den Zusatz „ohne Sanction des Königs" auszulöschen. Es wurden zunächst die allgemeinen Gründe angeführt, die überhaupt die Wichtigkeit einer bei der Gesetzgebung erforderlichen königlichen Sanction bewiesen. Dann sollten auch besondre Gründe die Nothwendigkeit einer solchen Sanction hinsichtlich der Naturalisation der Fremden darthun. Wird, hieß es, ein Fremder unter die Bürger des Staats aufgenommen, so ist es nicht allein

für die Würde des Staats und des Regenten und in Beziehung auf das, was man den perſönlichen Verhältniſſen deſſelben ſchuldet, ſondern auch wegen der äußern Verhältniſſe des Staats, die dem Könige am beſten bekannt ſind, von Wichtigkeit, daß die ausübende Gewalt, indem ſie theilnimmt an dem Beſchluſſe, Gelegenheit finde, Unverträglichkeiten abzuwehren, welche die Nationalrepräſentation, von ihrem Standpunkte, weder vorauszuſehen noch zu hindern im Stande iſt. Das Norwegſche Storthing wollte indeß von ſeinem conſtitutionellen Vorrechte nichts abſtehen und die im Jahre 1824 gegebene Antwort ſeiner Commiſſion lautete dahin: „Wie wichtig auch die Gründe, die eine Annahme des gnädigſten Vorſchlags anzurathen ſcheinen, einerſeits ſein mögen, ſo iſt doch andrerſeits unläugbar, das die Beſchlüſſe, durch welche das Storthing bis jetzt Fremde naturaliſirte, keine Furcht begründen, als würden die Repräſentanten des Norwegſchen Volks durch Ausübung dieſes ihnen zukommenden Rechts die dem Monarchen ſchuldigen Rückſichten oder die Sorge für das Beſte des Reichs aus den Augen verlieren.“

Unter den das Grundgeſetz beſchließenden „allgemeinen Beſtimmungen“ ſind dem Schutze der Nationalität und Selbſtändigkeit des Norwegſchen Volkes folgende gewidmet:

Zu Aemtern im Staate dürfen allein Norwegſche Bürger (evangeliſch-lutheriſcher Religion) ernannt werden. (Doch können Fremde zu Lehrern bei der Univerſität und den gelehrten Schulen, zu Aerzten und zu Conſuln an fremden Orten beſtellt werden.)

Norwegen haftet für keine andre Schuld, als ſeine eigene Nationalſchuld.

Norwegen behält ſeine eigne Bank und ſein Münzweſen.

Norwegen hat das Recht, ſeine eigne Kauffahrteiflagge zu haben. Seine Kriegsflagge bleibt eine Unionflagge.

Abſehend von dieſen, durch den Geiſt der Nationalſelbſtändigkeit diktirten Verfügungen, deren beſondere Hervorhebung und Zuſammenſtellung in meiner Abſicht lag, ſchlagen wir nun den, vom Grundgeſetze ſelbſt uns vorgezeichneten Weg ein und folgen den inneren Geſetzbeſtimmungen, welche den Umfang und die Beſchränkungen der drei

Staatsgewalten in so festen verständigen Zügen und mit solcher Durchsichtigkeit der Grundsätze der Freiheit und der Menschenwürde bezeichnen.

Die **ausübende Macht**, die dem Könige zusteht, hat in dem Norwegischen Grundgesetze den, zu ihrer Kraft und zu ihrem Ansehen nöthigen Umfang in gewissen Hinsichten in höherem Grade unverkürzt erhalten, als in manchen anderen constitutionellen Verfassungen, wie zum Beispiel England. Es ist den Urhebern der Norwegischen Verfassung nicht eingefallen, das Oberhaupt des Staates zu einer heiligen Puppe zu machen. Wohl ist „die Person des Königs heilig, ihm kann nichts zur Last gelegt werden, er kann nicht angeklagt werden; die Verantwortlichkeit liegt seinem Rathe ob." Aber diese Bevorzugung erlangt er nicht dadurch, daß er im Rathe eine nichtige Person ist und seinen verantwortlichen Ministern die Beschlußnahme überlassen muß. Nein, das Norwegische Grundgesetz sagt: Ein Jeder, der Sitz im Staatsrathe hat, ist verpflichtet seine Meinung mit Freimuth zu sagen, welche der König zu hören verbunden ist Indeß ist es diesem vorbehalten, seinen Beschluß nach eige-

nem Ermeſſen zu faſſen. Findet irgend ein Mitglied des Staatsraths, daß des Königs Beſchluß der Staatsform oder den Reichsgeſetzen widerſtreitet, oder augenſcheinlich für Norwegen ſchädlich iſt, ſo iſt es deſſen Pflicht, kräftige Vorſtellungen dagegen zu machen und ſeine Meinung im Protocolle beizufügen. Derjenige, der nicht ſolchergeſtalt proteſtirt hat, wird angeſehen, als wäre er mit dem Könige einig geweſen, iſt dafür verantwortlich und kann vor dem Reichsgerichte durch das Odelsthing zur Rechenſchaft gezogen werden.

Wie beſchämt hierin der einfache Norwegſche Bauernverſtand die großen engliſchen und franzöſiſchen Herren. In einem Volke von Männern ſoll nur der König kein Mann ſein! Und jene Verantwortlichkeit, womit ihre Conſtitutionen die herrſchenden Miniſter bedrohen, welch ein Trugbild bleibt ſie ewig, will man durch ſie allein die Handlungen der ſieben oder vierzehn Könige, die wieder nur die ſelbſtgewählten und abſetzbaren Diener eines Königs ſind, vor Willkühr, Frevel oder Dummheiten ſchützen. Grund genug, bei dieſer Art von Verantwortlichkeit der Miniſter und

eigener Nichtsbedeutung, zu versuchen, die herrischen Diener zu Herrendienern zu machen und sein Spiel mit ihnen und mit der Verfassung zu treiben; Grund genug für einen klugen, willenskräftigen König, und Erfolg hinlänglich, durch das Ueberragen einer glänzenden Stellung und mit den tausend Verführungsmitteln, die dem Hofe zu Gebote stehen. Darum keine Wahl. Entweder ein verantwortliches Ministerium, das nicht vom Könige, sondern von der Nation gewählt und gewechselt wird, und ein unverantwortlicher König, der nur seine Stimme hat und als Präsident die schwankende Majorität entscheidet — wie nirgends — oder ein unverantwortlicher König, der Beschlüsse definitiv nach eigenem Ermessen faßt und ein in sofern verantwortliches Ministerium, als es verpflichtet ist, seine Andersmeinung zu Protocoll zu geben — wie in Norwegen. — Im Staatsrathe Norwegens wird nämlich über alles Verhandelte ein Protocoll geführt, welches dem Storthing, auf Verlangen, zur Durchsicht zu überreichen.

Der König, der sich stets zur evangelisch-lutherischen Kirche bekennen muß, ordnet allen

öffentlichen Kirchen- und Gottesdienſt, alle Zuſammenkünfte wegen Religionsſachen an, und ſieht darauf, daß die öffentlichen Lehrer der Religion die ihnen vorgeſchriebenen Normen befolgen.

Der König kann Anordnungen geben und aufheben, die den Handel, den Zoll, die Nahrungszweige und die Polizei (bei der elaſtiſchen Ausdehnung dieſes Begriffs ein ſehr umfaſſendes und und den König einigermaaßen für die Nichttheilnahme an der Geſetzgebung entſchädigendes und die Lücken derſelben einſtweilen ausfüllendes Vorrecht) betreffen; doch dürfen ſie nicht der Conſtitution ünd den vom Storthing gegebenen Geſetzen widerſprechen; ſie gelten proviſoriſch bis zum nächſten Storthing.

Der König läßt überall die Schatzungen und Abgaben eintreiben, welche das Storthing auflegt.

Der König wacht darüber, daß das Staatseigenthum und die Regalien auf die vom Storthing beſtimmte und für das Gemeinweſen nützlichſte Weiſe angeordnet und verwaltet werden.

Der König hat das Recht, im Staatsrathe

Verbrecher zu begnadigen, nachdem das Urtheil des Höchstengerichts gesprochen und dessen Bedenken eingezogen ist.

Der König erwählt und bestellt, nachdem er seinen Norwegschen Staatsrath vernommen, alle Civil-Geistlichen und Militairbeamten. Diese schwören der Constitution und dem Könige Gehorsam und Treue. Die königlichen Prinzen dürfen keine Civilämter bekleiden; doch kann der Kronprinz und sein ältester Sohn zum Vicekönige ernannt werden.

Der Statthalter des Reichs, der Staatsminister und die übrigen Mitglieder des Staatsraths, so wie die Beamten, welche bei dessen Bureau's angesetzt, die Gesandten und Consuln, die bürgerlichen und geistlichen höheren obrigkeitlichen Personen, die Regimentschefs und Chefs anderer Militaircorps, die Commandanten in den Festungen und Oberbefehlshaber können ohne vorgängiges Urtheil vom Könige verabschiedet werden, nachdem er hierüber das Bedenken des Staatsraths gehört. In wiefern den solchergestalt verabschiedeten Beamten Pension zu bewilligen, wird vom nächsten Storthing entschieden. Inzwischen

genießen ſie Zweidrittel ihres Gehalts. Andere Beamte können vom Könige nur ſuſpendirt werden, und ſollen dann ſogleich vor die Richterſtuhle geſtellt werden; aber ſie dürfen nicht anders als nach Urtheil abgeſetzt, auch nicht gegen ihren Willen verſetzt werden.

Der König kann nach ſeinem Gutbefinden, zur Belohnung für ausgezeichnete Verdienſte, die öffentlich bekannt gemacht werden müſſen, Orden ertheilen (dies Recht war wohl nicht zu beſeitigen); aber keinen andern Rang noch Titel, als den, welchen jedes Amt mit ſich führt. Der Orden befreit Keinen von den gemeinſchaftlichen Pflichten und Laſten der Staatsbürger, auch führt er nicht vorzüglichen Anſpruch auf Staatsämter mit ſich.

Keine perſönliche oder gemiſchte erbliche Vorrechte dürfen irgend Jemand für die Zukunft verliehen werden. (Siehe weiterhin.)

So giebt die Norwegſche Verfaſſung dem Könige was des Königs iſt. Aber auch dem Volke, was des Volkes iſt.

Dies ſind die Bürgerrechte.

Das Volk übt die **gesetzgebende Macht** durch das Storthing aus. Dieses besteht aus zwei Abtheilungen, einem Lagthing und einem Odelsthing (siehe unten).

Stimmberechtigt sind nur Norwegsche Bürger, die 25 Jahre zurückgelegt haben, im Lande 5 Jahre wohnhaft gewesen, sich daselbst aufgehalten und 1) entweder Beamte sind oder gewesen sind; 2) Landbesitz haben, oder länger als 5 Jahre matrikulirtes Land gebaut haben; 3) Bürger in den Handelsstädten sind, oder in einer Kauf- und Landstadt einen Grundbesitz haben, dessen Werth wenigstens 300 Rthlr.

Ueber alle stimmberechtigte Einwohner führt in der Kaufstadt der Magistrat, in jedem Kirchspiele der Vogt oder Prediger ein Register. Jeder muß, ehe er in dasselbe aufgenommen wird, öffentlich im Gerichte der Verfassung Treue schwören. Aufgeschoben wird das Stimmrecht wegen gerichtlicher Anklage eines Verbrechens, wegen Unmündigkeit und Bankerot, bis die Gläubiger volle Bezahlung erhalten haben, den Fall ausgenommen, daß der Bankerot durch Feuersbrunst, oder anderes nicht zuzurechnendes und er-

weisliches Unglück verursacht worden. Das Stimmrecht wird verloren durch Verurtheilung zum Zuchthause, zur Karre und jeder entehrenden Strafe; ferner durch Eintritt in die Dienste einer fremden Macht, ohne Einwilligung der Regierung; durch Erwerbung des Bürgerrechts in einem fremden Staate; ferner wenn man überführt ist, Stimmen gekauft oder in mehr als einer Versammlung gestimmt zu haben. Die Wahlversammlungen werden jedes dritte Jahr gehalten, und müssen vor Ausgang des Decembers geendigt sein (was mit dem Zusammentreten des Storthings im Februar jedes dritten Jahrs zusammenhängt). Der Versammlungsort ist auf dem Lande die Hauptkirche des Kirchspiels, in den Kaufstädten die Kirche oder das Rathhaus. Ehe die Wahlen beginnen, wird die Constitution verlesen.

In den Städten wird für jede funfzig stimmberechtigte Einwohner ein Wahlmann ernannt. Diese Wahlmänner versammeln sich innerhalb acht Tagen auf der von der Obrigkeit dazu bestimmten Stelle, und ernennen entweder aus ihrer eignen Mitte, oder unter den übrigen

Stimmberechtigten in ihrem Wahlbezirke ein Viertheil ihrer Anzahl, um auf dem Storthing zu erſcheinen, ſo daß 3 bis 6 einen wählen, 7 bis 10 zwei, 11 bis 14 drei, 15 bis 18 vier, welches die höchſte Zahl iſt, die ein Ort ſenden kann. In jedem Kirchſpiele auf dem Lande ernennen die Stimmberechtigten in Verhältniß ihrer Anzahl die Wahlmänner dergeſtalt, daß bis 100 einen wählen, 100 bis 200 zwei, 200 bis 300 drei, und ſo weiter in dem nämlicher Verhältniſſe. Dieſe Wahlmänner verſammeln ſich darauf innerhalb eines Monats auf einer vom Amtmann beſtimmten Stelle und ernennen dann entweder aus ihrer eigenen Mitte, oder unter den andern Stimmberechtigten im Amte, ein Zehntheil ihrer eigenen Zahl, um auf dem Storthing zu erſcheinen, ſo daß 5 bis 14 einen, 15 bis 24 zwei, 25 bis 24 drei, 35 und darüber vier wählen, welches die größte Anzahl. Wenn auf dem nächſten Storthing befunden wird, daß die Repräſentanten der Kaufſtädte mehr oder weniger als ein Drittel der Repräſentanten des ganzen Landes ausmachen, ſo verändert das Storthing für die Zukunft ſo, daß die Repräſentanten der

Kaufstädte sich zu denen des Landes verhalten wie eins zu zwei, und daß die Gesammtzahl der Repräsentanten im Ganzen nicht geringer als 75 und nicht größer als 100 ist.

Niemand kann zum Repräsentanten gewählt werden, der nicht 30 Jahre alt ist und sich seit 10 Jahren im Lande aufgehalten. Mitglieder des Staatsraths, Beamte, die bei dessen Comtoir angestellt sind, Hofbediente und Pensionisten des Hofes sind unfähig, eine Repräsentantenstelle zu bekleiden. Nur Hindernisse, welche von den Wahlmännern als gesetzlich anerkannt werden, können von der Annahme der Wahl befreien; doch ist man nicht verbunden, die Wahl anzunehmen, wenn man zwei auf einander folgende Male als Repräsentant auf einem ordentlichen Storthing erschienen ist. Die Gesetzlichkeit der Vollmachten wird vom Storthing untersucht. Jeder Repräsentant ist zur Vergütung seiner Reisekosten nach und von dem Storthing und seines Unterhalts, während der Zeit wo er dem Storthing beiwohnt, aus der Staatskasse berechtigt; zugleich ist er während dieser Zeit von aller persönlichen Haft frei, wofern er nicht in öffent-

lichen Verbrechen betroffen wird; auch kann er nicht, außer vor dem verſammelten Storthing, zur Verantwortung wegen ſeiner daſelbſt geäußerten Meinungen gezogen werden.

Man ſieht aus dieſen Artikeln, daß die Norwegſche Nation wahrhaft, und wohl einzig in Europa, ſich rühmen kann, eine durchaus nationale Repräſentation zu beſitzen. Der Geiſt und der Verſtand der Freiheit iſt darin ſo deutlich ausgeprägt, daß man ſagen möchte, man könnte ihn mit Händen greifen. Ja, Norweger! das iſt die Art, Repräſentanten nach dem Herzen der Nation zu erzielen und zugleich die Wahlhandlung ſelbſt, nicht allein vor den Rohheiten und Auswilderungen großer verſammelten Maſſen und den im Dunkeln ſchleichenden Umtrieben zu bewahren und deren ſittliche Nachtheile zu verhüten, ſondern dieſelbe zur Quelle einer bildenden, das öffentliche Urtheil gradweiſe beſtimmenden Bewegung zu machen. Der gemiethete Borer, der mit aufgeſtreiften Aermeln in den engliſchen Wahlkämpfen vorkämpft, ſieht einem Athlethen der Freiheit ſo ähnlich, wie der Evangeliſt dem Ochſen, der ihm im Bilde zur Seite ſteht. Und den-

noch verſammelt Englands reformirtes Wahlgeſetz nur den allerkleiſten Theil der Nation. Frankreichs Philiſterwahlgeſetz desgleichen. Die Vernunft, oder, wie ich mich auszudrücken liebe, der Verſtand der Freiheit, wird alle conſtitutionelle Staaten Europas lehren, daß die Norwegſche Wahlgeſetzgebung nicht allein auf Staaten anwendbar iſt, deren Wähler, vermöge der zerſtreuten Bevölkerung und der ſchwierigen Verbindungsmittel nicht leicht in Maſſe zuſammentreten können, ſondern auch auf ſolche, und wohl eben auf ſolche, die ſich, auf den Stoß einer Trompete, in Heerſchaaren verſammeln können. — Schön iſt am Norwegſchen Grundgeſetze, daß jede Scholle Landes, wie ärmlich und werthlos ſie auch ſei, in dem Manne, der ſeinen Schweiß auf ihr vergießt, einen Wähler hat, während der Stadtwähler einen mindeſtens auf 300 Thaler zu taxirenden Grundbeſitz aufweiſen muß. — Das Wahlſyſtem nach Abgaben iſt eine für das Blutſaugerſyſtem der Abgaben geſchickt erregte Eitelkeit.

Das Grundgeſetz fährt fort:

Die auf vorſtehende Weiſe erwählten Repräſentanten machen das Storthing (große Raths-

verſammlung des Königreiches aus. Dieſes wird in der Regel jedes dritte Jahr in der Hauptſtadt den erſten Werkeltag im Februarmonat eröffnet. (Ein ſpäterer Antrag der Regierung, das Storthing im Juni zu eröffnen, fand aus mancherlei Gründen, und namentlich aus Rückſichten für den Ackerbau und für die leichtere Art, Winterreiſen über die Berge und gefrornen Ströme Norwegens zu machen, keine Genehmigung.) In außerordentlſchen Fällen hat der König das Recht, nicht nur außer der gewöhnlichen Zeit, ſondern auch an einem anderen Orte das Storthing zuſammenzuberufen; ſolche Fälle ſind ein feindlicher Einfall, eine anſteckende Krankheit. Der König erläßt dann eine Bekanntmachung, die in allen Kirchen der Stiftsörter wenigſtens ſechs Wochen vor der Zeit verleſen werden muß, wo die Mitglieder des Storthings an dem beſtimmten Orte zuſammenkommen ſollen. Ein ſolcher außerordentlicher Storthing kann vom Könige nach Gutbefinden aufgehoben werden. Die Mitglieder des Storthings fungiren als ſolche während dreier auf einander folgender Jahre, ſowohl bei dem ordentlichen als bei dem außerordentlichen Stor-

thing. Kein Storthing kann gehalten werden, wenn nicht Zweidrittel seiner Mitglieder gegenwärtig sind. Sobald das Storthing sich constituirt hat, eröffnet der König, oder der, den er dazu bestellt hat, dessen Verhandlungen mit einer Rede, worin er dasselbe von dem Zustande des Reichs und den Gegenständen unterrichtet, auf welche er besonders die Aufmerksamkeit des Storthings hinzulenken wünscht. In des Königs Gegenwart darf keine Berathschlagung stattfinden.

Das Storthing erwählt unter seinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Lagthing (gesetzgebende Versammlung) ausmacht; die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing (nach dem Wortsinn: Vers. der Grundbesitzer). Jedes Thing hält seine Versammlungen abgesondert und ernennt seinen eignen Präsidenten und Secretair.

Es kommt dem Storthing zu:

1) Gesetze zu geben und aufzuheben; Schatzungen, Abgaben, Zoll und andere Lasten aufzulegen, welche jedoch nicht länger gelten, als bis zum 1. Juli des Jahrs, da das neue ordentliche Storthing versammelt ist, wofern sie nicht von diesem ausdrücklich erneuert werden;

2) Anleihen auf den Credit des Staates zu eröffnen;

3) Aufsicht über das Geldwesen des Reichs zu führen;

4) Die zu den Staatsausgaben nöthigen Geldsummen zu bewilligen;

5) Zu bestimmen, wie viel dem Könige und Vicekönige jährlich für ihren Hofstaat ausgezahlt werden soll, und die Apanage der königl. Familie festzusetzen, welche jedoch nicht in festem Eigenthum bestehen darf;

6) Sich das in Norwegen vorhandene Regierungsprotocoll und alle öffentlichen Berichte und Papiere — mit Ausnahme eigentlich militairischer Commandosachen — vorlegen zu lassen, mit beglaubigten Abschriften oder Auszügen aus den, von dem Norwegschen Staatsminister und den in Schweden anwesenden zwei Staatsräthen geführten Protocollen oder daselbst vorgelegten öffentlichen Papieren;

7) Sich die Bündnisse und Tractate mittheilen zu lassen, die der König für den Staat mit fremden Mächten eingegangen ist, mit Ausnahme

der geheimen Artikel, die jedoch den öffentlichen nicht widersprechen dürfen;

8) Jeden aufzufordern vor dem Storthing zu erscheinen, mit Ausnahme des Königs und der königl. Familie; doch gilt dies für die königl. Prinzen nicht, insofern sie öffentliche Aemter bekleiden (die königl. Prinzen dürfen indeß, nach §. 21, keine Civilämter bekleiden, doch kann der Kronprinz und dessen ältester Sohn zum Statthalter ernannt werden);

9) Die inzwischen bestandenen Gehalts-Pensionslisten zu revidiren, und darin die für nöthig befundenen Veränderungen zu machen;

10) Fünf Revisoren zu ernennen, die jährlich die Rechnungen des Staats durchsehen und Auszüge aus denselben durch den Druck bekannt machen sollen, daher diese Rechnungen jedes Jahr vor dem 1. Juli diesen Revisoren zugestellt werden müssen;

11) Fremde zu naturalisiren.

Jedes Gesetz soll auf dem Odelsthing entweder vor dessen eigenen Mitgliedern, oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerst vorgeschlagen werden. Ist der Vorschlag ange-

nommen, so wird er an das Lagthing gesandt, welches ihn entweder genehmigt oder verwirft, und im letzteren Fall mit beigefügten Bemerkungen zurückschickt. Diese werden vom Odelsthing in Erwägung gezogen, der entweder den Gesetzvorschlag hinlegt oder ihn wiederum mit oder ohne Veränderung an das Lagthing sendet. Ist der Vorschlag vom Odelsthing zweimal dem Lagthing vorgelegt und von diesem zum zweitenmal abweisend zurückgesandt, so tritt das ganze Storthing zusammen und dann wird mit Zweidrittel seiner Stimmen über den Vorschlag entschieden. Zwischen zwei solchen Berathschlagungen müssen jedesmal wenigstens drei Tage verfließen. Hat ein vom Odelsthing vorgeschlagener Beschluß den Beifall des Lagthings oder des versammelten Storthings erhalten, so wird er durch eine Deputation von beiden Abtheilungen des Storthings an den König gesandt, wenn er gegenwärtig, oder im entgegengesetzten Fall an den Vicekönig oder an die Norwegsche Regierung, mit dem Antrage auf Ertheilung der königlichen Sanction.

Billigt der König den Beschluß, so versieht er ihn mit seiner Unterschrift, wodurch er (gleich)

Geſetz wird. Billigt er ihn nicht, ſo ſendet er ihn an das Odelsthing mit der Erklärung zurück, daß er es nicht dienlich finde, den Beſchluß zu ſanctioniren. In dieſem Fall darf der Beſchluß nicht mehr von dem dermaligen Storthing dem Könige vorgelegt werden, der ſich auf dieſelbe Weiſe benehmen kann, wenn das nächſte ordentliche Storthing denſelben Beſchluß aufs Neue verſchlägt. Wird er aber, nach abermaliger Erwägung, von dem dritten ordentlichen Storthing auf beiden Thingen (in beiden Verſammlungen) unverändert angenommen und dann dem Könige mit dem Begehren vorgelegt, Seine Majeſtät möge ihre Genehmigung einem Beſchluſſe nicht verweigern, welchen das Storthing nach reiflichſter Ueberlegung als nützlich anſieht, ſo wird er Geſetz, auch bei nicht erfolgender Sanction des Königs, ehe das Storthing ſich trennt.

Das Storthing darf ohne des Königs Erlaubniß nicht über drei Monate verſammelt bleiben. Wird er, nach dem Ende ſeiner Verrichtungen, vom Könige aufgehoben, oder iſt er die beſtimmte Zeit verſammelt geweſen, ſo ertheilt der König ſogleich ſeine Entſchließung auf die

bereits vorher nicht abgemachten Beſchlüſſe, indem er ſie entweder beſtätigt oder verwirft. Alle, welche er nicht ausdrücklich ausnimmt, werden als von ihm verworfen betrachtet (worauf ſie als zweite Vorlage beim nächſten Storthing wieder zum Vorſchein kommen können).

Alle Geſetze werden in Norwegſcher Sprache und, die im §. 79 (oder den ſo eben berührte Fall nicht erfolgender königl. Sanction nach dreimaliger Vorlegung) ausgenommen, in des Königs Namen, unter dem Siegel des Norwegſchen Reichs erlaſſen.

Die Sanction des Königs iſt nicht erforderlich zu den Beſchlüſſen des Storthings, wodurch er ſich

1) als Storthing nach der Conſtitution verſammelt erklärt;

2) ſeine innere Polizei beſtimmt (durch welches weſentliche Vorrecht die Kammer auch die Reihenfolge der zu berathenden Geſetzvorſchläge, je nach der Wichtigkeit und Dringlichkeit derſelben, frei beſtimmen darf, ohne hierin einer vorgeſchriebenen Ordnung zu folgen; eine Propoſi-

tion des Königs, der dieſes Recht beeinträchtigen und eine feſte Reihenfolge der abzuhandelnden Vorſchläge, wobei die vom Könige ausgehenden allemal die Vorhand haben ſollten, einzuführen beabſichtigte, fand keinen Beifall);

3) die Vollmachten der anweſenden Mitglieder annimmt oder verwirft;

4) Erkenntniſſe über Wahlſtreitigkeiten annimmt oder verwirft;

5) Fremde naturaliſirt;

6) endlich auch nicht zu dem Beſchluſſe, wodurch das Odelsthing einen Staatsrath oder Andre unter Verantwortung ſetzt.

Das Storthing kann das Bedenken des höchſten Gerichts über wichtige Gegenſtändn einziehen. Er wird bei offenen Thüren gehalten und ſeine Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht, ausgenommen in den Fällen, wo das Gegentheil durch Stimmenmehrheit beſchloſſen wird.

Der, welcher einem Befehl gehorcht, deſſen Abſicht dahin geht, die Freiheit und Sicherheit des Storthings zu ſtören, macht ſich dadurch der Verrätherei gegen das Vaterland ſchuldig.

— Mit letzterem Artikel, der wie ein Engel mit flammendem Schwerdte den Garten der Gesetzgebung bewacht, oder der symboliſch an den Pforten des geſetzgebenden Palaſtes wie ein Löwe mit halbgeöffneten Augen liegt, oder, um ein Bild aus der Haraldik herbeizuziehen, an das Wappen der volksſouverainen Macht als „wilder Mann“ mit der Keule ſich anlehnt; dieſer Artikel ſchließt die Reihe der auf die Nationalrepräſentation bezüglichen Geſetzparagraphen.

Betrachten wir zunächſt die Organiſation des repräſentativen Körpers, ſo erblicken wir eine Reichs- und Landesverſammlung in zwei Abtheilungen. Dieſe Abtheilungen ſind jedoch weit entfernt, einige Aehnlichkeit mit dem feudal-conſtitutionellen Zweikammerſyſtem Englands und deſſen Nachahmungen im franzöſiſchen und deutſchen Stil zu haben. Zu einem ſolchen Zweikammerſyſtem waren in Norwegen weder die Elemente vorhanden, noch hätte daſſelbe vor dem Geiſte, dem das Norwegſche Grundgeſetz ſeine Entſtehung verdankt, Gnade gefunden. Daſſelbe einführen wollen in Ländern, die aus den Trümmern ihrer ehemaligen ſtändiſchen Verfaſſungen zu einer neuen

bürgerthümlichen Exiſtenz überzugehen ſtreben, heißt die Tendenzen der Zeit ſchlecht verſtehen, obwohl, von der andern Seite, die ritterſchaftlichen Mißverſtändniſſe unſchwer zu begreifen. Die Spaltung der Nationalrepräſentation in eine erſte und zweite Kammer beruht eben auf dem, was die Zeit negirt, auf dem Unterſchiede zwiſchen den politiſchen und bürgerlichen Rechten einer Klaſſe der Staatsbürger vor den übrigen. Pairie, Ritterſchaft ſind hiſtoriſche Organe, um die Privilegien einer Ariſtokratie oder eines großen Landbeſitzes geltend zu machen und zu handhaben. Sind die Adelsprivilegien hinweggefallen oder im Verſchwinden mit den großen Gütern, und zwar auf die Weiſe, daß die Nation keineswegs geſonnen, der Wiedereinführung derſelben Vorſchub zu leiſten, oder die letzten Reſte reliquienartig aufzuheben, ſo wird ſie, die Nation, unmöglich, wenn es nach ihrem Willen geht, in ihr neues Verfaſſungsleben ein Organ aufnehmen, deſſen hiſtoriſche Elemente die Zeit und ihr Wille vernichtet hat. Das Volk iſt zu klug, um den Bock zum Gärtner zu ſetzen. Und wäre die Ariſtokratie eines Landes die nobelſte, die man ſich

denken kann, und wie ſie etwa nie geweſen, ja wollte ſie aus eigenem Antriebe alle ihr noch zuſtehenden Rechte auf dem Altare des Vaterlands und des gemeinſamen Bürgerrechts darbringen, nur mit der Ehre, eine erſte Kammer oder oberſtändiſche Körperſchaft zu bilden, zufrieden — ein weiſer Geſetzgeber unſerer Zeit würde dieſe beſcheidenſte Unbeſcheidenheit, die in der einzigen Ausnahme liegt, zu würdigen wiſſen, mitſammt allen den nichtigen Staatstheorien von Mittlerſchaft zwiſchen Thron und Nation, parlementariſcher Bewegung und Hemmung u. ſ. w., die ſich an jene Forderung knüpfen und ſo recht eigentlich nur ausgeheckt und gewoben ſind, um dem alten, nackten, unverwüſtlichen, vor der Anerkennung des Gleichheitrechtes und der Ehre des Bürgerthums bis in der letzten Fiber ſich ſträubenden ariſtokratiſchen Stolze als Philoſophenmantel zu dienen. Man verſtehe mich nicht unrecht. Ich habe, als Zuſchauer des Weltttheaters, nicht wider die Ungarſche Magnatentafel, nichts wider einen fetten, ſtolzen, glänzenden Adel, mit ſehr thatbeſtändlichen Vorrechten und gar phantaſtiſchem Uebermuthe. Ich bin Poet

genug, um ein kräftiges Menſchenweſen in allen ſeinen geſchichtlichen Geſtalten und Trachten, allen ſeinen zeit- und völkerthümlichen Charakteren gelten zu laſſen, nach deutſcher Weiſe ſelbſt zu lieben. Jeder ſehe, wie ers treibe, und wer ſteht, daß er nicht falle. Ich habe niemals öde Weltverbeſſerungspredigten gehalten und mich eines direkten Bekehrungseifers befliſſen, weder in meiren Schriften, noch im Umgange mit Freunden und Feinden, aus innerer tiefer Scheu und Furcht, irgendwie die Naivetät der Erſcheinungen zu ſtören. Mein Liberalismus iſt keine lederne Theorie; verſtehe ich ſeine Quellen recht, ſo iſt er Poeſie und Religion der Freiheit, Glaube an die wunderbare erlöſende Kraft eines freien Nationalbewußtſeins in einer von Natur edeln, mannsſtarken Nation, ein freudiges Gefühl, dieſes Glaubens mit Andern zu leben und die Schaar der Gläubigen wachſen zu ſehen, endlich ein Inſtinkt, der mich vor feigen Theorien und ſchleichenden Giften warnt, die dem jungen kräftigen Wachsthum im Staate an der Wurzel bedrohen. Dieſer Inſtinkt iſt es, der mich lehrt, nicht eben in dem offenen, dreiſten Uebermuthe einer bevor-

rechtigten Kaſte den Feind der Erſtarkung des bürgerlichen Lebens zu ſehen — es wäre nicht ſo übel, wir hätten mehr von dieſem, durch energiſchen Druck zum energiſchen Gegendrucke auffordernden Uebermuthe — ſondern den Feind in ſeinem humaniſirenden, liberaliſirenden, rechtsphiloſophirenden, ſeinariſtokratiſchen Pelze aufzuſuchen und den uralten Herrn von Reineke in die conſtitutionellen Schlupfwinkel zu verfolgen, wo er ſeine letzte Zuflucht ſucht. Dahin gehört namentlich das Zweikammerſyſtem, den neuconſtitutionellen Staaten empfohlen und untergeſchoben als unentbehrliche Maſchinerie der Geſetzgebung und als vornehmſte Bürgſchaft der Kraft und Dauer conſtitutioneller Throne.

Wie ſich dieſe herrlichen Geſichtspunkte in die Perſpective der wirklichen Thatſachen und Ereigniſſe unſerer Epoche einrücken laſſen, iſt nicht wohl abzuſehen; doch für dergleichen Nutzanwendungen hat jeder ſeine eigne Brille. Was aber den Gedanken an und für ſich betrifft, der Geſetzgebung einen doppelten Magen zur beſſeren Verdauung zu geben, ſo kann man denſelben, wenn man von ſeiner Nothwendigkeit oder Nütz-

lichkeit überzeugt iſt, ſehr wohl realiſiren, ohne die geſetzgebenden Beſtandtheile aus ungleichartigen Elementen zuſammenzuſetzen, oder, um bei dem gewählten Bilde zu bleiben, die Magen ganz verſchiedener Thiere, wie etwa Wolf und Lamm, von denen jedes ſein beſonder Futter verlangt, im Conſtitutionsleibe mit einander in Verbindung zu bringen. Ich weiß nicht, ob die ruhmwürdigen Entwerfer der Norwegſchen Verfaſſung von ſelbſt auf den Gedanken gekommen wären, die geſetzgebende Verſammlung in zwei Abtheilungen zu ſondern, wenn ſie nicht auf zwei alte Geſetzorgane des Reichs, das Odelsthing und das Lagthing gefußt hätten. Aber wie anders verhält ſich dieſe Organiſation des Norwegſchen Storthings zu der Idee der Nationalrepräſentation und des vorgeſetzten Staatszweckes, als die Stiftung einer ariſtokratiſchen und demokratiſchen Geſetzverſammlung, die durch das Zweikammerſyſtem bezeichnet wird! Die beiden Abtheilungen des Norwegſchen Storthings gehören in der That einzig und allein der inneren Maſchinerie der Geſetzgebung an, ſie bilden keinen genetiſchen und nicht einmal ſtehenden Unterſchied, treten zuſammen und auseinan-

der, werden durch das gesammte Storthing aus seiner Mitte jedesmal selbst gewählt, so wie das Storthing aus der einen großen Wahlquelle der Nation, ohne Unterschied in den Proceduren hervorgeht; kurz, sie sind ein Leib und eine Seele. Das Zweikammersystem dagegen stellt zwei Leiber und zwei Seelen vor. Während die zweite Kammer von der Nation erwählt wird, ergänzt sich entweder die erste allein in sich selbst und erbt sich fort, wie ein ritterschaftliches Gesetzgebungsfideicommiß, oder wird zu gleicher Zeit von der Regierung ergänzt, oder endlich, wie in Frankreich, neuerdings ohne Erblichkeit ganz allein von der Regierung. Im ersten Falle ist die erste Kammer aristokratische Hemmung und Schranke der königlichen Macht, die auch im zweiten Fall durch die Prärogative derselben nur wenig erweitert wird; im letzten ist sie fügsames Werkzeug derselben; in allen Fällen aber im Widerstreite mit dem Geiste einer Gesetzgebung, die auf dem obersten Grundsatze der Volkssouverainität beruht und weder sich selbst, noch die ausübende Macht durch ein egoistisches Werkzeug hemmen oder aus der vorgezeichneten Bahn willkührlich hinausschleu-

dern lassen will. Wo jener Grundsatz nicht anerkannt ist, wo man hinsichtlich der Quelle der Souverainität anderer Meinung ist oder in Unsicherheit schwankt, wo das mittelaltrige Ständewesen nicht aus dem Grabe geholt werden muß, sondern leibhafte Ritter und Gemeine in thatsächlicher Einzelbevorrechtung sich und dem Throne gegenüber stehen, wo „die Ehre dem Adel anvertraut ist, weil sie, dem eignen Gefühl der Nation und den übrigen Einrichtungen des Staats zufolge, doch schwerlich bei allen Bürgern vorhanden sein kann„ da ist die Pairie und Ritterschaft an ihrem Platze, und es wäre thöricht, in dies schöne alte Spiel von dem Gleichgewichte der Staatsgewalten, ihrer gegenseitigen Eifersucht und lähmenden Furcht vor einander und aller vor der Uebermacht der königlichen Gewalt, mit Theorien eingreifen zu wollen, die darum nur so einfach und in ihrer Anwendung so stark sind, weil sie auf die moralischen Grundlagen der Gleichheit, auf Gemeinehre und Gemeingeist fußen. Das Zweikammersystem, sage ich, steht und fällt mit seinen Feudalbedingungen. Wo es nämlich durch eigne Kraft sich auf den Beinen erhält und wo

kein fremdes mächtiges Princip einer untergrabenen Pairie, die, ſich ſelbſt und ihrem ohnmächtigen Stolze überlaſſen, zuſammenſtürzen würde, unter die Arme greift. Bekanntlich um durch dieſelbe den Thron zu ſtützen! Oder, was mehr Sinn und Verſtand für ſich hat, um der conſtitutionellen Monarchie einen gewiſſen alterthümlichen Glanz und Schimmer zu bewahren, und den reformirten öffentlichen Staatsdienſt, der von Natur ſo puritaniſch einfach iſt und ſo gar wenig auf Phantaſie und Gemüth des Volkes Rückſicht nimmt — wie, zum Beiſpiel, in Norwegen — nicht ganz um jene feierlichen Erregungsmittel des altkatholiſchen Staatscultus, Chor und Gegenchor (allenfalls Caſtraten), Weihrauch, Heiligenſcheine, Familienerbbegräbniſſe, Wappenſchilder u. ſ. w. arm zu machen. Eine ſolche Pairie, die für fromme Zwecke eine ſein ſoll, aber in hiſtoriſchem Sinne keine mehr iſt, zeigt uns Frankreich. In dieſem Lande der kugelhaften Umwälzungen, wo hinterher ſo Vieles unter neuem Namen wieder an die Stelle tritt, was den Blicken zu entſchwinden drohte, während im Innern eine ganze Welt von Begriffen und Gefühlen ſich zer-

ſetzen und umgeſtalten mußte, in dieſem Lande, wo der Adel keine Privilegien mehr beſitzt und dennoch Adel iſt, wo man deſſen Rechte, das iſt, ſeine ſtändiſche Zeugungskraft vernichtet hat und er dennoch ſich verjüngt und fortpflanzt, wo man deſſen Heerd, ſein überwiegendes Grundeigenthum, die Frucht der Eroberungen und Plünderungen ſeiner fränkiſchen Urahnenſchaft, angetaſtet und verſplittert hat, um ihm nachher eine Milliarde Entſchädigung zu Füßen zu legen, Linſen für die Erſtgeburt, Krämergold für fideicommiſſariſche Schollen, Ducaten für ducatus (Herzogthümer), écus (Thaler) für equiſes (Ritter), francs für die alten Feudalherren des Landes (die Franken); in dieſem Lande ſind die Geiſter der ehemaligen hohen Vaſallen der Krone Frankreichs, die in der Völkerſchlacht der Revolution von 89 gefallen, zuſammengeblaſen und ihre windigen Gerippe, ihre wackelnden kahlen Schädel mit den Attributen der Pairie behängt worden, in welchem Aufzuge ſie zu gleicher Zeit die ehemalige Antichambre (das Gegentheil von einer Kammer) und die erſte geſetzgebende Verſammlung des Reichs, gleichſam den Ausbund der ehemaligen Provinzialparlamente

vorſtellen. Der franzöſiſchen Pairie liegt jedoch oſtenſibel noch ein anderer Begriff zu Grunde, ein Begriff, der über alle bürgerliche und adlige alte und neue Begriffe hinausgeht, obwohl er beſtimmt iſt, der alten und neuen Zeit gleichmäßig zu ſchmeicheln, der: einer Verſammlung von Notabilitäten der Geburt, des Beſitzes und Talents des ganzen Landes! Dies ſind drei unermeßliche Ungleichheiten und dennoch ſollen die Herren Pairs, pares, Gleiche ſein. Das alte Geſchlecht, der mächtige Grundbeſitz, der glänzende Kopf, der Ruhm kriegeriſcher oder bürgerlicher Verrichtungen, alle dieſe Eigenſchaften, die an und für ſich nichts mit einander gemein haben, und die im bürgerlichen Leben vielfach ſich fliehen und wie Feuer und Waſſer zuſammenziſchen, ſollen, unter der Hand der Regierung, die unter den Köpfen, Diplomen, Geldbeuteln, Staatsverdienſten willkührlich umherzugreifen hat, die Elemente eines abgeſonderten und mit den höchſten und einflußreichſten Functionen der Geſetzgebung bekleideten Staatskörpers abgeben! Man kann dieſen abſtrakten und mit den Grundlagen der neuen franzöſiſchen Verfaſſung im brennenden Wi-

derſpruche befindlichen Gedanken ohne Kopfweh gar nicht durchdenken. Die alte Ariſtokratie, der eigentliche Stamm und Sinn der Pairie, ſpielt darin die kläglichſte Rolle und dürfte nur mit Erröthen an ihre Schweſter in England denken können. Wäre nur der Theil der franz. Pairie, der aus altariſtokratiſchen Elementen beſteht, Selbſtrepräſentation des franz. Adels und auf Lebenszeit von ſeinen Standesgenoſſen erwählt, ſo würde ein altfranzöſiſcher Baron, wenn er die Pairskammer betritt, ſich nicht der Fiction zu ſchämen brauchen, Advocaten, diplomatiſche Retouriers, aufgekrochene Bureauſeelen, Glückspilze der Revolution und des Kaiſerreichs, was alles das plebejiſche Gepräge ſeines Urſprungs trägt, für Seinesgleichen anſehen und für Ihresgleichen angeſehen werden zu müſſen; er würde, indem er ſich der zuſammenwürfelnden, revolutionairen Nothwendigkeit fügte, weder ſich noch ſeinem geſellſchaftlich, imaginair, ja ſelbſt grundgeſetzlich feſtgehaltenen Stande etwas vergeben. Nun aber, da ſein Eintritt nicht von der Wahl ſeiner Standesgenoſſen ausgeht und nicht in Kraft irgend eines Rechtes erfolgt, das mit ſeinem po-

litiſchen Daſein verknüpft iſt, ſondern von der Willkühr der Regierung abhängt, nun muß er in dem unbehaglichſten Gefühl von der Welt den Kopf ducken bei dem Gedanken, daß er ſein Recht freiwillig vergeben hat, daß er weder der Nation noch dem Könige gegenüber ſich in der Stellung befindet, auf die er fortwährend Anſpruch machen will und muß, um ſich auch nur ideel zu behaupten, daß es königliche Gnade iſt, wenn er ſich zur Gleichheit mit denen, die nicht Seinesgleichen ſind, erhoben ſieht, und daß, ſo ſehr erſich überzeugt halten mag, daß die Pairie für ihn und ſeinen Stand geſchaffen, und ſo ſehr es ihm ſchmeicheln mag, die Monarchie des Bürgerthums Satyren auf ihren Urſprung, auf die Freiheit und Gleichheit machen und nur in dem goldenen, wenn auch verblichenen Rahmen ihrer alten Familiengemälde ſich behaglich, ruhig und ehrwürdig fühlen zu ſehen, das Bewußtſein nicht hinreichen kann, ihn für die Demüthigung zu entſchädigen, nur auf einem Schleichwege, durch Gunſt, als Werkzeug und bloße Tapezerie des Königthums, und zwar eines uſurpatoriſchen, illegitimen in ihrem Sinne, pairiſirt worden zu

sein. Ob der alte Baron der franz. Pairskammer sich solcher Gefühle wirklich bewußt ist und in welchem Grade, welcher Beimischung mit andern Gefühlen, das mag Gott wissen; der hohe Adel Frankreichs ist von den Königen der letzten Jahrhunderte und von dem Kaiser so durchgeseigt, geschröpft und gemißbraucht worden, daß man eher geneigt ist, stolze Kriecherei, als männliche Hoheit der Gesinnung in seinen Ruinen zu suchen. Aber desto schlimmer für ihn selbst, für den Thron und für die Bedeutung des Instituts der Pairie. Was dessen sonstige mitlaufende Bestandtheile betrifft, so müssen diese, wie hoch sie auch ihre persönlichen und dinglichen Vorzüge, ihre Verdienste um das Vaterland und etwa ihre greisen Haare anschlagen, ohne Zweifel selbst darüber erstaunen, daß man sie für zu gut und zu ehrwürdig hält, den öffentlichen Wahlen ausgesetzt und in den Schooß der Nationalrepräsentation aufgenommen zu werden, oder, wenn sie bereits gewählt, Mitglieder derselben zu bleiben; daß man vielmehr der Ansicht ist, sie wären auserlesene Wesen, Halbgötter, die nicht die Nation, sondern nur ihre persönlichen Verdienste und

Qualitäten repräſentiren dürften. Iſt es nicht närriſch, daß für Intelligenz, Reife des Urtheils, würdiges Verhalten, verdienſtvolle und erfahrungsreiche Geſchäftsbahn eine eigne Kammer aufgehoben wird? Bedürfen die Repräſentanten der Nation dieſer Eigenſchaften nicht? Oder haben ſie davon im Ueberfluſſe? Oder beſitzt die Nation kein Unterſcheidungsvermögen, keine Achtung für große Verdienſte? Was unterſcheidet die Intellegenzen und Tüchtigkeiten der Pairie von denen der Deputirtenkammer? Müſſen nicht Dupin, der Pair, und Dupin der Deputirte lachen, wenn ſie ſich anſehen? Aber die Pairs ſollen nicht allein die Intelligenzen und Notabilitäten der Verdienſte, ſondern auch den mächtigen Grundbeſitz repräſentiren. Noch toller. Beſteht denn die Deputirtenkammer vorzugsweiſe und ihrer Organiſation und Beſtimmung nach, aus kleinen Grundbeſitzern? War es ferner der Wille der Nation, einen beſonderen Nachdruck auf den Unterſchied des großen und kleinen Grundbeſitzes zu legen, dieſe Quelle der Ungleichheiten in der Geſetzgebung zu heiligen? War ſie dermaßen in Vergeſſenheit der Ideen ihrer Revolution verſunken, ſo konnte ſie ja, durch

ihr Wahlgeſetz, dem großen Beſitze oder dem Gelde, den allmächtigen Schlüſſel alles modernen Beſitzes, verhältnißmäßig mehrere Stimmen einräumen. Wenn die Macht des Talents, des Beſitzes, des bürgerlichen Anſehens nicht ſorgfältig genug vor Mißbräuchen in Acht zu nehmen, wenn ſie, auch geleitet in den ſtarken Eiſenſchienen geſetzlicher Gleichheit und männlicher Sitten, auch ſelber eines edleren Strebens und Wollens ſich bewußt, nur zu leicht ihren dämoniſchen Einflüſſen verfällt, abſpringt und den Sitten ein Aergerniß gibt, was ſoll man ſagen von dem Leichtſinn, oder von der Täuſchung einer Nation, die mit Gleichheit prahlt und eine Pairie der Geburt, der Verdienſte, der Talente und des Beſitzes zu den domokratiſchen Inſtitutionen zählt, die ihres Königs Thron umgeben? Worauf können die franzöſiſchen Pairs als ſolche, ſtolz ſein, was ihnen nicht das Bewußtſein eitler Ueberhebung, der Nation gegenüber, einflößt? Glücklicherweiſe kennen die Meiſten den Gang ihrer Erhebung ſelbſt am beſten. Ach, die Pairs überheben ſich nicht; ſie werden überhoben. Die Natur oder Unnatur ihres Inſtituts raubt ihnen die Kraft der An-

maßung, ſie können weder aus dem Herzen der Nation ſprechen, noch zu deutlich aus dem Geiſte ihrer Berufung; ſie ſitzen ſo ſtill da oben und ſenken grämlich die Köpfe und wickeln ſich in den Mantel ihrer Unſchuld. Was ſind die Pairs? Deputirte des Königs. Ihre Exiſtenz beruhend auf eine Grundverwirrung in den einfachſten Staatsbegriffen, auf einer gebrochenen und verzerrten Spiegelung des engliſchen Inſtituts, iſt mehr eine Charlatanerie als eine Realität; obgleich jedenfalls ein Unheil. Eingriff der vollziehenden Gewalt in die geſetzgebende, verſtärkt die Pairie dennoch nicht die Kraft, ſondern nur die unglücklichen Illuſionen des Julikönigthums; das Schlimmſte und in ſeinen Folgen Verderblichſte, was ſich von ihr und von der neuen Legitimiſirung des Adels in Frankreich ſagen läßt; wovon nachher die Rede ſein wird,

Das Zweikammerſyſtem wird ſtets wo es herrſcht eins der Hinderniſſe ſein, welche die Welt des erhabenen Schauſpiels eines nationalen, ſtarken und aufrichtigen Bürgerkönigthums berauben werden. Geboren aus der früheren Spaltung der Nation in Patricier und Plebejer, Lords und Gemeine,

Ritter und Bürger, ſpaltet es, noch bei dem Verſchwinden dieſer Unterſchiede, unglücklicherweiſe das Herz der Herrſcher, dieſes Herz das nicht groß und ungetheilt genug ſein kann, und für Aller Ehre und Wohlfahrt zu ſchlagen. Das Zweikammerſyſtem iſt ein Zweikönigſyſtem. Die Norweger, nur eines Königs Haupt und Herz begehrend, begnügten ſich daher mit einer Kammer, deren zwei Abtheilungen, von demſelben reinen Blute der Nation durchſtrömt, nur dem inneren Organismus der Geſetzgebung angehören. So viel ich weiß, hat die Regierung ſpäterhin keine direkte Verſuche gemacht, dieſen Theil des Norwegſchen Grundgeſetzes zu ändern. Doch ſcheint der gleich zu erwähnende mehr als einmal wiederholte Vorſchlag, einen neuen Adel in Norwegen einzuführen das Zweikammerſyſtem, als eine natürliche Nachgeburt dieſer nicht zur Geburt gelangten Mißſchöpfung, bezielt zu haben.

Die legislativen Verrichtungen und Zukomniſſe des Storthing, wie ſolche im Obigen angeführt worden, bedürfen keines weiteren Commentars. Von der Weisheit ſelbſt eingegeben iſt die eigenthümliche Beſtimmung, wodurch die

Dauer der Auflagen und Schatzungen jedesmal nur für den Zwischenraume zwischen zwei Sessionen des Storthings festgesetzt wird. Uebrigens ist der Umfang der vom Storthing ausgeübten Rechte noch größer als er in diesem Abschnitte des Grundgesetzes erscheint. Das Norwegsche Grundgesetz führt auf allen seinem Blättern, von Anfang bis zu Ende, den obersten Grundgesetz durch, daß die Versammlung der Vertreter der Nation diese wahrhaft vorstellt, diese Nation wirklich ist und alle die Rechte personificirt, welche aus der Machtquelle der Nation fließen. Jeder Paragraph des Grundgesetzes bringt in Erinnerung, daß die drei Gewalten, die ausübende, gesetzgebende und richterliche, nur eine Macht sind: die Macht der Nation, unmittelbar dargestellt in dem Storthing und durch dieses sich geltend machend in jeder der beiden übrigen Staatsgewalten. Das Storthing nimmt, wie wir gleich sehen werden, an der richterlichen Gewalt Antheil, und ist, wie wir gesehen haben, ermächtigt in bestimmten Fällen die Königwahl zu vollziehen und in gewisse dem Willen der Nation widersprechenden Vorhaben und Beschlüsse der aus-

übenden Gewalt hindernd einzuschreiten. So kann der König Krieg erklären; aber nur die Nation, oder das Storthing nicht allein das Geld, sondern auch die Waffen dazu bewilligen, denn Paragraph 25 besagt: „zum Angriffskriege dürfen Norwegens Truppen und Ruderflottille nicht ohne Einwilligung des Storthings, gebraucht werden.“ Dagegen kann der König die Beschlüsse des Storthings die ordentlicherweise durch ihn gesetzliche Sanction erhalten, an der Erlangung der Gesetzeskraft zwei Storthinge hindurch verhindern und nur, wenn sie auch auf dem dritten Storthing gefaßt werden, treten sie, auch bei nochmaliger Sanctionsverweigerung von Seiten des Königs, in die Reihe der Gesetze ein.

Bekanntlich hat es die Regierung sich wiederholt angelegen sein lassen, den betreffenden Artikel des Norwegschen Grundgesetzes, wodurch dem Könige nur ein aufschiebendes Veto, aber kein absolutes eingeräumt wird, als unvereinbar mit repräsentativem Verfassungswesen, zerstörend für das zur Festigkeit unentbehrliche Gleichgewicht, dem Wohle des Volkes, so wie der Würde des Königs Gefahr drohend, darzustellen. Wie alle

Propoſitionen Karl Johanns, ſo verrathen auch die in Rede ſtehenden einen gewiſſen, von der Garonne ſtammenden Geiſt der Phraſe und der Uebertreibung, eine Miſchung von wahren, falſchen und ſchiefen Gedanken, einen Ausdruck väterlicher Regentenwürde und Augenzwickender Ueberredungsliſt, viel Mißbrauch mit Berufungen auf Geſchichte, wovon überall nur eine oberflächliche Kenntniß vorhanden zu ſein ſcheint, und ein wenig das Napoleoniſche Gepräge des Abſoluten, das dann freilich, beſchränkt im Thun und Gebieten, in der Macht zu Regiren eine Entſchädigung oder Beruhigung ſuchen wird. Wie wenig der König das, in ſeinen Grundlagen 1814 von ihm ſelbſt anerkannte und unter ſeinen Augen erwachſene kräftige Verfaſſungsleben der Norweger, den Erfolg der raſchen Bildkraft der Freiheit und der tüchtigen Verſtandes und Gemüthsanlagen der Nation richtig erkannte und ſchätzte, indem er wiederholt den allergnädigſten Vorſchlag an das Storthing ergehen ließ, der Königlichen Macht ſtatt des ſuspenſiven Veto das abſolute einzuräumen, zeigt ſich in der Ausführung der Gründe, welche den Vorſchlag einführten,

und in der Entgegnung auf das ablehnende Bedenken der Commiſſion. In letzterer Entgegnung heißt es unter andern: „Iſt es unzweifelhaft, daß das Grundgeſetz eines Landes Rückſicht nehmen muß auf das Bedürfniß des Volkes, auf ſeinen Charakter, ſeine Gewohnheiten, ja ſelbſt auf ſeine geographiſche Lage, dann wäre es gewiß auch ein großer Irrthum, wenn man bei allen Nationen dieſelben Formen anwenden wollte; der nationale Charakter iſt, wie die übrigen Verhältniſſe, bei den verſchiedenen Völkern verſchieden. Was aber Norwegen betrifft, ſo ſcheint es einleuchtend daß ein Volk, welches ſeit anderthalb Jahrhunderten gewohnt war, nur durch den Willen eines Monarchen regiert zu werden, es ungern ſehen muß, wenn zu große Einſchränkung der königlichen Autorität den Schutz zu vernichten droht, den es bei den Monarchen gegen mögliche Anmaßungen der geſetzgebenden Gewalt finden kann.“ Von der Einſicht in conſtitutionelle Grundſätze und in die innere Conſequenz des Norwegſchen Grundgeſetzes gibt folgende Stellen einen Beweis: „Aus dem Angeführten erhellt, daß bei der gegenwärtigen Stellung kein Gleichgewicht

ſtattfindet; ſollte ein ſolches ſtattfinden, ſo müßte der König auf ſeiner Seite das Recht haben, daß ein Geſetzvorſchlag, dreimal unverändert dem Storthing durch Höchſtdenſelben vorgelegt, Geſetz werden müßte, ſelbſt ohne Genehmigung des Storthings. Seine Majeſtät ſind indeſſen weit entfernt, einem ſo ausgedehnten (widerſinnigen) Rechte nachzuſtreben. Seine Majeſtät erwähnen es nur, wie weit Theorien führen können, die in die Prinzipien Keime des Mißtrauens und des Streits beider Gewalten (!) aufnehmen, da ſie die Unabhängigkeit der Nationen nur bewahren können, wenn ſie durch Zutrauen und Einigkeit verbunden ſind." — Daſſelbe tiefe Mißverſtändniß des Norwegſchen Volkes und ſeines Vertrauens auf die Verfaſſung und die ſelbſtgewählten Vertreter machte ſich bei dieſer Gelegenheit im Folgenden Luft: „Seine Majeſtät können nicht umhin, die Aufmerkſamkeit des Storthings auf die Nothwendigkeit hinzuleiten, im Weſentlichen die patriarchaliſche Form für Norwegen zu bewahren. Wenn die Bewohner der Norwegſchen Gebirge und Thäler ihre Gebete zum Himmel ſenden, da bitten ſie den Allmächtigen, er möge

ihrem Könige Kraft, Muth und Willen ſchenken, ihren Wohlſtand zu fördern, ihre Rechte zu befeſtigen, ſie gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Dies Volk vermag es nicht zu begreifen, daß ſein Beſchützer Hinderniſſe findet, das Gute, was er wünſcht, zu verrichten, gegen die Einzelnen wie für das Land im Ganzen; kurz, dieſes Volk, davon ſind S. Maj. überzeugt, will, daß die Gewalt gleich vertheilt ſei; es will, daß der König vorſchlagen, die Nationalrepräſentation annehmen oder verwerfen ſoll; daß die Nationalrepräſentation vorſchlagen und der König, mit Rückſicht auf das wahre Wohl des Landes, annehmen oder verwerfen ſoll."

Die logiſche, pſychologiſche und legislatoriſche Zergliederung des Obigen Jedem in Belieben ſtellend, verweiſe ich, in Betreff der letzten Anführung, auf den Theil des commiſſariſchen Bedenkens, welcher den König, in der mildeſten und ausdruckvollſten Form, hinſichtlich der erſten Grundſätze der Norwegſchen Verfaſſung zu belehren ſucht, und zugleich den vorgeſpiegelten Gefahren, die aus der Nichtannahme der königlichen Propoſition erfolgen ſollten, die Wirklichkeit der

conſtitutionellen Bürgſchaften entgegenſtellt. „Vergleichen wir — bemerkte die Commiſſion — den 49ſten Paragraphen des Grundgeſetzes mit dem 3ten und 79ſten, ſo ſcheint es klar, daß einer der Hauptgrundſätze deſſelben dieſer iſt, daß die geſetzgebende Gewalt, oder der bedeutendſte Theil derſelben, dem Volke zukommt, das dieſe Gewalt durch das Storthing ausübt. Würde, nach dem Vorſchlage S. Maj., der 79ſte Paragraph aufgehoben, ſo iſt es einleuchtend, daß der größte Theil der geſetzgebenden Gewalt in die Hände des Königs käme (indem nämlich, wie in dem Voraufgehenden ausgeführt wird, in dieſem Fall das abſolute Veto zu den übrigen beträchtlichen Einflüſſen der königl. Gewalt auf die Geſetzgebung als: die Ernennung und Beförderung der, einen nicht unbedeutenden Theil des Storthings bildenden Beamten, das Recht, Geſetze vorzuſchlagen und proviſoriſche, bis zum nächſten Storthing geltende Anordnungen in Betreff des Handels, Zolls, der Nahrungszweige und der Polizei zu treffen, hinzukäme). Wie nun ein ſolches Reſultat nicht mit der, in dem Vorſchlage ſelbſt deutlich zu erkennenden Abſicht E Maj., die vielmehr

das Gleichgewicht erhalten möchte, übereinstimmt, so würde auch eine solche Veränderung schwerlich eine bloße Modification einzelner Bestimmungen genannt werden können, sondern würde eher mit dem Prinzip selbst in Streit gerathen. Die Bestimmungen des Grundgesetzes, betreffend die Organisation der Nationalrepräsentation, die Zeit für die Dauer des Storthings, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die dem Volke durch dasselbe zugesicherte Rede- und Schreibefreiheit scheinen, mit dem ruhigen und sinnigen Charakter des Volkes vereinigt, so wie die von den Voreltern ererbte Treue und Ergebenheit gegen den König, hinlängliche Sicherheitsmittel gegen einen Mißbrauch des im 79sten Paragraphen enthaltenen Rechtes darzubieten. Da das Storthing in zwei Kammern (Abtheilungen) getheilt ist, da es nur jedes dritte Jahr versammelt wird und ohne den Beifall des Königs seine Verhandlungen nicht länger als drei Monate fortsetzen darf, da ferner für ein jedes Storthing neue Vertreter gewählt werden, da endlich die Volksvertretung als solche für keinen bestimmten Theil aus einer privilegirten Classe besteht, deren Interesse eine für

die ausübende Gewalt und den Staat gefährliche fortdauernde Opposition hervorrufen könnte: so ist es höchst wahrscheinlich, daß die durchaus über einstimmenden Beschlüsse dreier verschiedenen Storthinge, nicht in Widerspruch mit dem allgemeinen Willen oder mit dem Besten des Staats, welches von dem des Königs unzertrennlich, stehen werde."

Bei einer minder diplomatischen Abfassung hätte die Commission vielleicht geradezu und ohne Umschweife erklärt, daß es sich bei dieser Frage um den höchsten Grundsatz der Verfassung handle und daß dem Könige, ganz abgesehen von der größeren oder geringeren Ausdehnung der königlichen Macht, ein absolutes Veto nach dem Geiste des Norwegschen Grundgesetzes nicht zukomme. Nicht die ausübende, sondern die gesetzgebende Macht ist es, die den Willen der Nation, oder die Nation selbst am unmittelbarsten repräsentirt, woher sie auch wegen ihrer Beschlüsse auf keine Weise zur Verantwortung gezogen werden kann. Eine absolute äußere Schranke in der Ausübung ihrer Functionen würde ihren Begriff und die Kraft und Heiligkeit der Gesetze selbst vernichten.

Allerdings muß dem Staate sehr daran liegen, daß die ausübende Macht, welche die Beschlüsse der Gesetzgebung vollziehen soll, hinsichtlich des Zeitgemäßen, Nützlichen, Nothwendigen dieser Beschlüsse mit der gesetzgebenden Nationalversammlung innerlich einverstanden sei, denn von dieser Einsicht oder von der Neigung, womit sie die Beschlüsse aufnimmt, wird ihr Eifer, dieselben zu vollstrecken, also ein großer Theil des beabsichtigten wohlthätigen Erfolges abhangen. Man hat daher für nöthig und weise befunden, die ausübende Macht durch alle gesetzlich erlaubte Mittel, nämlich durch solche, die ihr keinen direkten, Idee und Existenz gefährdenden Einfluß auf die Gesetzgebung gestatten, in das Interesse derselben zu ziehen. Man hat ihr, oder vielmehr ihrem obersten Leiter, der Seele des Ganzen, sowohl die feierliche Besieglung der Gesetzbeschlüsse übergeben, wodurch diese unmittelbar in Kraft treten, als die Erlaubniß eingeräumt, Einspruch gegen deren Vollstreckung zu erheben. Das erstere Mittel bezeichnet man durch den Ausdruck „königliche Sanction;“ das letztere durch „königliches Veto.“ Die Sanction ist eine Erklärung

der Annahme des Beſchluſſes und eine Ueberweiſung deſſelben in die Reihe der Geſetze, deren Vollſtreckung das Amt der ausübenden Macht. In dieſer Geſchäftsbedeutung allein kann das Wort gefaßt werden, und nicht etwa in der myſteriöſen: einer Heiligung oder Weihe des Beſchluſſes, die als ſolche erforderlich wäre, ihm die eigentliche Geſetzkraft zu verleihen. Denn kein leerer Name iſt es, wenn das Norwegſche Volk den Verſammlungsſaal ſeiner Abgeordneten das Sanctuar der Geſetzgebung nennt. Das Storthing iſt die heilige Quelle des Geſetzes; aus dieſem Felſen der Nation entſpringen ſie und ſtrömen, geleitet in dem Bette der ausübenden Macht, Seegen und Fruchtbarkeit verbreitend, durch die Wohnſitze der Menſchen. Dieſe Quelle führt bei ihrem Urſprunge den Namen Beſchluß, und von da an, wo ſie in die Oeffentlichkeit tritt, den Namen Geſetz; verſiegen kann der Lauf des Geſetzes nur, wenn der Stab der Geſetzgebung, der die Quelle entſpringen ließ, von ihr abläßt und ſie vertrocknen heißt; durch dieſelbe Willenskraft kann der Beſchluß in ſeine Quelle zurückkehren, ehe er den Gipfel der ausübenden

Macht überſtömt und majeſtätiſch durch das Königthor, als Geſetz, ſeinen Lauf verfolgt; ſo lange aber jener heilige Wille, der ihm das Daſein gab, anhält zu wollen, iſt er im Fluſſe, und kann wohl durch einmalige und zweimalige Verſchließung des Königsthors, in ſeinem Uebergang vom Beſchluſſe zum Geſetze gehemmt, aber ſchon beim Drittenmal nicht verhindert werden, dieſen Uebergang zu bewerkſtelligen. Dies iſt, im Bilde geſprochen, der Sinn und Geiſt des betreffenden Paragraphen des Norwegſchen Grundgeſetzes. In Fällen, wo der König Anſtand nimmt, einen Beſchluß des Storthings zu genehmigen und, in ſeiner Eigenſchaft als Haupt der ausübenden Macht, zu bekräftigen, ſendet er ihn an das Odelsthing mit dieſer Erklärung zurück. Er kann durch dieſe Maaßregel ſich, der geſetzgebenden Verſammlung, dem ganzen Lande die Zeit einer, nicht kurzen und flüchtigen, ſondern dreijährigen Erwägung des Beſchluſſes, von einem Storthing bis zum andern, verſchaffen. Der König kann dieſe Zeit verdoppeln, ja verdreifachen und damit iſt ſicher der Wahrung der königlichen Macht und Würde eine Genüge geſchehen und dem Vorwurfe

begegnet, als ob der König nur zum blinden Vollſtrecker der Storthingsbeſchlüſſe dienen ſolle. Auf dem dritten Storthing aber tritt der Beſchluß, wenn er nochmals von beiden Thingen angenommen, in Geſetzes Kraft, auch ohne erfolgte Sanction des Königs; mit andern Worten, des Geſetzes innere Macht und Heiligkeit geht, aus der Kolliſion zwiſchen der geſetzgebenden und ausübenden Macht, im Siegesglanze hervor.

Dies iſt es, was bei der Frage des ſuspenſiven und abſoluten Veto, in Rede und Frage ſteht, und was die Commiſſarien des Storthings in der oben erwähnten Vertheidigung des 79ſten Paragraphen des Grundgeſetzes vielleicht deutlicher und ſtärker hervorgehoben hätten, wenn ſie nicht nach Anleitung des Grundgeſetzes ſelbſt und, wie es ſcheint, im Charakter der Storthingverhandlungen, die Berufung auf alles, was einer Theorie ähnlich ſieht, hätten vermeiden wollen. Bei der goldnen Praxis des Norwegſchen Verfaſſungsgeſetzes iſt es leicht begreiflich, daß man ſich ungern auf graue Theorie einläßt. Wer im Schatten eines Baumes ſitzt, wühlt die Wurzeln nicht um. **Beati possidentes.**

Die dritte moraliſche Perſon in dem Myſterium der Dreieinigkeit der Staatsgewalten, die **richterliche Macht** oder der Geiſt der Geſetzgebung iſt, dem äußeren Anſcheine nach, in dem Norwegſchen Grundgeſetze am dürftigſten abgefunden; wie auch in der Kirche, namentlich der proteſtantiſchen, der heilige Geiſt in die wenigſten Dogmen gebannt iſt. Doch beſitzt die richterliche Macht in Norwegen eben das Weſentliche: Unabhängigkeit der äußeren Stellung, Einheit des Wirkens und gleichmäßige Breite und Höhe deſſelben, wonach Alles, mit einziger Ausnahme des Königs und der Mitglieder der königlichen Familie, vor ihrem Auge und ihrem Schwerdte erſcheinen muß. Die Unabſetzbarkeit theilen, wie erwähnt, die Richter Norwegens, mit andern Beamten, die nicht grundgeſetzlich als dieſes Ankers der Selbſtſtändigkeit im fluthenden Meere der Liebe und des Haſſes, zum Wohle des Staates bedürftig erachtet werden.

Die Mitglieder des Lagthings machen zugleich mit dem höchſten Gerichte, das Reichsgericht aus, welches vom Odelthinge berufen wird, entweder gegen die Mitglieder des Staatsraths oder

des Höchſtengerichts wegen Amtsverbrechen, oder gegen Mitglieder des Storthings wegen Verbrechen, die ſie als ſolche begangen. Der Beklagte kann, ohne deshalb irgend eine Urſache anzugeben, ein Drittel der Mitglieder des Reichsgerichts ablehnen, doch ſo, daß das Gericht nicht weniger als funfzehn Perſonen ausmacht.

Das Höchſtegericht urtheilt in letzter Inſtanz. Es darf nicht aus weniger Mitgliedern als dem Gerichtspfleger (Juſtitiarius) und ſechs Beiſitzern beſtehen. In Friedenszeiten iſt das Höchſtegericht nebſt zwei Officieren, welche der König dazu verordnet, die zweite und letzte Inſtanz in allen den Kriegsgerichtsſachen, die entweder den Verluſt des Lebens oder der Ehre oder eine Freiheitsberaubung auf längere Zeit als drei Monate betreffen. Von den Urtheilen des Höchſtengerichts findet in keinem Fall eine Berufung ſtatt, noch können ſie einer Reviſion unterzogen werden. Keiner kann vor dem dreißigſten Jahre zum Mitgliede des Höchſtengerichts beſtellt werden.

Dies ſind die allgemeinen Beſtimmungen der oberrichtlichen Macht. Auf die Rechtspflege be-

züglich sind folgende Artikel, die in dem beschließenden allgemeinen Bestimmungen des Grundgesetzes angeführt werden.

Es soll veranstaltet werden, daß auf dem ersten, oder, wenn dies nicht möglich, auf dem zweiten ordentlichen Storthing ein neues allgemeines Civil- und Strafgesetzbuch gegeben wird (Geschehen). Keine Dispensationen, Protectorien, Moratorien oder Erhebungen (lateinische Gesetzunzucht) dürfen bewilligt werden, nachdem das neue allgemeine Gesetz in Kraft getreten. Keiner kann gerichtet werden als nach dem Gesetze, noch anders als nach Urtheil bestraft werden. Die peinliche Frage (Tortur) darf nicht stattfinden. Keinem Gesetze darf rückwirkende Kraft gegeben werden. Mit den Sporteln, welche an die richterlichen Beamten erlegt werden, dürfen keine Abgaben an die Staatskasse verbunden sein. Keiner kann eingezogen und gefangen gehalten werden, außer in den vom Gesetze vorgeschriebenen Fällen und auf die durch die Gesetze vorgeschriebene Weise. Für unbefugten Arrest, oder ungesetzlichen Aufenthalt steht der Betreffende dem Gefangenen zur Rechenschaft. Die Regierung ist

nicht ermächtigt, die militairiſche Macht gegen Mitglieder des Staats anzuwenden, außer in den, von der Geſetzgebung beſtimmten Formen; es wäre denn, daß eine Verſammlung die öffentliche Ruhe ſtörte und ſie ſich nicht augenblicklich trennte, nachdem die den Aufruhr betreffenden Artikel des Landesgeſetzes das Drittemal laut von der bürgerlichen Obrigkeit vorgeleſen. Hausinquiſitionen dürfen nicht ſtattfinden, außer in Criminalfällen. Denjenigen, die künftig falliren, wird keine Freiſtätte geboten. Eigenthum und Grundbeſitz kann in keinem Fall verwirkt werden. Erfordert das Bedürfniß des Staats, daß Einer ſein bewegliches und unbewegliches Eigenthum zu öffentlichem Gebrauche hergibt; ſo gebührt ihm aus der Staatskaſſe voller Erſatz. Des Ockls- und Aſardesrecht ſoll nicht aufgehoben werden.

Ueber den „allgemeinen Beſtimmungen," in ſofern ſie nicht bereits gelegentlich im Vorhergehenden erwähnt worden, zeichne ich noch folgende aus:

Sowohl die Kaufſummen als die Einkünfte der geiſtlichen Beneficien und Güter ſollen bloß zum Beſten der Geiſtlichkeit und zur Beförderung

der Aufklärung verwandt werden. Das Eigenthum milder Stiftungen kann nur zu deren Nutzen verwandt werden.

Neue und beständige Beschränkungen der Nahrungsfreiheit dürfen in Zukunft niemals für Jemand erlassen werden.

Jeder Bürger des Staats ist im Allgemeinen gleichmäßig verpflichtet, eine gewisse Zeitlang sein Vaterland zu vertheidigen, ohne Hinsicht auf Geburt und Vermögen.

Die Druckfreiheit soll stattfinden. Keiner kann wegen irgend einer Schrift, die er hat drucken oder herausgeben lassen, von welchem Inhalte sie auch sein mag, gestraft werden, wofern er nicht selbst vorsätzlich und offenbar Ungehorsam gegen die Gesetze, Geringschätzung der Religion, der Sittlichkeit oder der constitutionellen Gewalten oder Widersetzlichkeit gegen deren Befehle an den Tag legt, Andere dazu gereizt, oder falsche und ehrenkränkende Beschuldigungen gegen Jemand vorgebracht hat. Freimüthige Aeußerungen über die Verwaltung des Staats oder irgend einen andern Gegenstand sind einem Jeden erlaubt.

Endlich der hundert und zwölfte Schlußartikel des Grundgesetzes, wodurch die Weise, wie mit Veränderungen der — Norwegen mag es den Schöpfern dieser Gesetztafeln danken — meistentheils durch ihre Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit ihre Dauer verbürgenden grundgesetzlichen Artikel zu verfahren, mit äußerster Vorsicht näher angegeben wird; derselbe lautet:

Zeigt die Erfahrung, daß irgend ein Theil dieses Grundgesetzes des Königreichs Norwegen verändert werden muß, so soll der Vorschlag dazu auf einem ordentlichen Storthing vorgelegt und durch den Druck bekannt gemacht werden. Allein es kommt erst dem nächsten ordentlichen Storthing zu, zu bestimmen, ob die vorgeschlagene Veränderung stattfinden soll oder nicht. Doch muß solche Veränderung niemals den Prinzipien dieses Grundgesetzes widerstreiten, sondern allein Modificationen in einzelnen Bestimmungen betreffen, die den Geist dieser Constitution nicht verändern; auch müssen Zweidrittel des Storthings hinsichtlich solcher Veränderung einig sein.

Schluß um Schluß. Ich sinne auf eine Auf-

ſchrift, die ich auf das zugeſchlagene Buch der Norwegſchen Verfaſſungsurkunde, als würdig ihres großen, volksbeglückenden Inhalts, ſetzen möchte, und finde ſie, indem ich mit Anſpielung auf Horazens beatus ille die ſinnſchweren Worte niederſchreibe:

Beglückt das Volk, das, fern von Vorurtheil,
Der Menſchheit Erbgut, die Vernunft,
Mit eigenen Begriffen umpflügt!

Anhang.

Eine der vorzüglichsten Begünstigungen der Wiedergeburt Norwegens lag in dem dreimal gesegneten Umstande, daß Norwegens Adel beinahe ausgestorben war, und daher der Baum der jungen Freiheit keine Gefahr zu befürchten hatte, von schattenwerfenden, kraftaussaugenden Stammbäumen der alten Feudalzeit im Wachsthume geschwächt und angesiecht zu werden.

Die Verfasser des Norwegschen Grundgesetzes gewährten dem Adelsreste keine Vorrechte vor den übrigen Staatsbürgern; selbst der Name Adel oder Ritterschaft fand keine Stätte in den reinen, Menschheit adelnden Blättern.

Dagegen sollen künftig keine erblichen Vorrechte mehr ertheilt werden (s. oben), und der goldene hundert und achte Paragraph in den allgemeinen Bestimmungen lautet: „In Zukunft sol-

len keine Grafſchaften, Baronien, Stammhäuſer, Fideicommiſſe errichtet werden."

Im Jahre 1821 wurde, durch einen von dem Storthing gefaßten und vom Könige ſanctionirten Beſchluß, der Adel aufgehoben, wobei, den grundgeſetzlichen Beſtimmungen über Eigenthumsentäuſſerung zufolge, der Grundſatz einer Schadloshaltung für diejenigen adligen Familien anerkannt wurde, die in ihren Rechten erweislichen Verluſt erleiden möchten.

Durch nichts unterſcheiden ſich Norwegens Verfaſſungszuſtände mehr zu ihren Gunſten vor denen aller übrigen conſtitutionellen Staaten Europas, als durch dieſe, von den Umſtänden und von der Geſchichte, ſelbſt vom Boden des Landes begünſtigte vollkommene Ausſcheidung und Beſeitigung des feudaliſtiſch-ariſtokratiſchen Elements.

In Frankreich, wo man ſo viel mit der herrſchenden Gleichheit prunkt, iſt dieſe nur ein gleißender Schein. Der franzöſiſche Adel hat allerdings keinerlei materielle Vorrechte mehr. Allein da die franzöſiſche Charte, ſo vor wie nach der Juliusrevolution, dem Könige der Franzoſen, außer dem Ordensverleihungsrechte, das Recht

einräumt, Adelspromotionen vorzunehmen und mit Wappen und Schild zu begaben, ſo bildet der Adel in Frankreich fortwährend, nicht bloß in der Einbildung, ſondern grundgeſetzlich, eine Scheidewand der Ehre, gleichſam einen ſublimirten Gegenſatz zwiſchen ihm und den Vilainen des ancien regimen. Er empfängt alſo dort, nach dem Raube ſeiner materiellen Vorrechte, eine Huldigung, die dem gerühmten, durch zwei Revolutionen hindurchgegangen, von allen feudaliſtiſchen Grundelementen befreit ſich wähnenden Bürger- und Gleichheitsſinn der Franzoſen einen ſtark irriſchen Naſenſtüber verſetzt. Die es im Jahr 1830 in ihrer Macht hatten, die Charte Ludwigs XVIII. zu ſäubern und die hohen einfachen Ideen des Staatsbürgerthums, die vollbürgerlichen Rechte, die Frankreich ſo viel Blut gekoſtet, in derſelben zur Anerkennung zu bringen, dieſe ſind dafür verantworrlich, daß ſowohl in obiger Hinſicht, als in andern nicht minder weſentlichen die Ausſichten und Anſprüche der Nation getäuſcht worden und daß die franzöſiſche Monarchie mit einer Charte, die niemals eine Wahrheit werden kann, weil ſie auf innere Lü-

gen und Widersprüche gebaut ist, früher oder später einer neuen Erschütterung entgegengeht.

Was von der Adelsaristokratie eines Landes, nach Aufhebung ihrer sämmtlichen, ursprünglich an Grund und Boden geknüpften Vorrechte, als Stand und juristischer Körper noch übrig bleiben sollte, ist nicht abzusehen. In einem solchen Lande giebt es keinen Adel mehr, sondern nur einzelne Adlige, nämlich Familien, die früher einem besondern und besonders bevorrechteten Stande angehörten, gegenwärtig aber die Rechte und Pflichten der übrigen Staatsbürger auf gleiche Weise theilen. Kein Gesetz wird diese Familien verhindern können, mit ihrer Herkunft, ihren Ahnen die alten hochschwellenden oder aufgeblasenen Gefühle zu verbinden und fortwährend eine eherne Scheidewand zwischen sich und dem übrigen Theil der Staatsbürger zu ziehen. Sie bleiben im ungestörten Genusse ihrer Erinnerungen und Einbildungen, erfreuen sich so vieler Gläubigen an die bessere Natur ihres Blutes, als etwa Narren und Fuchsschwänze im Lande sind, so viel günstigen persönlichen Vorurtheils, als alte und glänzende Namen, wenn sie solche führen, oder

ausgezeichnete notoriſche Verdienſte der Vorfahren, wenn ſie Vorfahren dieſer Art aufzuweiſen haben, zu Gunſten der Nachkömmlinge erregen oder vorkommendenfalls zu ihren Ungunſten in Täuſchung verwandeln. Es mag alſo immer, wo es ſich zeigt und wie lange es dauert, an die Stelle der ausgehöhlten Realität des Adels und ſeines zerſtörten gliederhaften Zuſammenhanges mit der Staatsgeſellſchaft ein nachwirkendes Gefühl treten, wie man abgeſchnittene oder verfaulte Glieder des menſchlichen Körpers noch lange an der Stelle empfindet, wo ſie geſeſſen haben, oder wie ein ehemaliger Sclave den Druck geſprungener Feſſeln mit ins Grab zu nehmen pflegt. Selbſt durch politiſche Verfolgungen kann dies Gefühl genährt und in einzelnen Köpfen zu einer Religion des adligen Märtyrerthums geſteigert werden. Dieſe Gefühlsgeltung eines Namens, der keine Sache mehr vertritt und ſich aus der hiſtoriſchen Weſenhaftigkeit in das Gebiet der Mythe, der Poeſie, des Glaubens und Aberglaubens zurückgezogen hat, wird man dem politiſch aufgehobenen Adel nicht rauben können, noch einmal wollen, obwohl (und dieſe Bemerkung liegt ſehr

nahe) eben die Aufhebung der Adelsprivilegien und damit des Adels, wenn sie nicht bloßer Staatsstreich einer kleinen, augenblicklich siegreichen Parthei, sondern geschichtlich motivirter Beschluß des Nationalwillens ist, eher die Abgestorbenheit jener Gefühle, das Erwachen eines freien und stolzen Nationalbewußtseyns, den Eintritt in eine neue, auf Gemeinehre begründete höhere Ordnung der Dinge beurkundet, und andrerseits die Entwickelung der letzteren, hat sie nicht mit einem inneren Feinde zu kämpfen und den nagenden Wurm am Herzen, rasche, frühlingsartige Fortschritte machen muß. Welches Loos aber auch den gesellschaftlichen Ansprüchen einer in ihren Grundelementen aufgehobenen Aristokratie fallen möge, welches Loos — und hierauf wird es wohl am meisten ankommen — sie selbst durch Gesinnung, Talente, Verdienst, Uebermuth oder Bescheidenheit, wohlthätige oder egoistische Verwendung ihrer Glücksgüter sich bereiten mag, für den Staat, der ihre politischen und bürgerlichen Vorrechte vernichtete, hat sie keinen Begriff mehr, und nur Unsinn oder Verrath können ihr von Staatswegen eine Hinterthüre der Verfassung öffnen, durch

welche ſie wieder als Körperſchaft, Stand, Kaſte, Klaſſe in die bürgerliche Geſellſchaft mit dem für die proclamirte Freiheit und Gleichheit aller Bürger höhnendſten aller Privilegien, mit dem Privilegium der Ehre, eingelaſſen wird.

Dieſen Verrath beging an ſeinem Vaterlande und an der Revolution von 89 zuerſt der Mann, deſſen Fluch es war, lieber der erſte Soldat des alten Europa, als der erſte Bürger des neuen Europa ſein zu wollen. Wie er Frankreich, die Welt und ſeinen eignen höheren Ruhm ſchändlich betrogen, wie er den Genius der Freiheit, der ihn zum Siege führte, mit Spott und Schimpf beladen, mit zertrümmerten Götzen Buhlſchaft getrieben, die Geſpenſter alter Inſtitutionen aus ihrem Grabe gerufen und ihnen die Wache an ſeinem Deſpotenthrone anvertraut, und wie dieſer Thron, gleich dem Gaukelſpiel einer böſen Nacht, in den Abgrund verſunken, dies große Trauer- und Warnungslied werden die Engel der Jahrhunderte ſich zurufen, und die künftige Geſchichte, die ſich nur mit der Entwickelung des neuen Bundes der Völker und des Adels der Menſchheit beſchäftigt, wird in jener kurzen Epoche

eine der reichhaltigſten und verderblichſten Störungen jener Entwicklung, namentlich für Frankreich nachzuweiſen haben. Den böſen Dämon der Franzoſen, den ſchauſpieleriſchen Geiſt der Eitelkeit und der Ehrſucht zu entflammen, jene, wie Voltaire ſagt, zwiſchen Affen und Tiger wechſelnde Natur derſelben zu hegen und zu pflegen und für ſeine ehrgeizigen Pläne zu benutzen, dagegen den neugeborenen beſſeren Geiſt zu verfolgen und zu tödten, den edleren, Achtung einflößenden Geiſt, in dem Frankreich beim Beginn der Revolution von 89 ſich verjüngen zu wollen ſchien und von dem es nach dem Ausſtürmen nur zu ſehr durch auswärtige Feinde aufgeregte wilde Leidenſchaften, auf den Pfad tieferer Geſittung und ächter Bürgerehre geführt zu werden hoffen durfte — dies war das Werk von Frankreichs umgekehrtem Waſhington.

Keineswegs bin ich geneigt, die Franzoſen in politiſcher Hinſicht den Engländern nachzuſtellen. In Frankreich iſt der natürliche Verſtand in politiſchen und geſellſchaftlichen Dingen ungleich herrſchender als in dem, in tauſend alte Vorurtheile bulldoggenartig verbiſſenen Eng-

land, das bei der Zähigkeit seiner aristokratischen Elemente einem Erde und Himmel erschütternden Risse entgegensieht. Die Engländer thun seit langem nichts, als daß sie die abgestandenen Hefen der Vergangenheit trinken. Ihre größten Staatsmänner sind aus Kleinem zusammengesetzt. Zur Umfassung ganzer großer rettender Ideen können sie sich nicht aufschwingen; sie verarbeiten im Geistigsten auch Alles nur fabrikmäßig und alle ihre Tugenden und Fehler stammen aus dieser Einen Eigenschaft und aus dem Unvermögen geistig organischer Construction aus Einem Punkte. Es ist freilich bekannt genug, daß gewisse antiquarische Geschichtstendenzen, die man in Deutschland unter dem Namen der historischen Schule kennt, solches Unvermögen innerer und äußerer Lebensverwandlungen nach allgemeinen wirkenden Ideen und das Festkleben am Einzelnen, Positiven, auch wenn der hohläugige Tod aus ihm hervorstarrt, mit dem ehrwürdigsten schmeichelhaftesten Namen ruhiger geschichtlicher Entwicklung belegen. Und diese Herren berufen sich auf England! auf England, dessen grauenhafte politische, kirchliche und gesellschaftliche Zustände nur Beweis

und Anleitung zu geben vermögen, auf welchem Wege Sinn in Unſinn, Unſinn in Verbrechen, Verbrechen in Unheil und Verderben ſich verkehren läßt! Was die Deutſchen betrifft, ſo haben ſie ſowohl das Vermögen der Ideen, und zwar im höheren Grade als ein Volk des Erdbodens, als wie den künſtleriſchen Geiſt der Organiſation bei treufleißiger, ausharrender Anwendung im Einzelnen; doch ſind ſie bisher der Vortheile, die aus dieſer, man möchte ſagen göttlich-privilegirten günſtigen Naturanlage entſpringen müſſen, auf die kläglichſte Weiſe verluſtig gegangen, weil — Anderes zu übergehen — es ihrem Geiſte an Lebhaftigkeit und Muth zum unmittelbaren Handeln, und an einem gewiſſen, nicht ganz verwerflichen, Großes in der Geſchichte verrichtenden Hebel des Ehrgeizes gebrach. Die Franzoſen ſind — und das iſt ihr Vorzug vor den Engländern — Ideenfähig und haben eine raſche Hand zur Ausführung; nur leiden alle ihre Schöpfungen an den Erbfehlern ihrer Natur, an Ueberhaſtung, Inconſequenz und jenen deſpotiſchen Einheiten ihres alten Theaters, wodurch die künſtleriſche Lebensfülle, das Viele in dem Einen, aus-

geſchloſſen wird. Ihre Herrſcher bis auf die jüngſte Zeit haben dieſe Eigenſchaften ausgebeutet, ſtatt, als wahrhafte Lenker der Nation, ihnen entgegenzutreten. Die verſchiedenen, in Frankreich aufeinanderfolgenden Regierungen haben alle ihre Macht auf die ſchwachen Seiten der Franzoſen gründen wollen, mit Ausnahme Karl des Zehnten, der ihrer Kraft trotzte und ihnen mit pigmäiſcher Hand ins Geſicht ſchlug. In der That, ſo bekannt es iſt, daß wenige Franzoſen eine Seite ſchreiben oder eine Rede halten können, ohne ſich zu widerſprechen, ſo weltkundig ſind die Widerſprüche, die ſich auf einer und derſelben Blattſeite der franzöſiſchen Geſchichte, oder gar in der Vergleichung der nächſtfolgenden mit der vorhergehenden finden. Dieſe Inconſequenzen und Widerſprüche wollen in der Freiheit des Lebens nicht ſo viel bedeuten, namentlich unter einem Volke von der Lebhaftigkeit und Elaſtizität der Franzoſen, und füge ich hinzu, von ihrem ſtets obſiegenden richtigen Takte und Bonſens. Aber dies iſt es nicht. Nicht die Widerſprüche, die die Franzoſen in ihren dramatiſchen Geſchichtsevolutionen begangen haben, ſondern die, die ſie

gelitten haben, die, perfide, durch höhere Hand herbeigeführt wurden, durch höhere Hand aus dem ausgleichenden, rinnenden und ſich vermiſchenden Lebensfluſſe in geſetzliche Sicherheit gebracht und feſtgemacht wurden, für deren Verewigung man Sorge trug; dieſe Widerſprüche mit dem beſſeren Geiſte ſind es, woran auch heute noch das franzöſiſche Leben ſich irrt und wirrt, die Kraft ſich verzehrt und durch welche jener unerquickliche politiſche Zuſtand, den die Störung, vielleicht Zerſtörung des Vertrauens zwiſchen der Regierung und den Regierten unheilbar zu machen droht, herbeigeführt worden iſt.

Die Franzoſen ſind durch ein und daſſelbe Staatsmittel um die bürgerlichen Früchte ihrer beiden Revolutionen gebracht worden. Napoleon ſprach von nichts als von „Verſchmelzung der Partheien“ und ließ es ſich bekanntlich angelegentliche Sorge ſein, dieſe „Verſchmelzung“ zu Stande zu bringen. An ſalbungsreichen Prunkreden, worin die Verſöhnung, die Einigung der Kräfte, die gemeinſame Begeiſterung fur das Vaterland und der Sieg über die Hyder der Revolution ihre Rolle ſpielten, war kein Mangel, und

das neue Evangelium dieſer ſo überaus humanen und patriotiſchen Politik fand ſeine Apoſtel in dem zahlloſen Beamtenheer und den kaiſerlichen Kreaturen aller Art, womit Frankreich überſchwemmt war. Eine eherne Unverſchämtheit, die der Tyrann ſelbſt nach ſeinem Sturze, in ſeinen Vermächtnißreden auf St. Helena, nicht verläugnete, würdigte die erhabnen nationalen Ideen, von denen die franz. Revolution ausgegangen war, zu bloßen Partheianſichten herab und ſuchte ſie, wohl wiſſend was ſie that, mit den Trümmern einiger blutbefleckten Partheien aus der Schreckenszeit der Revolution zu vermiſchen, die längſt, als Schänder jener Ideen, dem Haſſe und der Verachtung der Nation preisgegeben waren. Frankreich war nicht allein der bürgerlichen Unruhen ſatt, ſondern hatte, als der Corſe mit Tigerſprüngen der höchſten Gewalt zueilte, die Wiederholung jener Revolutionsgräuel nicht zu fürchten; die rothe Mütze war wieder dem Hute gewichen; von keiner Partheiſeite her drohte ernſtliche Gefahr, am wenigſten von der bourboniſtiſchen, legitimiſtiſchen, adelsariſtokratiſchen. Die Nation, ihrer Feſſeln befreit, konnte ihrer ehe-

maßigen Feudalherren, der Marquis, Comtes, Barone ſpotten, wenn ſie nicht aus freien Stücken vorgezogen haben würde, einen Akt der Großmuth, oder zum Theil der Nationalgerechtigkeit an den Vertriebenen und Ausgewanderten zu üben und ihnen eine billige Entſchädigung für ihre Verlüſte zu gewähren. Die Nation war frei und konnte Herr bei ſich im Hauſe ſein, konnte ihre Wunden verbinden, innerlich erſtarken und das geſunde, durch tauſend Quellen genährte Leben der Freiheit beginnen. Frankreich bedurfte nichts als dieſer Ruhe im Innern, und des Friedens nach Außen. Und auch letzteren Glückes wäre es, auf ehrenvolle Weiſe, theilhaftig geworden. Der Fanatismus der Bekehrungs- und Eroberungsſucht war, unter den Wechſelfällen des Kriegs, verflogen; Frankreich hätte ſich innerhalb ſeiner alten Reichsgrenze zurückgezogen, und welcher Fürſt der Land- und Waſſerreiche Europas hätte es gewagt, die Klaue der auf ihrem eignen Lager ruhenden Republik, nach dem Herzoge von Braunſchweig, noch einmal zu erproben. Aber der Teufel mußte ſo ſchöne, Menſchheit beglückende Zukunft mit ſcheelem Auge an-

ſehen; er mußte kommen und lügen und neue Zwietracht ſäen, wie es von Anfang der Welt ſeines Amtes; mußte, wie es in ſeiner Sprache hieß, „die Partheien verſchmelzen," das heißt, unter dieſem Vorwande die Unterſchiede des Guten und Böſen, des Freien und Unfreien, des Nationalen und Antionationalen verwiſchen, die Urſprünge und Ergebniſſe der Revolution verläugnen, alte Keime der Ungleichheit nähren, neue ausſtreuen, die Franzoſen mit Phantomen ſchrecken und zugleich an ihrer ſchwachen Seite kitzeln, eitler Ehren und Titel und Gunſtbezeugungenjagd, des Teufels Hochwildjagd, loslaſſen, und, damit nicht Friedensruhe zur Beſinnung führe und „ideologe," das heißt nationalbürgerliche Gedanken wecke, die Nation in einen unerhörten Kriegstaumel ſtürzen und die ſelbſt geknechtete zur Knechtung anderer Nationen anführen. Partheienverſchmelzung, das war das Loſungswort, das der Stiftung der Kaiſerdespotie, eines neualten glänzenden Laſterhofes, der Köderung der alten Ariſtokratie, der Schöpfung einer neuen, der Verzehrung und Beſchimpfung der Bürgerehre durch Soldaten und Adelsehre voraufging. Das alſo

verſchmolzene Frankreich ertheilt in der kaiſerlichen Münze das Gepräge der Servilität, des Kaiſers Bild und Umſchrift.

Dieſelbe Partheienpolitik iſt von dem Erben der zweiten franz. Revolution, dem „Napoleon des Friedens" befolgt worden. So lange der Enthuſiasmus der Julitage dauerte, jener Enthuſiasmus, in welchem der Nation das hohe Bild eines ſtarken aufrichtigen Bürgerkönigthums vor Augen ſchwebte, ſo lange konnte man freilich die nationale Sache nicht offen als Partheiſache behandeln und eben ſo lange weidete der zauberhafte Regenſchirm, als freundliches Zepter und Sinnbild eines hausväterlichen Bürgerkönigs, eine einzige große Heerde. Als aber mit den mancherlei Symptomen, die den Volksmännern zu verrathen ſchienen, daß die neue Dynaſtie des Bürgerkönigs, trotz ihrer gewiß unnöthigen händedrükenden Gaſſenfreundlichkeit, und trotz ihren beredten Verſicherungen perſönlicher Aufopferung, ihre eignen Zwecke verfolge, und dieſe mehr mit den Zwecken der übrigen Dynaſtien Europas als mit denen ihrer nationalen Berufung zu harmoniren ſchienen; als mit und nach dieſen Symtomen

Oppoſition gegen die Regierung ſich bildete und warnende und ermahnende Stimmen im Schooße der Nationalrepräſentation, in der Preſſe und im Publikum laut wurden, verabſäumte man höheren Ortes keine Gelegenheit, jene Oppoſition noch ſchneidender zu machen, ihr ein Parthei-Relief zu geben, ſie mit jakobiniſchen und revolutionairen Namen zu ſäumen und die, wie gerufen kommenden Emeuten, alle Schreckbilder der, Leben und Eigenthum friedlicher Bürger gefährdenden Pöbelausſchweifungen mit derſelben in Verbindung zu bringen. Während man auf ſolche Weiſe die freien nationalbürgerlichen Tendenzen zur Parthei verkehrte, ſie immer mehr nach der äußerſten Linken hindrängte, wie auf einen verlorenen Poſten, gegenübergeſtellt und die Schwebe haltend der äußerſten, aus verhärteten Legitimiſten beſtehenden Rechten, ſorgte man durch die Bearbeitung der Wahlen, für eine parlementariſche — oder vielmehr Regierungsmajorität, die auf ihrem rechten Centrum noch ſtrenger und unvolksthümlichen war in ihren Grundſätzen als der herrſchende Wille ſelbſt, — ein bedeutender Gewinn — auf dem linken Centrum, mit mehr

Talent und persönlichem Ehrgeize als Gesinnung, liberalisirte und, der Masse nach, aus zuverläs-sigen Budgetbewilligern und Gesetzvotanten bestand. Dieses Scheinbild von Nationalrepräsentation, die traurige Frucht einer so selbstsüchtigen als kurzsichtigen Dynastenpolitik, sollte dem Lande die optische Täuschung vorspiegeln, als ob die große Majorität der Bürger, wie die der Kammer, mit der Regierung sympathisire und sich vertrauensvoll einer Dynastie in die Arme werfe, die so gefährliche, zum Umsturz alles Bestehenden führende Partheien, wie die republikanische, legitimistische und die, mehr vereinzelt und im Dunkeln wirkende bonapartistische, kräftig zu zähmen und unschädlich zu machen wisse. Diesen Gedanken einmal erregt, oder vielmehr, dieser falschen Berechnung folgend, ging die Louis-Philippische Politik in ihr zweites Stadium über und hing die Versöhnung und Einigung der zum Theil selbst geschaffenen, zum Theil neu aufgelegten, systematisch genährten Partheien, wie in Zetteln, in den Mund der Regierungsreden; wie denn auch der König selbst, und nach ihm der Kronprinz den unbeschränktesten per-

ſönlichen Gebrauch von dieſer wunderbaren Panacee zu machen ſich aufgelegt fühlten. Den bethörten Domokraten gewährte man Amneſtie; man war nur zu geneigt, die Erinnerung an die Julitage und den Urſprung der Julimonarchie in den Strom der Lethe zu verſenken. Legitimiſten, Ueberbleibſel der alten Ariſtokratie und Monarchie, hatte man nicht zu ſcheuen, um ſo weniger, da ihnen durch den neuen Sieg des ariſtokratiſchen Elements in der Regierung und am Hofe des ſogenannten Bürgerkönigs die ſchmeichelhafteſte Genugthuung, wie unter Napoleon, zu Theil wurde. Die bonapartiſtiſchen Narrentheien, nur willkommnes Waſſer auf der Alles abmürbenden, große Geſinnungen klein mahlenden Mühle der Staatspolitik, wurden, nach Belieben, zu- und abgelaſſen. Und auf ſolche Weiſe fuhr man fort bis auf den heutigen Tag, wo man zum Schrekken allmählig gewahren muß, daß die Springfeder der bisherigen Politik nicht mehr vorhalten und die, ſo ſorgfältig aufgezogene Maſchienerie der Kammer, ſelbſt in den famoſeſten Haupthebeln der Beredſamkeit ſich kläglich abnutzt, und man in bedenkliche Zweifel geräth, ob das Land, nach

dieſer ſo unabänderlichen Tribünenmuſik, tanzt, gähnt oder die Zähne zeigt. Wir wollen die Sache unentſchieden laſſen. Dennoch würde man eine Ungerechtigkeit begehen, wollte man den König der Franzoſen allein für jene Täuſchungen der Julirevolution verantwortlich machen, worüber ſich franzöſiſche Patrioten mit Recht beklagen. Ein, wie es ſcheinen will, auch bei ausgezeichneten Geiſtesgaben nicht zu entäußerndes Vorurtheil Hochgeborner oder zur Macht Gelangender hat ihn die Intereſſen ſeiner Dynaſtie an das Syſtem ariſtokratiſch monarchiſcher Intereſſen anderer Staaten knüpfen laſſen, obgleich ihm freilich, wo nicht das Herz, doch eine höhere Staatsklugheit und der Vogel der Erfahrung hätte ſagen und ſingen können, daß die Dauer der Herrſchaft in ſeiner und ſeiner Nachkommen Hand nur in der geraden und vollen Richtung ihres Urſprunges liegen könne. Tiefe organiſche Fehler der franz. Staatsverfaſſung, als namentlich das auf die Spitze getriebene Centraliſationsſyſtem, die Abhängigkeit und Benutzungsfähigkeit der Beamten, der Mangel an individuellen Organen der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, an republikaniſchen

Uebungsplätzen und Vorſchulen des Volks in Provinzen und Städten mußten, in Verbindung mit den, durch die Charte neu geheiligten höfiſch ariſtokratiſchen Attributen des Königthums und den Fehlern des Wahlgeſetzes gefährliche Feinde, ſowohl für die Nation als für ihren neuen Herrſcher werden. Wenn der alterſchwache mehr von einem gewiſſen, im Sinn der Franzoſen geſprochenen, noblen Enthuſiasmus, als von der, das Schlechte und Knechtiſche verzehrenden Flamme des Haſſes oder von der tieferen Liebe der Freiheit beſeelte Lafayette, ſtatt im erſten Taumel gegen Louis Philipp in die Phraſe auszubrechen, „Sire, Sie ſind die beſte Republik!“ mit Amerikaniſchem oder Norwegſchem Freiheitsverſtande und Freiheitsgewiſſen dafür geſorgt hätte, das franzöſiſche Grundgeſetz in einem männlichen Stil auszuarbeiten und das Wohl und die Ehre der Nation auf einen einzigen Grundpfeiler, das Bürgerthum — die Menſchheit im Staate — zu gründen, ſo würde er, Lafayette, und Frankreich ſich manche bittere Täuſchung erſpart haben. Durch das Wahlgeſetz erhob ſich das Philiſterthum, die feigſte und ideenloſeſte Beſitzmacht, über

das Bürgerthum und um den herrlichen Gewinn der neueren Zeit, dieſe koſtbare Geburt zweier Revolutionen, mit allem, wenn auch etwas verblichenen Glanze der guten Tage der Vorzeit zu verſehen, wurde ſie in abſtracto für Adelsfähig erklärt, mit der näheren oder entfernteren Möglichkeit für jeden Einzelnen, durch Anwendung des königl. Vorrechts, der, nicht geradezu ausgeſprochenen, aber im Geheim und am Rande der Charte ſich verſtehenden Unehre ihres bürgerlichen Standes enthoben, und in die alte, ausſchließlich vom Staate, nicht geradezu, mit dürren Worten, aber deſto mehr durch blühende Thatſachen in dieſer Eigenſchaft anerkannte ariſtokratiſche Ehrengeſellſchaft aufgenommen zu werden. Ich weiß wohl daß Louis Philipp einen ziemlich beſchränkten Gebrauch von der Anwendung ſeines Vorrechtes machte; ja, noch mehr, daß bedeutende Talente und zeitgeſchichtliche Namen ihren Stolz darin ſetzen, Thiers, Guizot ſchlichtweg und nicht H. Baron von Thiers und H. Graf von Guizot zu heißen. Aber ich weiß auch, daß die Quellen der bürgerlichen Gleichheit ſich nicht ungeſtraft in Geſetzbüchern vergiften laſſen, weiß, daß das

Gift entweder in der Regierung oder in der Nation, oder in beiden zum Vorſchein kommen muß. Nicht ſowohl die Zahl der Neugeadelten iſt in Betracht zu ziehen, als das Syſtem, kraft deſſen geadelt werden darf. Die neuen Adelsſchöpfungen, die Napoleon vornahm, rechtfertigten ſich, einem großen Theil nach, perſönlich durch altfranzöſiſche Begriffe. Aber nicht deßwegen, ſondern um dieſen, vor und in der Revolution ausgeſtorbenen altfranzöſiſchen Ideenkreis wieder zu beleben und die Wurzeln der Herrſchaft in demſelben quaſi-legitimiſtiſch zu befeſtigen, wurden ſie von Napoleon beliebt. Man darf in dieſem Sinn wohl ſagen, daß die Folgen der Einführung eines neuen Adels in Frankreich die neuere franzöſiſche Geſchichte ſelbſt ſind. Die Revolution wurde in ihrer ideellen Wurzel angegriffen, die alte, auf der Lauer ſtehende Ariſtokratie, eilte herbei und konnte, inmitten der neugeadelten Emporkömmlinge ihr Haupt ſtolzer und verächtlicher erheben als je; die Brücke zur Reſtauration war durch die Hand des Uſurpators ſelbſt geſchlagen, zu der, ohne ſeinen Adel, ſeinen jungen, und ſeinen, wie er mindeſtens wähnte und wünſchte, ſeinen alten

Adel kein Uebergang möglich geweſen; den Uebermuth der Reſtauration, ihre Blindheit und Verirrung in den Zeitaltern wurde vermehrt, ihr Sturz beſchleunigt; und nach der Julirevolution war es das Fortfließen jener unheilvollen Quelle wodurch eine neue Inkruſtation des ancien regime erfolgte, die Auslegung dieſer Prärogative wodurch die Regierung ihre Popularität einbüßte, die nationalen Ideen mit ihr, und ſie mit ihnen im Kampf geriethen, die Legitimiſten von einer zweiten Reſtauration, die Bonapartiſten von einem neuen Aufſchwunge des Adlers von Marengo, Jena und Auſterlitz, mit etwas zugeſtutztem conſtitutionellen Schnabel und Schwanze, träumen konnten und die Nationalrepräſentation eine Menegerie von politiſcher Partheien — im Käfig — vorſtellte, wo Löwe, Affe, Hund u. ſ. w., jeder ſein Futter verlangte und erhielt. Wenn Frankreich an keine Ariſtokratie mehr glaubt, ſo glaubt die Regierung daran, und ihr Glaube iſt ein Artikel der Charte; das Land muß fühlen, woran es nicht glaubt; in ſeinen äußeren und inneren Geſchicken die dunkle geheimnißvolle Macht, die es vielleicht verſpottet, in ſeinem innerſten

Buſen die Demüthigung, die Niemand und Jeden trifft. Wer kann mit der Luft fechten? Und die Ariſtokratie iſt eine Luft, nur Luft in Ländern, wo ſie ihre handgreiflichen Privilegien verloren hat — eine Hofluft, unfaßbar, unendlich ausdehnbar, Athemhemmend bis in die letzte Hütte an den Grenzen des Reichs, die unter ihrem Strohdache ein freies und ſtolzes Herz im Buſen beſchirmt. Revolutionaire Stürme haben zweimal dieſe böſe Athmoſphäre in Frankreich verjagt; aber nach Stürmen ſchien die alte Gnadenſonne — Theaterſonne, wenn man will — aber jenes großen Theaters, deſſen Schauſpieler und Zuſchauer alle Franzoſen ſind. Und die Franzoſen beſchweren ſich über Täuſchungen? Wollen, daß ihre Charte „eine Wahrheit" werden ſoll, da ſie doch aus Lügen und Widerſprüchen innerlich beſteht! Wollen des Bürgerthums Würde und Ehre, durch neue Wahlgeſetze, anerkannt und verbürgt wiſſen, da doch die Charte, in einem ihrer Grundartikel des Bürgerthums Würde und Ehre gradezu verſpottet!

Muß nicht zuletzt die Frage entſtehen, ob die Franzoſen überall ein beſſeres Loos wollen und

verdienen? Ob sie den stolzen, ernsten, ehrenfesten und gemessenen Schritt bürgerlicher Freiheit gehen können, und nicht stets wieder nach der Musik ihrer politischen Tanz- und Fechtmeister, in die erwünschten alten Sprünge und Attitüden zurückfallen? Ob sie die Liebe, oder nur die Koketterie der Freiheit und Gleichheit haben? Ob ihr Ernst und gesetztes Wesen in neuerer Zeit auch nur eine andere Art von Koketterie mit ihrem lieben Ich? Ob endlich der materialistische Egoismus, dem, mit mittelbarer und unmittelbarer Hülfe und Nachschub aller seiner Regierungen in diesem Jahrhundert, Frankreich in die Arme sinkt, nicht die Phantome zugleich mit den Ideen, die alten Schatten und die neuen Lichter, das Adelthum und das Bürgerthum, die Poesie der Verse und die Poesie der Prose verschlingen, und sein eignes liebes Familienportrait mit den zermalmenden Napoleonischen Kinnbacken und einer unschuldigen fettschmierigen Bonbondevise darunter auf den Thron heben wird.

Doch wohin habe ich mich verloren. Nordische Bergesluft, wie erfrischend weht dein Hauch mich an und kühlt die brennende Stirn. Kinder

der Kraft und der Einfalt, wie duftet ihr so frisch nach dem Lager eurer Alpenkräuter. Wie glücklich macht euch die Armuth, die euch frei zu sein und Baumrinde in euer Korn mischen lehrt. Vertheidigt euer Glück und eure Rechte immer so klug und standhaft, wie ihr bisher gethan, vor allen auch das Gleichheitsrecht, aller wahren Größe Quelle, aller Freiheit sicherste Bürgschaft, aller Sittenreinheit Mutter, hinlänglicher, wenn auch einziger Volkserzieher.

An Angriffen auf dies Palladium hat es die königl. Macht, im tiefsten Mißverständnisse der Geschichte, Natur und des Geistes Norwegens nicht fehlen lassen.

Eine königliche Proposition, die, unter vielen, dem Storthing von 1827 eingereicht wurde, lautete: „Der König kann verdienten Staatsbürgern adlige, freiherrliche und gräfliche Würden mit dazu gehörigen Namen ertheilen, so wie ein ausschließliches Recht, Schild und Wappen zu führen. Die Würden und Rechte sollen nach dem Tode dessen, der geadelt oder zu einer Würde erhoben worden ist, auf den ältesten seiner männlichen Nachkommen in grader Linie übergehen,

und nachdem dieſe Linie ausgeſtorben iſt, auf den am nächſten mit dem Familienchef verwandten männlichen Abkömmling u. ſ. w.“

Auf welche (im neu- oder altfranzöſiſchen Geiſte abgefaßte) Gründe Karl Johann dieſen Vorſchlag geſtützt hatte, erſieht man aus dem freimüthigen und bündigen Gutachten, womit die Commiſſion ihr Verwerfungsurtheil begleitete, und worin man mit Freude ſowohl den feſten, geſunden Sinn, als das gemeſſene Schicklichkeitsgefühl, das die Norwegſche Staatsakte auszeichnet, wiederfindet.

„Seine Majeſtät — ſo lautet das Gutachten in wörtlicher Vollſtändigkeit — haben in den Gründen, die dem gnädigen Vorſchlage vorangeſchickt ſind, anmerken laſſen, daß der Adel in Norwegen faſt ausgeſtorben, daß er weder reich, noch mächtig genug ſei, irgend einen Einfluß zu haben, und daß hier außerdem kein Grundeigenthum von großer Ausdehnung oder mit großen Privilegien begabt, ſich vorfindet, dem Adel ausſchließlich angehörend.“

„Ein Jeder, der die innere Verfaſſung Norwegens kennt, wird eingeſtehen müſſen, daß das

Angeführte theils das Verhältniß, in welchem zur Zeit die wenigen Reste des Adels zum Reiche im Ganzen stehen, auf das Genaueste darstelle, theils zu der Betrachtung leite, wie eingeschränkt die Aussichten sind, die es wahrscheinlich machen könnten, daß ein neuer Adel auf die von S. M. beabsichtigte Weise ein wirksames Mittel zur Beförderung des Wohls unseres Staates werden könnte."

„Bevor das Comité sich die Ehre giebt, die Aufmerksamkeit des Storthings auf die Gründe hinzuleiten, welche in obenerwähnter Rücksicht die Hoffnung auszuschließen scheinen, daß Norwegen aus der Stiftung eines neuen erblichen Adels die Vortheile würde ernten können, welche für den Bürgerverein in andern Staaten, wo er oft eins der wesentlichen Glieder der Organisation ausmacht, aus dem Dasein einer solchen privilegirten Classe entspringen können — erlaubt sich dasselbe, kürzlich die Stellung des Adels in seinem Verhältnisse zum Norwegschen Reiche, in den früheren Zeiten*) zu berühren.

*) Jedes Land sollte auf diese Weise seine historische Rechnung mit dem Adel abschließen und demnächst auch die Bilanz

„Wie die öffentliche Meinung, nach der gnädigen Aeußerung S. Maj., die Eigenſchaften der Eltern leicht auf ihre Kinder und Nachkommen übertrug, ſo zeigte ſich auch, daß ein erblicher Adel faſt eben ſo alt war in Norwegen, als der Staat ſelbſt. (Dieſe Herleitung des Adels iſt ohne Zweifel mangelhaft; doch will ſie nur, wie es ſcheint, auf die Aeußerung Karl Johanns fußen, um die Conſequenzen zu widerlegen; daher das Comité fortfährt:) Aber die Erinnerung des Guten, das aus einer ſolchen Einrichtung vielleicht entſprang, oder der Stütze, die er vielleicht (dieſe beiden Vielleicht ſcheinen die Stelle von eingeklammerten Fragezeichen zu vertreten) Bürgerfreiheit und Thron ſchirmend, für das Reich geweſen ſein kann, verlor ſich bald, wenn man des vielen Unheils und der inneren Unruhen gedachte, die ſchon von der durch Harald Harfagr gegründeten Ariſtokratie herbeigeführt wurden. Ohne zuverläſſige Stützen des Thrones zu ſein, waren die Magnaten Norwegens in der Vorzeit nur zu ſehr die Unterdrücker der ſchwächeren Mit-

der Vortheile und Nachtheile einer ſolcher privilegirten Claſſe für die Gegenwart unterſuchen.

bürger. Nach der Union mit Dänemark fanden die, für Norwegens Wohl am beſten geſinnten Könige oft Gelegenheit, das wichtige Hinderniß ihrer Beſtrebungen für das Wohl des Landes, das der Adel ihnen entgegenſtellte, zu bedauern. Nach und nach wirkten allerlei Urſachen zur Unterdrückung des Norwegſchen Adels.

„Man konnte — ſagt einer unſrer ſcharfſinnigen Forſcher — darin ſo weit gehen wie man wollte, ohne das Mißvergnügen der übrigen Stände zu erwecken, die, zu kurzſichtig, um die Folgen einzuſehen, vielmehr mit der Wiederkehr einer eingebildeten Gleichheit zufrieden waren. (Die Uebergreifung der königl. Gewalt und Auflöſung des ſtändiſchen Weſens bildete in allen Staaten, mit Ausnahme Englands, den Uebergang aus der Feudalzeit in die neue Zeit.) Freilich waren die Ausſaugungen däniſcher Lehnsherren wenig geeignet, dieſe Stimmung zu unterdrücken. Aber dieſe neuen Herren verſchwanden, Einer nach dem Andern, indem ſie nach einem kürzeren oder längeren Aufenthalte zurückberufen, obgleich nicht beſtraft wurden. Nur Einheimiſche ſcheinen dagegen dem Volke ein beſtändiges Joch

aufzulegen. Der Norwegſche Adel, der nicht durch Chriſtians des Zweiten, des Blutgierigen, Mordart fiel, mußte ohne Anſehen, Ehrenpoſten und Aemter nach und nach ſich unter die geringeren Stände verlieren. Sein Eigenthum fiel entweder in die Hände fremder Geſchlechter, oder mußte, da die Mittel, es zuſammerzuhalten, fehlten, vertheilt werden. Denn hier im Norden iſt der Grundbeſitz ſelten ſo einträglich, daß der Adel, ohne irgend einen andern Zuſchuß, durch dieſen allein im Stande wäre, ſeine Würde zu vertheidigen und in jeder Hinſicht ſeinen Beruf zu erfüllen.

„Den Norwegſchen Adel kann man daher, übereinſtimmend mit der Aeußerung S. Maj. und mit den Zeugniſſen der Geſchichte, als faſt ausgeſtorben betrachten. Der Geiſt, welcher ſein ſchwaches Leben erhalten, verſchwand, nachdem das Band zerriſſen war, das vormals die Einrichtung an den Bürgerverein knüpfte. Was auf dieſe Weiſe durch die Zeit in ſich ſelbſt erſtorben iſt, vermag die Hand der Kunſt nicht wieder ins Leben zu rufen.“

„Es ſteht auch nicht in der Gewalt des

Geſetzgebers, den Einfluß der Meinung auf die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer ſolchen Einrichtung durchaus zu beherrſchen. In Rückſicht ſolcher Einrichtungen, die, ihrer Natur nach, zum großen Theil auf einer von der Volksmeinung abhängigen Grundlage beruhen, muß es ohne allen Zweifel für wichtig gelten, ſo weit als möglich, nicht den größeren oder geringeren Werth aus den Augen zu verlieren, nach welchem die öffentliche Meinung die Mittel würdigt, welche das Glück des Bürgervereins gründen ſollen. Da die Stellung, die Sitten und Meinungen der verſchiedenen Völker, wie die Geſchichte menſchlicher Einrichtungen bezeugt, ſehr verſchieden ſind, und da es der Beruf des Geſetzgebers, mit ſteter Rückſicht auf dieſe Verſchiedenheit in den Urtheilen über die Beſchaffenheit und den Werth der Dinge die Angelegenheiten des Staates zu ordnen, ſo kann eine ſolche Forderung, auch in Beziehung auf die hier zu behandelnde Einrichtung, nicht ohne Schaden vernachläſſigt werden.

„Der Wunſch und die Meinung der Nation haben ſich zu deutlich ausgeſprochen. Selbſt aber in dem Falle, daß dieſe Wünſche und Meinungen

auf einem Irrthume ſich gründeten, würde das Norwegſche Reich dennoch der Mittel entbehren, die nothwendig wären, wenn die vorgeſchlagene Einrichtung die innere Kraft, Würde und Dauer erhalten ſollte, ohne welche ſie wahrſcheinlich nie ihre höhere Beſtimmung, wechſelſeitig eine Stütze für den Thron und das Volk zu ſein, würde erreichen können. Der §. 108 des Grundgeſetzes, deſſen Aufhebung nicht vorgeſchlagen, würde ſchon auf ſehr beſtimmte Weiſe die Errichtung ſolcher Majorate verhindern, die im Stande wären, durch zuverläſſige Vermögensquellen dem neuen Adel eine Art von Unabhängigkeit zu ſichern, vermöge welcher er allein, wie in verſchiedenen andern conſtitutionellen Staaten, in den Stand geſetzt werden könnte, eine Stütze unſerer Verfaſſung und des Thrones zu ſein. Wird aber auch der §. 108 aufgehoben, ſo würde man dennoch die genannten Bedingungen für die Selbſtändigkeit des Adels vermiſſen. Denn das Grundeigenthum iſt hier im Lande meiſt ſehr vertheilt, und örtliche Umſtände ſtellen der Vereinigung großer Landgüter bedeutende Hinderniſſe entgegen. Ein ſolcher Adel würde, von aller Selbſtändigkeit und

Unabhängigkeit entblößt, die irgend einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes begründen könnten, weit entfernt, ein Gegenstand allgemeiner Achtung zu sein, vielmehr auf immer in einem Verhältnisse der Abhängigkeit von der ausübenden Gewalt leben. Aber eben dadurch würde ein solcher Adel, obgleich zu ohnmächtig, der Verfassung irgend eine Stärke zu ertheilen, leicht versucht werden, sein eignes Interesse von dem des Staates zu trennen, und dadurch früher oder später den Neid, so wie die Geringschätzung wecken und verdienen, die oft das Loos einer aus so kraftlosen Elementen zusammengesetzten Classe zu sein pflegen.

„Da der gnädige Vorschlag keine Veränderung des §. 23 des Grundgesetzes enthält, durch diesen aber festgesetzt ist, daß kein Orden Jemanden von den gemeinschaftlichen Pflichten und Lasten der Staatsbürger befreie, oder ihm einen vorzugsweisen Zutritt zu den Aemtern des Staats bahne, so darf das Comité mit Sicherheit voraussetzen, daß es keineswegs die Absicht S. Maj. gewesen, den neuen Adel, als solchen, von dergleichen Pflichten und Lasten zu befreien, oder

ihm einen vorzugsweiſen Zutritt zu den Aemtern zu eröffnen. Eben ſo wenig erlaubt das eingeſchränkte Vermögen der Staatskaſſe, bei der Vermuthung, daß es die Abſicht wäre, den Mangel des neuen Adels an eigenem Vermögen und an Mitteln, mit ſtandesmäßiger Würde zu leben, durch allgemeine Beiträge des Staats zu erſetzen.

„Die Nationalrepräſentation hat, in Uebereinſtimmung mit dem Grundgeſetze, das Prinzip einer Schadloshaltung für diejenigen adligen Familien anerkannt, welche, vermöge der durch das Geſetz vom 1. Auguſt 1821 ſtattgefundenen Modificationen in den Rechten des gegenwärtigen Adels (oder vielmehr Aufhebung der letzten Reſte der beſtehenden Adelsprivilegien, gleichgeltend mit völliger Aufhebung des Adelsſtandes) einen erweislichen Verluſt erleiden möchten. Hiedurch muß man die Geſetze der Gerechtigkeit, in Betreff des alten Adels, nach unſerer Meinung, als befriedigt betrachten. Der alte Adel darf nicht dadurch leiden, daß ein neuer Adel an ſeiner Seite entſteht.

Ungeachtet das Norwegſche Volk mit Bereitwilligkeit es als wichtig anerkennt, daß ſeine Einrichtungen ſo viel als möglich mit denjenigen, die in anderen Staaten beſtehen, in Harmonie

gebracht werden, ſo darf man deswegen doch nicht die Nützlichkeit, daß die Einrichtungen eines jeden einzelnen Staates völlig mit denen anderer Staaten ſollten übereinſtimmen können, gradezu vorausſetzen. Noch weniger kann es, unſerer Einſicht nach, eine nothwendige Folge der geforderten Harmonie ſein, daß eine ſolche Uebereinſtimmung ſelbſt mit Aufopferungen, die möglicherweiſe im Widerſpruche mit der Sorge des Staates für ſein eigenes Wohl ſtehen könnten, geſucht werden müßte. Wenn alſo auch ein erblicher Adelſtand in anderen Staaten, mit deren innerer Stellung er in genauer und unzertrennlicher Verbindung ſtehen mag (!), als ein unentbehrliches Mittel, die Dauer des Staatsvereins und das Wohl des Volkes zu begründen, betrachtet werden kann: ſo darf man doch die Ueberzeugung nähren, daß, ſo wie die eigenthümliche Stellung des Norwegſchen Volkes keinen weſentlichen Nutzen von der Stiftung eines neuen Adels erwarten läßt, es als Wunſch des Volks betrachtet werden müſſe, den Verlüſten und Beſchwerden, mit welchen eine ſolche Einrichtung verbunden wäre, zu entgehen, gemäß den Pflichten, die ein jedes Volk gegen ſich ſelbſt zu erfüllen hat.

„Es war die wohlthätige Abſicht S. Maj., daß der neue Adel ein Mittel, ausgezeichnete Talente und Verdienſte hervorzurufen und zu belohnen, darbieten ſolle. Der §. 23 des Grundgeſetzes beſtimmt ſchon ein ſolches Mittel (†), durch welches der Weisheit S. Maj. überlaſſen bleibt, für einen ſo edlen Endzweck zu wirken (durch Ordenertheilung). Die Stellung und Verhältniſſe der Nation hindern aber die Wirkſamkeit des vorgeſchlagenen Mittels. Mit Vertrauen auf das Norwegſche Volk erwarten wir, daß die Tugenden, die Talente und der Nationalſinn, durch welche die Thaten und Verdienſte eines Tordenſkiold, eines Colbiörnſen, eines Adeler, eines Holberg und mehrerer ſolcher Männer erzeugt wurden, Nacheiferung finden werden, wenn auch das Land der Mittel entbehrt, die neue Einrichtung, welche ein Gegenſtand des auf die väterliche Sorge S. Maj. für das Wohl des Reichs gegründeten Vorſchlags iſt, zu Stande zu bringen.

„Aus den angeführten Gründen wird daher anheimgeſtellt: „„daß der gnädigſte Vorſchlag S. Maj., betreffend die Stiftung eines neuen Adels, nicht genehmigt werde.““

Hannover

und

die Deutſchen Doctrinaire.

In die einſtweilen leere Stelle des hannoverſchen Staatsgrundgeſetzes laſſen ſich vielleicht noch andere und fruchtbringendere Gedanken einzeichnen, als dies durch mehrere juriſtiſche Federn und durch die Erläuterungs- und Selbſtvertheidigungsſchriften einiger würdiger Gelehrten aus der Schaar der Sieben geſchehen iſt.

Man hat immer nur die Hand vor Augen, welche das Verfaſſungswerk bei Seite ſchob und ſieht den Finger in den Wolken nicht.

Man ſteift ſich auf den abſtrakten Rechtsbegriff, auf die bloße Form, mit gleichgültiger Abſehung von einem lebendigen poſitiven Inhalte derſelben und man fällt, mit dem Staatsgrundgeſetze und nach demſelben, in die leere Hülſe hinein.

Es gemahnte mich oft, wenn ich in dieſen Advokatenſchriften für das gute Exiſtenzrecht der

hannoverſchen Verfaſſung blätterte, an alte Weiber, welche die Scherben eines zerbrochenen Gefäßes zuſammenfügen und ausrufen: „ſo hat es geſeſſen.“ — Hier iſt aber nicht von dem Privatrechte eines Einzelnen die Rede, ſondern von dem Geſammtrechte einer aus anderthalb Millionen beſtehenden Staatsbürgerſchaft, von dem Angelpunkte, um den ſich die Staatsgewalten mit der ganzen Rechtspraxis drehen. Zu erweiſen, daß derſelbe ſich nicht verrücken durfte, iſt, der vollzogenen Thatſache gegenüber, ein ſeltenes Bemühen. In höchſten Angelegenheiten der Geſetzgebung, in Lebensfragen der Verfaſſung iſt die Nation ihr eigener Rath und Richter. Man verkennt in Deutſchland, daß das politiſche Recht einer anderen Sphäre angehört, als das bürgerliche. Hier reichen juriſtiſche Waffen aus, die geſchmiedet ſind aus dem guten Stahl des bloßen Wortes „was geſchrieben ſteht, ſteht geſchrieben.“ Dort ſind ſolche Waffen aus der todten Geſetzfabrik unzulänglich. Das politiſche Recht, oder der Antheil an der Gewalt, verfällt dem Leben und Tode der Geſchichte. Seine Stärke beruht nicht darauf, daß es geſchrieben iſt, ſondern daß

es lebendig iſt in der erleuchteten Willenskraft der Nation. Seine Gültigkeit iſt ſeine Geltung. Aller Gegenbeweis gegen dieſen Satz iſt elende juriſtiſche Schreibfuchſerei.

Es iſt auch bei dieſer Gelegenheit wiederholt worden, den Deutſchen diene der Rechtsſinn zum Erſatze für den mangelnden politiſchen, und den Rechtsſinn hätten ſie ſich in großer Stärke bewahrt. Ich will keine zerfleiſchende Satyre ſchreiben. Der Rechtsſinn ohne öffentlichen Geiſt iſt ein Mann mit den Händen eines Zwerges und der Futilität eines Greiſes. Uebrigens, wie kann ein Volk auch nur in Civilſachen lebendigen Rechtsſinn ſich erhalten, das ſeit Jahrhunderten rechtsdumm gemacht worden iſt durch lateiniſche Geſetze und lateiniſche Richter und Advokaten?

Allerdings, des Mannes Stolz iſt ſein gutes Recht, und ſeine Wolluſt, die Vertheidigung deſſelben. Wer wird aber daraus eine falſche Folgerung gegen die Hannoveraner ſchmieden? In allen Verfaſſungen alter und neuer Zeit, die Männerkraft und Männerſtolz entwickelten, gingen Rechtsſinn und politiſcher Sinn Hand in Hand.

Die Göttinger Profeſſoren werden Gelegen-

heit gehabt haben, auf Reisen und in der Verbannung eine persönliche Erfahrung zu machen. Sie werden gefunden haben, daß in die nationale Sympathie die sie erregten, sich ein Irrthum einmischte, daß durch die große Mehrzahl derer, mit denen sie in Berührung traten, ihre Stellung zu den Tagesfragen der Politik eben so sehr verkannt worden als ihre besondere Antheilnahme an dem hannoverschen Staatsgrundgesetze. Als rechtlichen Männern lag ihnen ob, die Schritte, die sie volksthümlich gemacht haben, nicht allein nach Oben, sondern vor der ganzen Nation in das rechte Licht zu setzen. Sie haben dies gethan, und, indem sie auch in dieser Beziehung ein Gewissenspflicht erfüllten, erwarben sie sich, einen zweideutigen Ruf ablehnend, neue Ansprüche auf die Achtung ihrer Zeitgenossen.

Es wäre indeß zu wünschen gewesen, daß sie sich ganz strenge in dem Kreise persönlicher Erläuterungen gehalten hätten. Allein sie gingen weiter. Sie legten den Maaßstab ihrer Denk- und Handelsweise an die Zeit, an das ganze Land; sie sprachen die einseitigsten Verdammungsurtheile über Menschen und Ereignisse aus —

Urtheile, die längſt eine Berichtigung forderten, und ſelbſt dieſe ſpäte, die in dieſen Blättern verſucht wird, entſchuldigen. Ein friſcheres, ſympathieureicheres und mehr unmittelbares Daſein, eine nicht doktrinaire, ſondern vom Leben ſelbſt angehauchte, durch das Leben ſelbſt gekräftigt und nach dem Leben hindringende Einſicht in die Gründe und Quellen politiſcher Zuſtände, dieſe tauſend Quellen, die vollrieſelnd alle ſchlummernden Anlagen des Verſtandes, des Herzens, der Thatkraft einer Nation befruchten, verſtopft nur eine dumpfe Erhitzung in einigen Köpfen verurſachen, ein ſolches politiſches Bewußtſein, das keine gelehrte Brille trägt und nicht leidet an der Beklommenheit oder der Sorgloſigkeit deutſcher Gelehrten, muß aus dieſen Bruchſtücken hervorleuchten.

Wenn dann in jenem Lande viel zu ſühnen iſt, ſo mögen die Göttinger gefragt ſein „ob ſie ſelber nichts zu ſühnen haben?“ Ob ſie beigetragen haben zur Erſtarkung des politiſchen Lebens in Hannover? Ob ſie, die das höchſte Sittlichkeisgefühl für den politiſchen Eid fordern, auch nur das Gefühl von der, dem Politiſchen inne-

wohnenden Sittlichkeit nähren, oder dieſes nicht vielmehr in Abrede ſtellen?

Hat vor allen Dahlmann nichts zu ſühnen? Ueberfiel ihn, wie er ſein eigenſtes Werk aufgerollt ſah wie eine Tapete, ohne daß ein Herz darnach blutete, nur das Gefühl des verletzten Autorſtolzes, und nicht jener gemiſchte Schmerz des Gewiſſens, welcher die Sünden und Schwachheiten allgemeiner Zuſtände ſich ſelbſt mit aufbürdet? Iſt ſeinen hiſtoriſchen Forſcherblicken jede Spur der Nemeſis unbekannt geblieben?

Von den Vertheidigungsſchriften der Göttinger erwähne ich nur die beiden, welche die bedeutſamſten Perſönlichkeiten zu Verfaſſern haben, Jacob Grimm's und Dahlmann's, Erſatzmännern nicht allein von ſieben, ſondern von ſieben und ſiebzigmal ſieben deutſchen Lichtern der Wiſſenſchaft. —

Jacob Grimm iſt der naiveſte der Göttinger Proteſtanten; dieſer werthe, gemüthliche, ganz in die Stabweisheit uralter germaniſcher Vorzeit und in das poetiſche Anſchaun der ſagenhaften wallend gelockten, Zepter und Krone tragenden Könige des Mittelalters verſenkte Mann, bekennt

offenherzig, zu keiner politiſchen Partei zu gehören, eingenommen zu ſein für alles Beſtehende, für Fürſten und Verfaſſungen, beſeelt von dem Wunſche, in ſtiller Abgeſchiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die ihm die Wiſſenſchaft giebt, ſein Leben in dem Dienſte eines von der Liebe und Ehrfurcht ſeines Volkes umgebenen Herrn zuzubringen.

Niemand kann die Bedeutung der Grimmſchen Arbeiten höher anſchlagen, Niemand den Wunſch nach Vollendung ſeines deutſchen Sprachrieſenbaues lebhafter empfinden, Niemand ihm jene nöthige Abgeſchiedenheit von dem Treiben der Welt mehr wünſchen, als ich. Vielleicht finde ich deswegen das Horaziſche „dat princeps otia," das eben am vorliegenden Beiſpiele zu Schanden wird, um ſo anſtößiger. Es iſt ſchon kläglich genug, daß ein Grimm ſeine unſchätzbare Zeit durch akademiſche Vorleſungen und Geſchäftsführungen, Brodes halber, zerſplittere. Suchte der Ehrwürdige auch nicht bloß Fürſtendienſt, ſondern Landesdienſt, ja Deutſchlands Dienſt in ſeiner Göttinger Profeſſur, ſolche, der ganzen Zukunft des Volkes angehörige Beſtrebungen ſollten nicht

in das Joch gemeiner Dienſtbarkeit geſpannt werden: ein nationales Prytaneum müßte ehrenvolle Muße bieten. Nur die Nation, die mit dem Hauche dankbarer Liebe und Bewunderung die ſinnende Stirn ihrer geiſtigen Arbeiter umſäuſelt, kann, darf und ſoll auch von Lebensnoth und Lebenszwang ihre irdiſchen Tage befreien. Dies iſt eine höhere Aufgabe der Zeit, ein Gedanke, der in der Richtung aller übrigen liegt, die ſich an eine edlere Nationalexiſtenz knüpfen. Wenn deutſche Gelehrte ſelig fortträumen von der goldnen Feſſel, als lebten wir noch im Zeitalter der Auguſte und Medicäer, ſo muß man dies ihrer Abgeſchloſſenheit im Reiche ihrer Studien zu Gute halten.

. . . „Gewiß, der König iſt der einzige Herr, gewiß, der Eid iſt in die Hand ſeines Bevollmächtigten abgelegt, dennoch ſteht es nicht in der Macht des Königs, den einmal vor Gott ausgeſprochenen zu löſen. Er iſt auf die Aufrechthaltung des Grundgeſetzes geleiſtet, und ſo lange dies nicht rechtskräftig aufgehoben iſt, muß er unverbrüchlich ſein. Ich habe keine ſtaatsrechtliche Theorie gemacht und keine zu

verfechten, ich muß mich an das halten, was von oben gegeben iſt, aber nach der Baſis, worauf das Grundgeſetz ruht, kann man mit vollem Rechte ſagen, der Eid iſt auch dem Lande geleiſtet.“ — Und an einer andern Stelle das harte Wort: „ich halte jeden, der nicht mit voller unerkünſtelter Ueberzeugung den Gründen des Patents nachgeben kann, auch den, der ſeine Gedanken aus Klugheit davon abwendend, die Frage ſich nicht beantworten will, noch heute für einen Eidbrüchigen.“ —

Das iſt ein hartes, gewiſſenräderndes Wort. Aber zum Glück fehlt die eigentlich zutreffende Speiche des Nachſatzes, in welchem beſtimmten Fall des Thuns oder Unterlaſſens denn zuletzt der Eidbruch wirklich vollzogen werde. Man wird doch nicht auf Einzelne mit Fingern weiſen. So einzeln und perſönlich gefaßt, iſt's und bleibt's Privatgewiſſensſache, die man am beſten Gott und dem Betreffenden anheimſtellt. Mildes Urtheil über Andere, bei rühmenswerther Strenge gegen ſich, bleibt ſowohl in politiſchen als religiöſen Gewiſſensfragen die goldenſte Regel. Wer

ſich nun gar in einer ruhmvollen, doch auch mit bitteren Erfahrungen verknüpften Ausnahme befindet, hat mehr, als ein Anderer über ſein Herz zu wachen, daß es beſcheiden bleibe und gerecht. Was nur männlicher Zorn gegen Zuſtände, leiſe Klage über die ihrem Zwange verfallenden Perſonen ſein ſollte, vergrellt ſich im aufgeregten Gefühl nur zu leicht in einſeitiges Verdammungsurtheil gegen letztere. Sind dies Gemeinplätze, ſo mögen ſie ſich durch das Erſtaunen rechtfertigen, das ich empfinde, wenn ich ſelbſt ſo milde Naturen, wie die Grimmſche, ihrer Wahrheit unterworfen ſehe. Wer kann und wird ſich im ganzen Königreiche Hannover darauf vertheidigen, daß er nicht eidbrüchig ſei? Schon der Gedanke an die Unangemeſſenheit der Selbſtvertheidigung in dieſer Sache müßte jede nach Perſonen hinzielenden direkten Angriff als unſchicklich abweiſen. Ich folge darin meinem Gefühl und weiß nicht, ob ich irre.

Mit dem politiſchen Gewiſſen unſerer Tage hat es bekanntlich ein eignes und betrübtes Bewandniß, bei den Meiſten hat es, das eidgemißbrauchte, Schwielen bis zur Unempfindlichkeit

bei anderen iſt es warm und gleichſam häuslich zärtlich, ohne zugleich den Kern der politiſchen Geſinnung in ſich zu tragen. Die Mehrzahl der Beamten iſt gewohnt, in ihrem Dienſteide, ſo weit ſich Politiſches dareinmiſcht, eine unabweisliche Formalität zu ſehen; ſämmtliche holſteiniſche Beamte treten gar ihr Amt mit einem Eide an, der, wie ihnen wohl bewußt, hiſtoriſch und faktiſch ein Uneid iſt, Meineid könnte ich ſagen, aber ich werde mich hüten, die Keule dieſes Wortes auf einen Stand fallen zu laſſen, unter deſſen Mitgliedern ich ſo viele wackere und ſtreng gewiſſenhafte Männer verehre. Meines Erachtens nach ſollte der Amtseid überhaupt nichts enthalten, was über die Gelobung treuer Dienſtgefliſſenheit hinausgeht; keine Staatstheorie, mag ſie im alterthümlichen oder im neueren Gewande auftreten, feudal oder liberal ſein. Kurz, ich meine, kein Amtseid ſollte politiſch ſein, in Ländern, die noch mit den Grundelementen ihrer politiſchen Entwickelung ringen, und wo nicht jeder Dorfknabe das A B C des bürgerlichen Katechismus in die Linde des Amthofes ſchneiden kann. Es gehört eben nicht viel Weisheit dazu,

aber deſto mehr Entſchiedenheit, einfache Großheit und Stärke der Charaktere. Dann iſt jedes politiſche Gelöbniß, was es ſein ſoll, Bekenntniß der Mitgehörigkeit zum öffentlichen Leben, Aufnahme in daſſelbe, feierliches Verſprechen, daſſelbe in ſeinen begründenden Inſtitutionen lieb und werth zu halten, ſeine Wohlfahrt zu fördern, Nachtheil und Schaden aber nach beſtem Vermögen von ihm abzuwenden.

Hat die Mehrzahl der Hannoverſchen Beamten den Eid auf die Verfaſſung von 1833, als nicht allein dem Könige, ſondern auch dem Lande, das iſt doch wohl dem Volke zu leiſten, ſo königskräftig als land- und Volkskräftig abgelegt? Ich glaube, dieſe Frage nach der erſten Fügung des Eides liegt uns näher, als die Frage nach dem Bruche deſſelben, welche doch nicht ohne Erörterung jener beſeitigt werden kann. Ich wiederhole ſie alſo, nicht um ſie ſelber zu beantworten, ſondern um ſie dem Gewiſſen dieſer Mehrzahl zu überlaſſen, die ſich daraus Troſt oder Anklage holen mag. Denn, das wird wohl jeder einſehen, in dieſer Frage ſchlägt der hüpfende Gewiſſenspunkt. Was ſoll ich aber denken, wenn ſelbſt die

berühmten Eidgetreuen der Verfaſſung ſo durchaus nur die leere Formel und nicht das Weſen des Verfaſſungseides von 1833 im Sinn hatten, daß ſie die Conſtitution für eine bloße ſtaatsrechtliche Theorie, für etwas von oben Gegebenes hielten, was ſie zwar zu halten, aber nicht zu verfechten ſich verpflichteten? Lag in dieſem die ächte Bedeutung des grundgeſetzlichen Eides, war ein in ſolchem Sinne geleiſteter Eid rechter, wahrer, hannoverſcher Conſtitutionseid?

Mich ſtrenge innerhalb der Grenzen konſtitutioneller Begriffe haltend und dem Könige laſſend was des Königs, dem Volke was des Volkes iſt, muß ich dieſe Frage verneinen. Wer im Jahre 1833 und ſpäter den Eid auf die Verfaſſung leiſtete als wie auf eine bloß von oben gegebene ſtaatsrechtliche Theorie, die er nicht gemacht hat und auch nicht zu verfechten geſonnen iſt, ſtand eidleiſtend gar nicht auf der Baſis des Staatsgrundgeſetzes. Dieſe Baſis war eine Uebereinkunft zwiſchen König und Volk zu beiderſeitiger Anerkennung und Nachlebung des beiderſeitig ſanktionirten Verfaſſungsurkunde und auf dieſe Baſis ſollte hintreten der eidleiſtende Beamte

nicht als königlicher Diener, der den König als ſeinen einzigen Herrn anerkennt, ſondern als conſtitutionelle Staatsdiener, der perſönlich unperſönlichen Jupiteridee der Staatsmacht huldigend. Der conſtitutionelle Beamte iſt doch wohl conſtitutioneller Staatsbürger und als ſolcher mitgeſetzgebende, mitſanktionirende Partikel des Ganzen. Ein Beamteneid auf die Conſtitution, ohne dieſes Bewußtſein, ja mit bewußtem Mangel deſſelben geleiſtet, iſt conſtitutioneller Uneid. Er hat nicht die Wahrheit innerer Gewiſſensbindung, ſondern nur den Schein derſelben. Dieſer Schein, der Einzelne wohl beſticht und umflicht, aber dem geraden Sinn des Volkes nicht genügt und ein treuloſer Wächter iſt in Gefahr.

Wenn nun die Mehrzahl der hannoverſchen Beamten ſolchen conſtitutionellen Scheineid geſchworen, wenn ſie in Gedanken an die Stelle der Staatsmacht, als der Quelle und Weihe alles Rechts, den Purpurmantel „des wahren alleinigen Herrn und Königs“ gehangen?

Oder wenn die Mehrzahl, durch Umſtände, die außer ihrer Macht lagen, um ihren conſtitutionellen Eid betrogen wäre?

Im ersteren Fall gehört ihr Eid, obgleich edler seinem Wortinhalte nach, zu der ohnmächtigen Schaar politischer Eide, welche vornämlich in diesem Jahrhundert durch den Herrscherstab gewaltsamer Ereignisse heraufbeschworen und eben so augenblicklich wieder in Nichts verwandelt wurden — zu den Kunststückchen napoleonscher Magie, wodurch feurige Eidzungen, wie Kerzen auf den goldenen und silbernen Thronleuchtern mittelst eines Pistolenschußes plötzlich sich entzündeten und nur dazu dienten, um flüchtigen Schimmer auf die Herrschaft einer Nacht zu werfen. Dann haben sie nicht sowohl falsch geschworen, als nichtig, und wiederum, nicht sowohl den Eid gebrochen — es sei wodurch es sei — sondern ihn zurückgegeben seiner ursprünglichen Nichtigkeit. Ihr Eid gebrach der Heiligkeit und Bündigkeit des constitutionellen Eides, war mit Rücksicht auf die Constitution leeres Ceremoniell, chinesisches Kopfnicken, war, statt Sakrament (amtspriesterliches für das Volk) im Jordan eines neuen staatsbürgerlichen Bundes, nur bekannter weidender Heerde Schritt nach der Tränke der Staatseinkünfte, Beamteneid der

gewöhnlichen unterwürfigen und gedankenloſen Art, nicht grundſätzlicher Verfaſſungseid.

In Vorausſetzung ſolcher urſprünglichen Eidesſelei — man verzeihe das Wort, ich meine, inſofern man ſich eidaufbürdend gedankenlos zum bloßen Träger einer Hoſtie macht — wird es mich nicht Wunder nehmen oder ſittlich empören, wenn ich ſehe, daß man für ſeine Gewiſſenslaſt nicht weiter einſteht, als ſie von beiden aufbürdenden Parteien, Volk und König, veſtgehalten wird, ſo daß ſie, wenn die eine Hand ſich zurückzieht und die andere ſich nicht erhebt, dem tyranniſchen Geſetze der Schwere anheimfällt.

Ich bin weit entfernt, dieſen Zuſtand der Dinge in der ſittlichen und politiſchen Welt in Schutz zu nehmen, ich erkenne in ihm die verborgene Quelle mancher Unſittlichkeit, ich kann einen Mechanismus nicht billigen, in deſſen Kraft eine jede Staatsverfaſſung umgeſtürzt werden kann, und doch Alles beim Alten bleibt; der höchſte Ausdruck des Geſammtlebens und Geſammtwillens — und dies ſollte wenigſtens jede Verfaſſung ſein — vom Blitzſtrahle der Macht zerſchmettert werden kann und dennoch die Glieder,

als wäre nichts geſchehen, ruhig fortvegetiren. Aber welcher Billige wird hier nicht mehr an die Calamitäten der Geſchichte, an zerſtückte und unterdrückte Nationalkraft, an den langen Schlaf des politiſchen Lebens, an die Mängel und Halbheiten der Verfaſſungen ſelbſt denken, als die ganze Schuld ſich in der Leichtfertigkeit und Gewiſſenloſigkeit der armen Staatsbeamten perſonifizirt vorſtellen?

In der That würde der Beamtenſtand, in ſeiner Einheit als große Körperſchaft gedacht, ein mächtiges, ja unbeſiegliches Widerſtandsmittel bilden können gegen Willkühr. Dieſe überzahlreiche Schaar macht bei uns den Staat erſt recht ſichtbar, weit ſichtbarer, als dem Nordamerikaner der ſeinige erſcheint, wie man die Luft, die man athmet, nicht ſieht. Sie bildet bei uns die große Staatsmaſchine, die wohl gar alles öffentliche Leben in ſich abſorbirt und von der blöden Menge mit dem Staate ſelbſt verwechſelt wird. Aber, ich frage, durch wen wird dieſe Maſchine geleitet und aufgezogen, durch wen empfängt ſie ihr Oel, durch wen werden die verſchliffenen und abgedankten Räder wieder erſetzt? Man nehme doch

Vernunft an, man, ſei, wiederhole ich, doch billig und ſetze nicht, wenn ſonſt kein Spartaner, dem Beamtengewiſſen mit dem kurzen Schwerte des Spartanismus zu. Jahrhunderte haben dieſe Claſſe gewöhnt, ſich als fürſtliche Dienerſchaft zu betrachten. Wird ſie jetzt ſo plötzlich zum ſtolzeren Gefühl der Selbſtändigkeit erwachen, jetzt, wo ſie wohl die Theorie einer Conſtitution eines Anderen belehrt, aber die Praxis ſich in nichts verändert hat? Wenn ihr euren Beamten einen Eid abnöthigt auf das gemeinſame Werk der königlichen Macht und der Volksmacht, ſo ſolltet ihr wenigſtens dafür ſorgen, daß letztere Achtung einflößt, ſowohl durch die Grundlagen der Verfaſſung, als durch eine kräftige und lebendige Volksrepräſentation. Wo nicht, ſo laſſet ſie die Eidfinger ſich in Unſchuld waſchen, und trübt ihnen das Waſſer nicht.

— — Kann man es verkennen? Wie wenig Ermunterndes liegt in der Art Antheil, welchen diejenigen, die nun die Heroen des Staatsgrundgeſetzes ſind, an demſelben zu nehmen und genommen zu haben bekennen! Das höchſte Lob, das der wackere Jacob Grimm dem Verfaſſungs-

weſen einräumt, bezieht ſich nur auf den negativen Nutzen der Verfaſſungen als Dämme, Hemmungen von Mißbräuchen: der eigentliche Segen geht, ſeiner Anſicht nach, überall erſt von der Liebe des Fürſten zu ſeinem Lande aus. Ich läugne nicht den Segen, den die Liebe eines Fürſten auf ſein Land träufeln kann; aber wo das Land, mit Gottes Hülfe, ſich nicht ſelber ſegnet, da bedaure ich's. Daß nun kein eigentlicher poſitiver Segen, ſondern nur Abwendung möglichen Unſegens in dem Geſetzleben der Staaten ruhen ſoll, iſt gar niederſchlagend und kläglich. Hier bleibt das ganze ausfüllende und bindende Element, männliches Gehaben und Denken der Nation, Gemeinſinn, Oeffentlichkeit, endlich geſchichtliche Ausbildung in geſetzlichen Formen unberückſichtigt — alles was vom Volke ausgeht. Solche Anſicht des Verfaſſungsweſens gehört ſicher nicht zu den idealen. Aber man darf hinzufügen, daß ſie unter der Hiſtorie iſt. Das Mittelalter — warum muß ich mich gegen Grimm auf das Mittelalter berufen — das privilegirte, verklauſulirte, verbriefte, vereidigte Mittelalter zog nicht bloß einen negativen Nutzen aus der Beſchrän-

kung der fürſtlichen Gewalt. Dieſe Beſchränkung war überall nicht äußerlich willkührliche, ſondern natürliche Folge und nothwendige Bedingung des mittelaltrigen Lebens. Von ſchützenden Formen und Eiden umſtarrt, bewegte ſich jeder einzelne Beſtandtheil dieſes Lebens in eigenartiger Kräftigkeit; Eide ſicherten nicht leere Hülſen, ſondern den Kern, den dieſe umſchloſſen. Dieſes Leben der Beſonderheit iſt gegenwärtig erloſchen. Iſt uns nur die leere Hülſe zurückgeblieben? Haben wir nichts Analoges für die politiſche Praxis? Ich dächte. Aus den zertrümmerten (?) egoiſtiſchen Freiheiten Einzelner, den Privilegien, will ſich jetzt eine Gemeinfreiheit auferbauen, und ihr Ausdruck, ihre Wahrung ſoll ſein: die Conſtitution.

Da wir vom Mittelalter ſprechen, wie klar und bündig waren damals die Eide! Im Mittelalter ſchwur der Fürſt, der Stände Gerechtſame zu wahren, ihm ſchwuren Stände und Corporationen Gehorſam, ſo weit und ſo lange er ſeinen Schwur nicht brach — Eidesverweigerung gegen Eidesverweigerung, Eidesentbindung gegen Eidesverletzung, das war ein ausgemachtes kla-

res Verhältniß. Im Mittelalter, wie geſagt, war das Beſchworene keine taube Nuß.

Iſt Fürſtenſonne die allein belebende Segnerin des Landes und Conſtitution nur das Blätterdach gegen deren allzu ſengende Strahlen; knüpft ſich kein höherer Gedanke an die Verfaſſungen der neuen Zeit; iſt dies kümmerliche Bewußtſein von dem bloß negativen Nutzen der Verfaſſungen das allgemeine, auch thatſächliche, ſo ſoll es mich nicht Wunder nehmen noch kränken, wenn ein einziger Artſchlag der Gewalt alle jetzt noch beſtehenden jungen Verfaſſungen mit einemmal umhauen wird. Was ſich nur als Schranke fühlt, möchte ſich eben ſo oft als nachtheilig hemmende, denn als wohlthätig hindernde Schranke erweiſen. Und wenn der eigentliche wahre Segensſpender in allem Verfaſſungsweſen in väterlicher Huld zu ſeinem Volke ſpricht, eure Verfaſſung taugt nichts, ich will euch glücklicher machen durch eine andere, ſo begreife ich's und tadle es nicht, daß das Volk nichts dawider hat und daß die Beamten ſich den hohlen wurmſtichigen Eidzahn, ohne Empfindung ausziehen laſſen.

Aus der Gleichgültigkeit gegen das Weſen

und den Inhalt des Staatsgrundgesetzes machen namentlich Grimm und Ewald kein Hehl. Kälteres und Erkältenderes als der Mitprotestant Ewald in seiner zu London gedruckten Broschüre in dieser Hinsicht geäußert, kann nicht der Antheilloseste sprechen: „hätte sich das Land entschieden, welches doch aller Berechnung nach innerhalb einiger Monate geschehen mußte, oder wäre der deutsche Bund, den wir (die Sieben) doch durch die Erklärung eigentlich zugleich schon zum Richter anriefen (?), als Mittler gekommen, dann glaubte ich würde für uns ein neuer Zustand eingetreten sein und Niemand würde es uns verdacht haben, wenn wir dann, einzeln oder alle, dem was dann gesetzlich geworden wäre — wie es auch sein mochte — eben so redlich und treu uns zu unterwerfen für gut fänden, als wir uns jetzt gegen das uns berührende Gesetzlose erklärt hatten.“ — Also nur die Form gerettet, nur die Verbindlichkeit auf dieselbe. Immer nur diesen Schein! — O Gelehrte! Das Volk sieht auf das Wesen.

Und die allgemeinen Ansichten von Politik, die Urtheile über politische Gesinnung, Grund-

element des Conſtitutionslebens? „Wer verabſcheut — ruft der werthe, den leiſeſten Geruch der Demagogie aus ſeinem Mantel ängſtlich auslüftende Grimm — wer verabſcheut mehr als ich alles was man politiſches Treiben nennt? Es hat mich nie aus der Ferne berührt?“

Auch das der Hannoveraner nicht? Dann begreife ich.

Zugeſtanden, daß ihm, dem Prieſter der Wiſſenſchaft, das politiſche Leben und Treiben unſerer Zeit ferne bleiben mußte, daß auf ſeinem Heerde nur die friedliche Flamme der Wiſſenſchaft leuchten konnte, und beneidenswerth ſcheint er mir in ſeinem ſtillen frommen Dienſte. Aber frommt, was bei ihm doch wohl in gleichem und höherem Grade Bedürfniß der Ruhe, natürliche Folge abgewendeter Studien, gemeine Beſchaffenheit des deutſchen Gelehrtenſtandes, als handelnd erkaufte Lebensweisheit, grundſätzliche Vaterlandsliebe iſt, auch den Verfaſſungstendenzen unſerer Zeit? Könnte er doch durch einen ſeiner Runenſprüche die Dämonen des Eigennutzes und die Geſpenſter der hiſtoriſchen Grüfte in die Gruft jagen, die den Bau des gemeinſamen, dem Vaterlande und

der Menſchheit geweiheten Altares nächtig umſchwirren, die Steine verkehren und die Bauleute verhöhnen! Und jenes verächtlich hingeſprochene Wort ſoll bezeichnen die ganze erhabene Aufgabe des Jahrhunderts, den Kampf um ein privilegienloſes, freies, ſtarkes Bürgerthum? Ich fürchte ja, denn die Kämpfer daſſelbe ſind ihm gleich den Feinden, Männer der Entzweiung, Politiker im Sinn des Liedes: laßt die Politiker nur ſprechen. Dabei ein banales Wort von warmer (nicht politiſcher) innerer Mitte und von erkälteten Extremen, um die ſchnell die luftigſte Theorie webt, während jener Schooße die goldene Praxis entſteigt. O Grimm! Warme innere Mitte, denke ich, iſt in jedem Pulsſchlage aus der Herzensader der Rechts- und Freiheitsliebe, in jedem Handeln aus voller Seele, in jeder Begeiſterung, die ihre glühenden Strahlen auf das alte Eis des europäiſchen Staatenlebens wirft, in jedem zeitunmittelbaren männlichen Denken und Fühlen, das ſich ſeiner Sympathien mit der Nation und dem Jahrhundert bewußt iſt. — Was meint aber Grimm mit ſeiner warmen inneren Mitte, die heutzutage — wie glücklich — keine

Partei, ſondern das Leben ſelbſt ſein ſoll? Wäre er nicht Grimm, nur der gewöhnlichen Prädikanten des Jüſtemilieu Einer, ſpottend würde ich ihn fragen, ob ſeine warme Mitte unter der warmen Bettdecke der Gewohnheitſchläfrigen und Thatſcheuen vergraben liege. Aber ich kenne ſein edles, ſanftes und liebreiches Herz, und weiß, bei welchem Bilde es höher klopft. Altdeutſchen Lebens ſchönſte Fortpflanzung. Alter Liebe und Treue Wahrung bei jungen Lebens ewiger Verwandlung. Herrlicher Traum und mehr als Traum für die jugendliche Bruſt, die an dem größeren Deutſchland, hinter dem verſunkenen der letzten Jahrhunderte, ſich emporrichtet und in allem Leben der Vorwelt, ſo verlebt auch jetzt die Formen ſein mögen, mehr als je die liebende Gebundenheit der Kräfte an einen markvollen großartigen Beſtand bewundert. Daß es aber für gewiſſe, ja für die meiſten Ideen und Inſtitutionen des Mittelalters keine Anknüpfungspunkte mehr gibt in dem Ideenkreiſe der Gegenwart, daß ſo viel Herkömmliches und äußerlich Beſtehendes nicht mehr im Fluß der Liebe und des Lebens ſich befindet, ſondern ſich abgelagert hat

an den Ufern des Todes, daß so viel alte Liebesquellen versiegt sind und andere sich in Hassesquellen verwandelt haben, daß so viel Treue, zum Schaden an Leib und Seele der Deutschheit, gemißbraucht worden, so viel Gewissenhaftigkeit, an seellose und zeitwidrige Formen gebunden, in schändliche Versuchung geführt worden, daß endlich zur Wahrung jener und aller edeln deutschen Tugenden dringend erforderlich ist, daß ihnen der würdige Gegenstand, nach dem sie mehr oder minder bewußt sich sehnen, nicht länger entzogen werde, der Treue nicht die Liebe, der Liebe nicht das Liebenswerthe, dem Gewissen nicht das bessere Wissen und Wollen, dies alles würde dem edlen Träumer klar geworden sein wie Tageslicht, wenn er das wache Leben eines Zeitgenossen geführt und seine Fenster nicht, zum Heil der Wissenschaft, gegen den Tag verhangen hätte. Die innere warme Mitte ist ihm, nach einer Abstraktion aus wahrhaft lebendigen Geschichtsprozessen, das Herkömmliche und Bestehende in der Gegenwart, auf dem Punkte des inwendigen leisen Ueberganges. Mit Recht kann man diesen Prozeß die goldene Praxis der Geschichte nennen, das Be-

ſtehende als organiſch, die Nation mit Geiſt und Kraft in ihm beſtehend gedacht. Wo ſolche Praxis herrſcht, werden Verfaſſungen nicht mit einem Hauche umgeſtürzt, und dies iſt ein Zeichen, woran man ſie erkennen kann. Denn Verfaſſungen ſind die Heiligung des Beſtehenden und zugleich des Fortſchrittes. Ihr Schutzgeiſt iſt der Gemeingeiſt des Beſtehenden. Eine Verfaſſung umſtürzen, heißt nicht immer das Leibliche des Beſtehenden vernichten, ſondern auch, mit Erfolg, den edlen Gemeingeiſt deſſelben läugnen. Das Beſtehende kann noch Geiſt haben, zum Beiſpiel Standesgeiſt, Geiſt particulairer Intereſſen, Geiſt von den vielen Geiſtern, die neidiſch und feindſelig unter ſich nur darin Gemeingeiſt ſind, daß ſie auf Unkoſten des Ganzen leben und dieſen Inbegriff des Herkömmlichen und Beſtehenden unter jedem Wechſel der Form behaupten wollen. Das iſt ihre goldene Praxis und gern bereit ſind ſie zu allen Veränderungen und ſog. allmähligen Fortſchritten, wo ſie im Weſentlichen in ſich verharren, wo man nur den Zweigen ihrer Schlingpflanzennatur eine andere Richtung und Verknüpfung an-

weiſet, ihren Wurzeln aber nicht zu nahe tritt. Verfaſſungen, die ihnen nicht abſolut feindſelig ſind, und in denen ſie ihre Intereſſen hinlänglich ſtark vertreten ſehen, ſind ihnen ſelbſt in moderniſirter Form nicht zuwider, ja ſie erblicken wohl gar eine wünſchenswerthe größere Sicherheit in dieſen äußerlichen Zugeſtändniſſen an den Zeitgeſchmack — den Gemeinſinn, dem nun ein ſtattliches Kleid im engliſchen Faltenkoſtüm den inneren Knochenfraß verhüllt. Iſt das die rechte warme Mitte, ſo ſteht an einem Extrem der Gemeinſinn mit froſtklappernden Zähnen, und am anderen die Monomanie des Hochmuths, die alle übrigen Egoismen in ihren einzigen Egoismus hinabſchlingen möchte. Iſt dies die goldene Praxis, ſo webt an einem Ende die Hallerſche Theorie des Abſolutismus und am anderen gleich luſtig wie eine Schaar verdammter Seelen, der Traum von Millionen

Solcher Dialektik der hiſtoriſchen Mitte wird der Edle freilich nicht gewärtig ſein. Er rühmt die hiſtoriſche Praxis in der Theorie, und verläßt ſich hinſichtlich der Anwendung auf die Weisheit ſeiner mehr politiſchen Freunde, die gleich

dem trefflichen, aber mehr doctrinairen Dahlmann, zu der hiſtoriſchen Schule gehören, deren Name ſchon ihn anlacht, wie ihn gegentheils alles — politiſche Treiben anwidert. Wie mag man ihm den Liberalismus und die junge Zeit verſchrien haben, alle Farben der Politik oder dahinſpielende, die nicht hiſtoriſche Trockenfarben ſind. Und er merkt nicht, daß er mit aller ſeiner Abneigung vor Parteien ſich ſelbſt wieder auf dem Parteigebiete der hiſtoriſch-ariſtokratiſchen Doktrinaire befindet, die namentlich in Norddeutſchland das gelehrte Terrain der Politik in Beſchlag genommen und ſowohl durch ihre Schriften als durch ihre perſönliche Stellung den poſitiveſten Einfluß auf das norddeutſche Verfaſſungsweſen ausgeübt haben!

Auch Hannover hat dieſen Einfluß erfahren; ich fürchte, nicht zum Heil der conſtitutionellen Sache.

Jene Bewegung, welcher das hannoverſche Staatsgrundgeſetz ſein Daſein verdankt, wurde wohl unſtreitig durch etwas Anderes als durch erwachende hiſtoriſche Erinnerungen, oder durch die beſcheidene Anſicht von einem etwaigen nega-

tiven Nutzen des Verfassungswesens hervorgerufen. Die damalige Presse zeigt, daß sehr positive staatsbürgerliche Ideen im Umlaufe waren. Andrerseits zeigte sich auch sehr entschiedener Widerwillen gegen die Fortdauer der mißfarbigen Landeszustände. Das Land schämte sich, in der Beleuchtung der Julisonne, über die Schnäbelschuhe des feudalistischen Mittelalters, die es noch immer, obwohl ein wenig abgestäubt im Jahre **1814** an den Füßen trug. Was Wunder! Hannover hatte seit dem Beginn des Jahrhunderts eine schwere politische Schule durchgemacht. Es trug seinen reichlichen Antheil an dem Unglück und der Schmach des deutschen Vaterlandes. Eben so thätigen Antheil nahm es an der blutigen Wäsche. Und wie es scheint, daß alle diese Leiden und Thaten an der Schwelle der neuen Geschicht, nach den Absichten der Vorsehung, nur den Uebergang in die neuzubauende Völkerhalle erleichtern sollten, so verdankte auch Hannover dieser nächsten Vergangenheit das Anstreben besserer Zukunft und das Hinausdrängen aus erstarrten larvenartigen Formen, welche jede freie Bewegung unmöglich machten. Das Bürgerthum der neuen Zeit erhob

ſein Haupt und forderte Anerkennung. Es war eine allgemeine Bewegung, allgemein im wörtlichſten Sinn, namentlich in Betreff der Städte. Die Regierung ſchlug den Weg des Temporiſirens ein, ſie wollte ſich, ehe ſie mit Zugeſtändniſſen entgegenkam, erſt beſſere Einſicht in die Triebfedern und in die Spannkraft dieſes Getriebes verſchaffen. Sie erkannte an den Göttinger Unruhen, die nicht ohne Sympathie im Lande blieben, die bedenklichſten Symptome und war, nach glücklicher Beſeitigung derſelben durch die Eiſenkur, verſtändig bedacht, eine Umbildung der Verfaſſung ins Leben treten zu laſſen. Eine ſolche war bereits durch die damaligen Stände im Jahr 1831 bittſchriftlich beantragt worden und die Regierung, indem ſie auf dieſen Antrag in geſetzmäßiger Form zurückkam, wurde durch die Berathung und Sanktion des von ihr vorgelegten Staatsgrundgeſetzes im Schooße der alten Stände, der unmittelbaren Gegenüberſtellung gegen das Land, und ſo zu ſagen, gegen die Zeit auf ſchickliche Weiſe enthoben.

Es iſt nicht meine Abſicht, mich in eine ausführliche Politik des hannoverſchen Staatsgrund-

geſetzes einzulaſſen. Bekanntlich ſchwankt es zwiſchen altem und neuen Bauſtil, nur daß der erſtere, der feudal ariſtokratiſche bei weitem das Uebergewicht über den letzteren, den demoratiſchen erhält. Ich will nur erwähnen daß von vorn herein die Impopularität auf ihm ruhete, daß es nicht als Vertrag zwiſchen König und Volk, ſondern zwiſchen König und demjenigen Theil des Volkes erſcheinen mußte, der ſich bisher durch die Stände repräſentiren ließ. Die Stände wären ſchwerlich von ſich ſelbſt auf den Einfall gekommen, eine neue Landesverfaſſung zu begehren, ſie wurden nur durch die allgemeine Volksbewegung über die Grenzen ihrer engherzigen Exiſtenz hinausgeriſſen. Mit welchem Rechte konnten nun die bisherigen Organe eine Verfaſſung, deren Widerſpruch mit den neuen geſellſchaftlichen Ideen und Zuſtänden eben zu dem Wunſche einer verjüngten Geſetzgebung geführt hatte, dieſe ganze Nationalangelegenheit auf eine Regeneration aus ſich ſelbſt hinauslaufen laſſen oder, um die Competenzfrage, die nach hiſtoriſchen Rechtsbegriffen ohne Zweifel zu ihrem Gunſten ausfallen muß, hier ruhen zu laſſen, wie konnten ſie das Ver-

trauen des Volks für ſich in Anſpruch nehmen? Ihr Werk lag im Kampf mit ſeinem Urſprunge; in Kraft des Volkswillens und ihr Lebensrecht unmittelbar in ſich ſelbſt ſuchender Zeitideen entſtanden, mußte es ſich gefallen laſſen, in Kraft hiſtoriſcher Rechte ſanctionirt zu werden.

Bedenkt man nun noch, daß auch bei einem glücklicheren und volksthümlicheren Endreſultate der hannoverſchen Verfaſſungsumtriebe das Bürgerthum in dieſem Lande einen ſchwereren Stand gehabt hätte, als irgendwo anders in Deutſchland, rechnet man die nachfolgende Ungunſt der Zeiten, die allgemeine Abſpannung der Geſchichte, die Preßgeſetzgebung des Bundestages dem hinzu, ſo wird man einſehen, daß es unter den bewandten Umſtäden eine unendlich ſchwere Aufgabe war, das Verfaſſungsleben in Hannover innerhalb der beſchränkten Grenzen des Staatsgrundgeſetzes heranzubilden und die ſchwachen Funken des populären Antheils am letzteren zu einer belebenden Flamme anzufachen. Dieſe Aufgabe gehörte ganz der Kammer an. Wie hat ſie dieſelbe gelöſt? Ihre Berathungen liegen vor, ihre Wirkſamkeit oder vielmehr ihre Unwirkſamkeit iſt Niemand

fremd, sie selbst haben, durch ihr lautloses Verschwinden in der Stunde der Gefahr, sich und ihrem Wirken das Urtheil gesprochen; denn also wird keine Volksrepräsentation von der Bühne abtreten, die sich ihres Wirkens und ihres sittlich politischen Daseyns bewußt ist.

Gleich beim Beginn der neuen ständischen Thätigkeit boten sich zwei Veranlassungen dar, außer der Selbständigkeit den Geist der Kammer an den Tag zu legen. Ich meine die allgemeinen Berathungen über das Staatsgrundgesetz und das Schicksal der Osteroder und Göttinger politischen Gefangenen. Ein Moment so wichtig wie das andere, entscheidend für die öffentliche Meinung, erste und letzte Instanzen für die Frage, ob die Revolution des Bürgerthums verrathen war an Aristokratie und Staatsgewalt, oder gegen dieselbe auf nunmehr gesetzlichem Wege sich zu behaupten und durchzuführen gedachte. Dieser Prozeß für die Lebensfrage der Popularität des staatsgrundgesetzlichen Ständewesens ging in erster wie in zweiter Instanz verloren. Sein vorzüglichster Gegenadvokat war — der Heerführer der Sieben. Weit entfernt dies zu läugnen, macht

er ſich ſogar in ſeiner jüngſten Schrift einen unbeneidenswerthen Ruhm daraus. Von jener Zeit an war das Staatsgrundgeſetz todt für das hannoverſche Volk; ohne Intereſſe für die deutſche Nation, mit ſchwachen Hoffnungen für die Zukunft.

In den Verhandlungen über das Staatsgrundgeſetz, wo, wie geſagt, alles darauf ankam, die populaire Seite hervorzuheben, legte Dahlmann alles Gewicht ſeines Talents, ſeines Charakters und ſeines perſönlichen Anſehens in die Waagſchale der königlichen Prärogative, der Adelsvorrechte und aller jener Beſchränkungen ſtändiſcher Wirkſamkeit, deren Aufhebung gerade erforderlich war, um die Vertreter des Bürgerthums mit den Mitteln auszurüſten, einen, auch dann noch ſehr ungleichen, Kampf mit inneren und äußeren Feinden zu beſtehen. Uebrigens hatte er nur ſeinen eigen Entwurf zu vertheidigen, da er gewiſſermaßen das perſonifizirte Staatsgrundgeſetz der Regierung vorſtellte und an demſelben ſowohl als Rathgeber des Cabinettes, wie als Mitglied der aus königlichen und ſtändiſchen Mitgliedern gebildeten vorbereitenden Verfaſſungscommiſſion den produktiveſten Antheil genommen

hatte. Wie er im Ganzen wenig ſprach, verkündete ſein Auftreten faſt beſtändig, daß Regierungsintereſſen gefährdet waren, und er ſelbſt verhehlt es nicht, gerade in ſolchen Fällen, wo die Popularität (ich ſollte meinen, die Verfaſſung oder ihr Leben im Volke) auf dem Spiele ſtand, ſein Schweigen gebrochen und manchen Vorwurf deshalb ertragen zu haben." Seine Theorie über Alles! Was dann noch fehlte an hannoverſchem und deutſch-hiſtoriſchem Jammer, an Hingabe an die Gewalt, und das ländlich Beſtehende, erſetzte die ängſtliche Rückſicht „auf die beſcheidenen Grenzen, welche durch die Geſammtordnung der deutſchen Staaten für die ſtändiſche Wirkſamkeit geſteckt ſind," mit welcher Rückſicht man denn freilich in Deutſchland, weder dort noch hier, aus der Stelle rücken konnte.

Welchen übeln Eindruck aber auch dieſe Verhandlungen und ihr Reſultat auf das Land machten, ſie vergaben immer noch nichts der äußerlichen Würde der Ständeverſammlung, nichts ihrem eigenthümlichen ſtändiſchen Rechte, wenn auch der Würde und dem Rechte der Zeit und ihrer Forderungen. Jedoch auch dieſe Selbſterniedri-

gung ſollte der ſtändiſchen Kammer nicht erſpart werden, und bitter genug muß ſie jetzt, durch den neuen König ſelbſt, an die Grundverletzung ihrer Rechte, ſeitens der damaligen Regierung ſich erinnern laſſen. Das königliche Patent vom 1. Nov., wodurch das Staatsgrundgeſetz aufgehoben wurde, ſucht bekanntlich die Rechtsungültigkeit deſſelben aus der doppelten Verletzung, 1) des Grundſatzes der verfaſſungsmäßigen Errichtung durch die Regierung und 2) einiger Regierungsrechte zu erweiſen. In erſter Hinſicht heißt es: die allgemeine, durch das Patent vom 7. Dezember 1819 entſtandene Ständeverſammlung ſprach, wie ſie in ihrem Schreiben vom 30. April 1831 an das Cabinetsminiſterium die Errichtung eines Staatsgrundgeſetzes beantragte, den Grundſatz aus: daß ein ſolches hochwichtiges Werk nur durch einhelliges Zuſammenwirken des Königs und der Stände zu Stande gebracht werden könne. Die Regierung nahm dieſen Grundſatz an, und mithin war nicht von einer, dem Lande vom Könige zu gebenden, ſondern von einer vertragsmäßig zwiſchen dem Regenten und ſeinen Stän-

den zu errichtenden Verfaſſung die Rede. Allein der Grundſatz der verfaſſungsmäßigen Errichtung iſt auf mehrfache Weiſe verletzt worden. Denn mehrere der von der allgemeinen Ständeverſammlung in Beziehung auf das neue Staatsgrundgeſetz gemachten Anträge erhielten nicht die Genehmigung der königlichen Regierung, ſondern es wurde daſſelbe mit den, von dieſer für nothwendig oder nützlich gehaltenen Abänderungen von 26 September 1833 verkündigt, ohne daß dieſe zuvor den allgemeinen Ständen mitgetheilt und von ihnen genehmigt worden." — Allerdings ein ſeltſamer Vorwurf im Munde der Regierung und als Waffe gebraucht gegen das Staatsgrundgeſetz offenbar nur die Fintenbewegung eines Fechters, die den Gnadenſtoß verdecken ſoll. Aber bleibt Wahrheit nicht immer Wahrheit, auch wo ſie nur vorgeſchoben und zu egoiſtiſchen Zwecken gemißbraucht wird? Wie ſteht's mit dem thatſächlichen Inhalt, das iſt unſere nächſte Frage; dann, was ergiebt ſich daraus, nicht etwa gegen die Rechtsgültigkeit des Vertrages zwiſchen König und Ständen — dieſe Conſequenz durchzuführen ſcheint mir auf meinem

Standpunkte unnütz — ſondern für die Würde und Ehre der Selbſtändigkeit der ſtändiſchen Vertragsſchließer und für die Beleuchtung worin ſie gleich vom Anfang an beim Publikum erſcheinen mußten? Das thatſächliche kann nicht beſtritten, höchſtens gedeutet werden. Am nächſten aufgefordert dazu waren die Ständemitglieder von 1833 ſie hatten hier eine ſchöne Gelegenheit die Vertheidigung des Staatsgrundgeſetzes mit ihrer perſönlichen Rechtfertigung zu verbinden. Sie ſchwiegen vielleicht in einem richtigen Gefühl, daß es unmöglich war, beides zu vereinigen. Selbſt Dahlmann, der ſein ganzes impopulaires ſtändiſches Wirken vertheidigt, läßt uns in Ungewißheit, ob er auch ſein impopulaires ſtändiſches Dulden zu vertheidigen geſonnen iſt. Was die verſuchte Entkräftigung des königlichen (und ehemaligen landes) Vorwurfes in der Proteſtation der Göttinger Sieben betrift, ſo beruht ſie offenbar auf einem gröblichen, und man möchte ſagen, willkührlichen Mißverſtändniſſe. Die Unterzeichneten, heißt es dort, können ſich bei aller ſchuldigen Ehrfurcht vor dem königlichen Wort in ihrem Gewiſſen nicht davon überzeugen, daß das

Staatsgrundgesetz um deßhalb rechtswidrig errichtet, mithin ungültig sei, weil der höchstselige König nicht den ganzen Inhalt desselben auf Vertrag gegründet, sondern bei seiner Verkündigung einige Anträge der Ständeversammlung ungenehmigt gelassen und einige Abänderungen hinzugefügt hat, ohne daß diese zuvor den allgemeinen Ständen mitgetheilt und von ihnen genehmigt wären. Denn dieser Vorwurf der Ungültigkeit würde nach der anerkannten Rechtsregel, daß das Gültige nicht durch das Ungültige vernichtet wird, denn doch immer nur diesen einzelnen Punkte, die nach ihrem Inhalt durch aus nicht das Ganze bedingen treffen, keineswegs das ganze Staatsgrundgesetz." — Hier wird die königliche Anklage gleich verschoben hingestellt und mit Glück dasjenige an ihr beseitigt, was sie nicht bekräftigen will. Sie betraf offenbar nicht das Mehr und Minder, die größere oder geringere Wichtigkeit einzelner unverfassungsmäßigen Artikel, sondern die grundsätzliche Frage, ob überhaupt das vertragsmäßige Recht der Stände in Ehren gehalten und deren gesetzheiligende Ebenbürtigkeit eine Wahrheit oder leerer Schall gewesen. Letz-

teres wird behauptet und mit der Thatſache wirklicher ſtändiſcher Prinzipverletzung und vertragswidriger Eigenmacht der Regierung erwieſen. Wir wollen, wie geſagt, nicht die Quelle dieſes Einwurfes, noch die juriſtiſche Kraft deſſelben in Beziehung auf die Gültigkeit des Staatsgrundgeſetzes in Erwägung ziehen. Wir halten uns an die Thatſache, inſofern ſie die Geſetzgeber der Nation von vorn herein als unſelbſtändig und ohne Widerſpruch in den Grundlagen ihrer Macht beeinträchtigt dem Volke darſtellt. Dieſe moraliſche Thatſache, die wohl Niemand eine Kleinigkeit nennen wird, liegt außer allem Diſput der Germaniſten und Romaniſten; ſie konnte nicht beſtritten, nur vergütet werden durch nachfolgende kräftige ſtändiſche Wirkſamkeit. Das thatſächliche Gefühl des Publikums hat, wie in dieſer, ſo in anderer Hinſicht, über den Lebens- und Ehrenpunkt des Staatsgrundgeſetzes entſchieden, und es mag ihm, ungeachtet ſeiner ſchmerzlichen Theilnahme an den Ereigniſſen und ſeines aus anderen Gründen zu erklärenden Unwillens über dieſelben, wohl bedünken, daß Anfang, Mittel und Ende des Verfaſſungswerkes einander würdig waren.

Denn auch der andere wichtige Gegenstand des vor dem Lande geführten parlementarischen Bürgerprozesses, die Berathung über die, zu Gunsten des Looses der politischen Gefangenen zahlreich eingegangenen Bittschriften vollendete nur, durch die Art wie sie geführt wurde und durch ihren Ausgang, jenes traurige Loos der Verfassung, das, wie wir wissen, in der Gleichgültigkeit des Volkes gegen ihr Dasein und daher in dem Ohnmächtigen und Schattenhaften dieses Daseins bestand.

Ich meine nicht, daß die Kammer die Vertheidigung der Göttinger und Osteroder Tumulte hätte übernehmen sollen; aber sie konnte ihnen verzeihen, ja sie mußte auf ihre Verzeihung dringen, sie durfte nicht zugeben, daß die gesetzgebende Versammlung über dem Burgverliesse Derjenigen zusammenträte, welchen sie, wenn auch als tumultuarischen Bewegern, der allgemeinen Stimme zufolge, ihr verbessertes Dasein verdankte. Von jeder anderen Betrachtung will ich absehen, absehen davon, daß die Göttinger Unruhen nur die brennende geistige Spitze einer allgemeinen Reibung der Köpfe waren, absehen davon, daß die

Strafe des unterdrückten Aufſtandes im Sinn des Bürgerthums ſchon verhängt wurde durch die Art und Weiſe der Schöpfung des Staatsgrundgeſetzes. Nur das will ich hervorheben, daß es ſich um den Anſtand, und zuletzt um die Menſchlichkeit handelte, ſtets in Rückſicht darauf, daß kein grobes criminaliſtiſches Verbrechen, kein Blutvergießen, auch nicht eines Tropfens, kein Eingriff in das Eigenthum u. ſ. w. ſtattgefunden. Es ſchmerzt mich, daß es gerade der Name eines hochverehrten Mannes war, der ſich, aus gerechtem theoretiſchen Abſcheu gegen alle Aufſtände, mit der ganzen Schonungsloſigkeit dieſer Theorie in den Händen der Sieger, verkörperte. Ich begreife viel beſſer die ſcharfgezähnten, Steine zerſägenden Conſequenzen großartiger Kraftmenſchen, die Zerſtörung einer Welt durch den Sichelwagen des Eroberers, als die Lebenshärte des Studirzimmers, das Ueberfahren kleiner Schickſale durch den Familienwagen deutſcher Gelehrſamkeit.

Was mich betrifft, ſo bin ich aus Theorie und Gefühl, wie jeder Gebildete, wenn auch nicht aus ſtubenſitzeriſcher Scheu gegen die That, wie

Manche — gegen alles Tumultuariſche, handgreiflich Rohe und Ungeſetzliche, was man Tumult, und weiter greifend, Aufruhr, Rebellion u. ſ. w. nennt. Ich betrachte jede ungeſetzliche und widergeſetzliche Maſſenbewegung als einen plumpen, den menſchlichen Verſtand und die heutige Staatengeſellſchaft entehrenden Bewegungshebel, welchen auch ſo gerechten Beſchwerden er auch Abhülfe verſchaffen ſoll. Kein Bedürfniß iſt ſo hülflos, kein Staat ſo roh und eiſern mechaniſch, daß man heutigentags, wo ſowohl die geiſtigen Impulſe verſtärkt, als die Leiter derſelben vermehrt ſind, zum Fauſtrechte ſeine Zuflucht zu nehmen braucht. Es wäre in der That zu wünſchen, daß dieſe ächtliberale Anſicht die allgemeine wäre in Deutſchland, und daß die Thatſache, daß Deutſchland nichts vor Revolutionen zu fürchten hat, nicht auf die Tabackspfeife, die Schläfrigkeit und die Geduld der Deutſchen, ſondern auf die Vorausſetzung dieſes Grundſatzes und das Vorhandenſein überwiegender geiſtiger Mittel begründet ſei. Unſere Vorfahren ſtänden dann in dieſer Beziehung ſehr hinter uns zurück. Im Mittelalter, das, nach Savigny, mehr zur

Geſetzgebung berufen war als unſere erleuchtete Zeit; das, nach Grimm, in vielen Stücken weit beſſer war, als wir; in dieſem durch die hiſtoriſche Schule vielbelobten Mittelalter gehörten Aufſtände zu den tagtäglichen Vorkommniſſen — ſoll man (dieſe Frage ſei an Savigny, Grimm und Dahlmann gerichtet) ſagen, weil das Mittelalter beſſer, geſetzgeberiſcher war, oder weil es tapferer war — denn nach Dahlmann zählte das Mittelalter die Tapferkeit zu den chriſtlichen Tugenden, — oder weil es roher und unvollkommener organiſirt war? Jedenfalls aber war es die Eigenthümlichkeit jener Zeit. Die Baugeſellen des gothiſchen Geſetzdomes waren aufſäſſiger Natur, und es ſcheinen dieſe wohlgemuthen, lebensderben Leute, wo ſie nur irgend ſich gedrückt, verletzt, oder in ihren Freiheiten ſich verrannt ſahen, ſich nur gleich, ohne viel Bedenken, mit Spießen und Stangen Luft gemacht zu haben, und zum Aufruhr unter ihre wohlorganiſirte Banner ſo luſtig zuſammen gerannt zu ſein, wie nur heutzutage die friedfertige Nationalgarde zum Exerciren aus dem Thore zieht. Die alte Geſchichte der Hamburger, Lübecker, Braunſchweiger und welcher

Stadt- und Landgemeinde des Mittelalters nicht, iſt durchhallt von Sturmgeläute, wie denn auf der Glocke des neu abgebrochenen Mittelthores von Cleve die Worte zu leſen waren:

Ik heyt de boose gramme Griet,
Als ich slaa, so slaa ik mit verdriet;
Slaa ik an eenen kant
So is er moordt of brant,
Slaa ik an beyde zyden
So wil den Onderdaan tegen den Landsheer stryden.

Dieſe Glocke wurde noch lange Zeit als ein redendes Denkmal des anarchiſchen Mittelalters aufbewahrt und ſoll erſt vor einigen Jahren verſchwunden ſein. Viele von ihren Schweſtern ſitzen noch auf ihren alten Glockenſtühlen, und wenn ſie ſo finſter und mürriſch anſchlagen, ſollte man glauben, daß ſie ihre alte böſe grimmige Natur noch nicht vergeſſen haben und daß ſich ihr altes Erz nach der Zeit von Erz und Eiſen ſehnt, wo ſie in den Fehden und Spaltungen zwiſchen Adel und Städten, Fürſt und Land, Obrigkeit und Unterthan eine ſo bedeutſame Rolle ſpielten. Aber das hellere, friedlichere und geſetzlichere Geſchlecht der Bürger verſteht zum Glück ihre düſteren Klänge nicht mehr, und wo die böſe grimme

Grete, wie in Braunſchweig jüngſt, wieder raſend „an beide Seiten“ anſchlug und den Streit zwiſchen Unterthan und Landsherrn verkündigte, da waren es bekanntlich nur die beiden das Bürgerthum in der heutigen Geſellſchaft an den entgegengeſetzten äußerſten Enden begrenzenden Claſſen, welche die Brandfackel gewunden hatten und welche ſie ſchwangen, während das Bürgerthum ſich mit Abſcheu von dieſem wilden Schauſpiele abwendete.

Was die Debatte über die Göttinger Vorfälle betrifft, Vorfälle, deren Ungeſetzlichkeit als ſolche, ich, wie geſagt, keineswegs zu vertheidigen geſonnen bin, hinſichtlich deren ich aber glaube, daß ſie durch den bloßen Kontraſt mit den Braunſchweigſchen, in ihrem ideellen Urſprunge, in ihrer ehrlichen bürgerlichen Herkunft, in ihrer Anlehnung an das geſetzliche Verlangen des ganzen Landes, in ihrer Befreiung von Pöbelſchmutz und Adelsintriguen, in ihrer, troß der Einmiſchung phantaſtiſcher und ſtudentiſcher Elemente oder eben durch dieſelbe veranlaßten äußeren Haltung, eine ganz andere und mindeſtens billigere Beurtheilung verdienen als jene, ſo zeigte die rückſichtloſe, kaum von der Strenge des Criminalrichters, geſchweige

von einem Deputirten des in nächster Folge dieser Unruhen staatsgrundgesetzlich organisirten Landes zu erwartende Beurtheilung, Verurtheilung und Preisgebung derselben [illegible] das starre Gesetz, dem ganzen Lande, daß die Doktrine, oder die deutsche Stubenweisheit mit ihren kränklichen englischen Sympathien, die Doktrine, die Schöpferin des Staatsgrundgesetzes und die Hauptsäule in der Kammer, nicht mit dem Leben des Volkes aus demselben Stoffe sei, andere und gar starre und todte Augen, andere und gar eisige Pulse, andere und gar verblichene, aschenfarbige Ideen habe, und damals ging ein versteinernder Schrecken durch das ganze Land, als man die Doktrine, den dürren Knochenmann mit der scharfen unerbittlichen Sense seiner Consequenzen in dem allzuungestümen Vorfrühlinge der bürgerlichen Hoffnungen umhermähen, und ihn auch später, in der Livree des Hofes, immer nur auf dem Felde der Freiheit eifrig und zur rechten Zeit, wenn die grünen Halme aus der Debatte hervorschießen wollten, die Sense schwingen sah.

Die furchtbare Anklage, die Dahlmann gegen die politischen Gefangenen vortrug, betraf

ſowohl die Hergänge als die muthmaßlichen Folgen jener Tumulte, falls ſie nicht unterdrückt worden wären. Meinem Gefühl nach iſt der Umſtand, daß in jener Schilderung eine kalt abgemeſſene, zu gleicher Zeit korporalſtöckige und gelehrt-antithetiſche Beredſamkeit an die Stelle des einfachen Berichtes der Thatſachen trat, dasjenige, was ich dem gelehrten Ankläger am wenigſten verzeihen kann. Nur damals und in dem Augenblicke nicht hätte er Kathedermann und Phraſendrechſel ſein ſollen!

Die Anklage wegen des Geſchehenen lautete: „Auflehnung gegen Alles (!), was unter den Menſchen hochgehalten und ehrwürdig iſt (!); Verführung der ſtudirenden Jugend zur Mitſchuld an einem Vergehen, deſſen Bedeutung in dieſem Lebensalter ſchwerer noch erkannt wird; Verſuche, die bewaffnete Macht zu verführen; Bewaffnung gegen die bewaffnete Macht; Entſetzung der geſetzlichen Obrigkeit; Vorenthaltung der Regierungsbefehle; Hintenanſetzung aller beſchworenen Treue.“!!! —

Aber mit welchem Erſtaunen, mit welcher

politiſchen Erbauung mußte das unwiſſende hannoverſche Bürgerthum vernehmen, was die ſchrecklichen Folgen geweſen: „was wäre wohl die Folge des Gelingens geweſen, geſetzt, daß kein auswärtiges Heer die erſte Begeiſterung geſtört hätte? Ganz gewiß eine nagelneue Verfaſſung (!); ganz gewiß die ſchnellſte Hinwegräumung des läſtigen Zweikammerſyſtems (!); die raſcheſte Beſeitigung aller Ariſtokratie (!); die freieſte Vertretung (!), und die Ummodelung aller (!) Geſetze; — mit einem Worte (man wird bemerken, welch' unerlaubten Sprung dies eine Wort machen wird, das nun mit einemmal auf ſeine, in Gedanken zurechtgeſtellte Beute losſpringt) im volleſten Sinn die beliebte Abſchaffung aller Gebräuche (ſobald dieſe Abſchaffung beliebt iſt, iſt der ſonſt ehrwürdige Gebrauch kein Gebrauch mehr, weder Gewohnheits- noch Herzens und Verſtandesſache mehr), und beſonders (beſonders! o Dahlmann!) des gebräuchlichen Gehorſams, der für die Verfaſſung aus neueſter Zeit eben ſo nothwendig iſt, als für die aus dem Mittelalter, (wie wohlfeil, aber auch wie parteiiſch dieſe

Weisheit!) — Dieſe Rede machte viele Augen klar und — dunkel.

Das Auffallendſte aber für jüngſte Zeit möchte die Phraſe ſein, womit ſich der Redner unmittelbar an die Mitglieder der Kammer, an die Vertreter und Praktikanten des Staatsgrundgeſetzes, dieſes glücklicheweiſer aus allen obigen Gefahren und Greueln geretteten und ſiegreich, nach unterdrückter Meute, mit Zweikammerſyſtem und langlebiger Ariſtokratie, fäulnagelalten Geſetzen — mit einem Wort, im volleſten Sinn altengliſch und reſpektive althannoveriſch hervorgegangenen Staatsgrundgeſetzes (ein ſeltſamer Phönix, der ſich nicht zu Aſche verbrennt, um jung zu werden, ſondern ſich mit Aſche beſchmiert, um noch älter auszuſehen als er iſt) wendete, um ihnen die Gefahren deutlich zu machen, welche durch den Sieg jener Empörung für die freien Berathungen und Entſchlüſſe der Kammer, für das ſelbſtändige Leben der Verfaſſung hervorgegangen ſein würden. „Ich frage, rief der Redner — unbewußt damals wie ſeine Worte zur bitterſten Satyre werden ſollten —“ ich frage, wenn dieſer Aufſtand gelungen wäre, würden wir wohl hier berathen,

wie wir heute (!) thun in dieſer Kammer ſo frei gewählt, daß die Regierung durchaus (!) nicht mehr Einfluß hat, als ihr die Gerechtigkeit ihrer Sache, der Werth ihrer Gründe verſchaffen kann? Wir würden beherrſcht von Volksverſammlungen berathen . . . . . „ .Dies die einzige Furcht des Doktrinairs. Gerettet vom Volke ſteht die Kammer in würdevoller unerſchütterlicher Haltung der Regierung gegenüber, ein Geſetz-Achill, unverwundbar bis auf die Ferſe, die das im Staube kriechende Volk berührt, dort unten wo die Diebe und Mörder ſchleichen, eine zügelloſe Menge die Kammer in ſteter Angſt für Perſonen und Eigenthum erhält, wo der losgelaſſene Tiger auf ſeine Beute lauert. Armes hannoverſches Volk, armes ehrliches deutſches Volk! — Solcher bitterlichen Verkennung des Volkes und der durch ſeine Hände empfangenen legislativen Vollmacht, mußte wohl die Nemeſis auf dem Fuße nachfolgen. Was iſt eine zweite Kammer, die ſich dem Ausdrucke der öffentlichen Meinung entzieht? So viel Zuverſicht — ach gedemüthigte — in freier magnetiſcher Schwebe auf der Geſetzesſpitze zu ruhen und, dem Magnetfelſen der königlichen Macht

im Angeſicht, unverrückt nach dem Pole des ewigen Rechts zu zeigen. Ohne Bild. Wäre es denn ſo übel geweſen, wenn am 29. Juni 1837, am Vertagungstage der Kammer, die Stimme des Volkes die Kammer an ihre Pflicht erinnert hätte? — War es denn wirklich ein Glück, oder nicht vielmehr ein Unglück, daß ſich das Volk für die Ständeverſammlungen nicht intereſſiren konnte, daß es von Anfang an in keiner Wahlverwandſchaft mit eurem Machwerke ſtand, daß alle Elemente des Bürgerthums, auf dem Punkte ihrer Organiſation, wieder nach allen vier Winden zerſtreut werden mußten? —

Forderte es, wie Dahlmann ſich vor ſeinem Gewiſſen überzeugt hielt, die irdiſche Juſtiz, die am weiteſten hinaus gewagten Vorpoſten der Bewegung von 1831 wegen ihres geſetzwidrigen Enthuſiasmus als Staatsverbrecher zu behandeln, und dieſe erſten, allerdingſt illegitimen Volkstribunen, Aufrührer und als ſolche Anreger des neuen Verfaſſungswerkes ins Zuchthaus zu ſchicken, ſo muß ich auch hier die höhere göttliche Juſtiz bewundern, welche die menſchliche ſühnt, daß ſie

dieſem neuen auf ſeinen todten Buchſtaben trotzenden Verfaſſungswerke in der Stunde der Gefahr die Begeiſterung entzog, die allein es retten konnte. Daß und warum jener Schritt, den der genannte Mitverfaſſer und Lobredner des Staatsgrundgeſetzes in Verbindung mit Amtsgenoſſen wagte, ſo perſönlich anerkennungswerth auch, dennoch in jeder Beziehung ohnmächtig war und überdies die politiſche Ohnmacht des Syſtems zu Tage legen mußte, iſt wohl nicht minder ein höherer Wink und eine glänzende Rechtfertigung des friſchen vollen begeiſterten Lebens gegen ſaftloſe inhaltleere Rechts- und Gewiſſensſcholaſtik. Bei Gott, ein Mann kann viel, aber es muß ein Mann dazu ſein. Ein Mann proteſtirte wider leichtfertige Entbindung der Gewiſſen durch den Ablaß und ſetzte es durch; aber es war Luther, der Volksmann; und er proteſtirte nicht allein in ſeinem Namen, ſondern im Namen Aller, und er begnügte ſich nicht dem Papſte ſeine Proteſtation zuzuſenden, ſondern ſchlug ſie an, in kühnen Theſen an die Kirchenthüre von Wittenberg. Es iſt meine letzte Pflicht jenen Schritt näher zu beleuchten und ſo aufrichtig meine Ueberzeugung

auszusprechen, wie es von Dahlmann und seinen Genossen geschehen. Vielleicht erwerbe ich mir bei Niemand Dank dafür, selbst nicht von Seiten der Liberalen. Freunde haben mich gewarnt, die öffentlichen Meinung nicht in dem zu stören, was die vorausgesetzte liberale Sympathie mit so vorzüglichen, weit und breit geachteten Männern betrift, die eben durch solchen Ruf, begründet oder nicht, die gute Sache fördern; auch könne man gar nicht wissen, auf wie gutem Annäherungswege Männer sich befänden, die gleichsam mit Gewalt dem Liberalismus in die Arme geworfen worden; wie denn schon Einem derselben das Wort entfallen, „wenn es so hergeht, möchte man tückisch (liberal?) werden!" Laßt mich meinen Gang gehen, erwiderte ich, die Wahrheit ist immer das Beste, und Niemand muß sie mehr wünschen als sie selbst. Namentlich hat Dahlmann die gerechteste Ursache, diesen Wunsch zu hegen.

Dieser Mann verdankt, nach eigenem Geständnisse, der früheren Verkennung des Publikums manche bittere Lebensstunde. In Kiel galt er für liberal; nach Göttingen entrückt und als Abgeordneter der Universität in die gesetzgebende Versamm-

lung verſetzt, bedeckte man ihn mit Vorwürfen der Apoſtaſie; und wer ſteht ihm dafür, daß er ſpäter, nachdem er ſ inen früheren Ruf in unendlich vergrößertem Maaßſtabe wieder erhalten, bei Uebernahme eines ähnlichen öffentlichen Amtes, nicht auf gleiche Weiſe, nur mit vermehrtem Gewicht, mit demſelben ungerechten Vorwurfe belaſtet werden wird?

Es war eine ſchöne Zeit für Dahlmann, als er noch am Geſtade der Oſtſee, in der guten Stadt Kiel lebte und lehrte, und ſein politiſcher Ruf noch hinter ſeinem gelehrten zurückſtand. Er galt, wie geſagt, für liberal, oder vielmehr, noch hatte der Contraſt zwiſchen dem Liberalismus und ſeiner auf hiſtoriſche Legitimität gebauten Staatstheorie ihm die Schneide nicht gezeigt. Die feindlichſten Gegenſätze hielten ihn für den Ihrigen, fabelhaft-altritterliche Wappenthiere und wildmuthige ſtudentiſche Freiheitsroſſe neigten ſich vor ihm; die Bürgerſchaft vertraute ihm ganz. Damals war er mit der Regierung überworfen, weil er das famoſe gute Recht der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft bei dem deutſchen Bundestage verfocht. Er war der Sekretair

dieſer Ritterſchaft. Dieſer Umſtand hätte ein deutlicher Fingerzeig nach der Richtung ſeines politiſchen Glaubens ſein ſollen, war's aber nicht; Niemand nahm Arg daraus. Es fehlte an einem öffentlichen Ereigniß; vermuthlich wäre Lornſens Auftreten ein ſolches für ihn geworden. Dieſer kraftvolle herrliche Friſe, erſt kürzlich in herznagender Selbſtverbannung fern von ſeinem Vaterlande, in Ullrich von Huttens Grablande verſchieden, mußte in Dahlmanns Augen nicht übel den Anſtrich eines Revolutionairs, eines hunc tu Romane caveto haben. Die Ritterſchaft wenigſtens wollte nichts mit ihm und den durch ihn aufgeregten und geleiteten Bewegungen und Schritten zu thun haben, ſie desavouirte ihren Antheil an den bürgerlichen Umtrieben und ſeit der Zeit iſt die Spaltung zwiſchen ihr und dem Volke hervorgetreten. Das Volk will lieber rein königlich ſein, als in die ſtändiſchen Mauslöcher zurückkriechen. Wie die Ritterſchaft, ſo erfuhr auch ihr früherer Sekretair, mit ähnlichen nur entſchiedneren Ereigniſſen im Nachbarlande in Conflikt gerathen, den Wechſel der öffentlichen Meinung; die Herzen erkalteten, und ſtatt einen Irrthum einzuſehen,

der nur auf Selbsttäuschung über den politischen Charakter des stets offenen Mannes beruhete, beging man die schreiende Ungerechtigkeit, ihn des Abfalls von der guten Sache zu bezüchtigen. Dahlmann, ich weiß es, hat nie wissentlich getäuscht; nur sein persönlicher Freimuth und seine Oppositionsstellung zu der dänischen Regierung konnte Veranlassung dazu geben. Er benutzte im Gegentheil in Wort und Schrift jede Gelegenheit, seine innere Ueberzeugung gegen Mißverständnisse des Zeitgeistes zu bewahren, stets gemessen, positiv, vorsichtig, abhaltend in seinen Reden, ja oft geschraubt und kalt durch diese Eigenschaften. So auch im Leben. — Ich sehe ihn noch vor mir, die blasse kränkliche edle Gestalt, die klarbräunlichen aber starrfixirenden Augen, die feinen, kaustisch geschlossenen Lippen, die immer, wenn sie einen Gedanken äußerten, einen anderen zu verschlucken schienen, die ganze hinfällige Steifheit und Trockenheit seines Wesens, worin er mir auf dem hohen Katheder des akademischen Hörsaales, gräberlich gedämpfte, weltgerichtlich schwere monotone Worte sprechend, als die Königsmumie

der Geſchichte vorkam. — Was war es denn, bei ſo gewiſſenhaftem Streben, ſich jedem Verkennen zu entziehen, was ihn dennoch ſo allgemein (mit Ausname der Ritterſchaft und ſeiner gleichgeſinnten Freunde) dem Verkennen ausſetzte? Hat er ſelbſt ſich niemals dieſe Frage aufgeworfen? Die Löſung des Räthſels iſt die: die rechtlich hiſtoriſche Vergangenheit iſt für Norddeutſchland, mit Ausname der rein domokratiſchen Provinzen in dem Grade untergegangen und was davon beſteht theils ſo gleichgültig, theils ſo zeitwidrig, daß man für Wiederbelebung derſelben, auch in moderner Form, nicht das geringſte Intereſſe fühlt, und gar nicht mal in die Begriffe der junggreiſen hiſtoriſchen Schule eingehen kann. Hat man nicht das Glück Friſe oder Dithmarſcher zu ſein, Enkel von den wackeren Leuten, die frühzeitig die Klugheit hatten, ihren Adel aus dem Lande zu entfernen, die Gemeinfreiheit und das Gemeingut niemals einbüßten, in ewig ruhmwürdigen Freiheitskriegen ihre Tapferkeit erprobten, in Volksverſammlungen ſich Geſetze gaben, hat man dies Glück (in anderer Hinſicht für unſere Zeit und das allgemeine Recht vielleicht keines) Friſe, oder Ditmarſcher oder Stedin-

ger zu ſein und ſich bedeutende Stammeserinnerungen noch immer mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit und ſichtbar guter Frucht zurückzurufen, gehört man zum übrigen größern Theil von Holſtein-Schleswig, Hannover u. ſ. w., dem alten Niederſachſen der Leibeigenſchaft oder des kleinlichen Städteweſens an, ſo findet man wenig Erbauung in rückwärts gewendeten Blicken, vergißt lieber die ſauberen Annalen, als daß man ſie lieſet (Herr Profeſſor Michelſen, Dahlmanns Nachfolger in Kiel, wird als Herausgeber unſerer Antiquitäten mir den ſchlechten Abſatz derſelben beſtätigen) wirft noch lieber drei Ellen Staub auf die alten Pergamente und verſchimmelten Rechte und Unrechte der Vorzeit, als daß man nur ein Stäubchen davon abbläſet: Kurz, das norddeutſche Bürgerthum will nicht die Vergangenheit, ſondern die Zukunft, eine vernünftige, auf die edelſten Reſultate der Weltgeſchichte gebaute Verfaſſung, und dieſer Gedanke iſt, mehr oder minder im Einzelnen durchgeführt, mehr oder minder einſichtig, herangebildet, oder noch im Rohen, ſo gewiß der leitende Gedanke in den Maſſengefühlen, als der hiſtoriſche nur die Köpfe des Ariſtokratie und ei-

niger Gelehrten umſpinnt; war ſo gewiß urſprünglich in allen bisherigen Bewegungen, als letztere in die Leitung anderer Hände fielen. Von der Ariſtokratie begreift man's daß ſie rückwärts ſtrebt. Daß aber bürgerliche Gelehrte, aus Grundſatz, denſelben Weg verfolgen, daß nun gar, wegen freimüthiger Oppoſition, Einſichten, Gewiſſenhaftigkeit und Vaterlandsliebe hochgeſchätzte Männer in dieſe Kategorie begriffen ſein und dem aufkeimenden Bürgerthum eben das Verlebte, Gleichgültige oder Feindliche bieten, und, als wär es Gegenſtand ſeiner Wünſche und Bedürfniſſe in die Verfaſſungstheorie aufnehmen ſollten, das geht der Mehrheit kaum in den Kopf, auch wenn ſie die Beſtätigung aus dem eigenem Munde jener Männer hörte. Und dies iſt des Räthſels Deutung.

Komme ich zum Schluſſe auf die hannoverſche Angelegenheit und den Schritt der Sieben zurück.

Nach der definitiven Aufhebung des Grundgeſetzes und der Auflöſung der Kammer war dieſe das erſte und natürliche Organ, den Widerſpruch des Landes kund zu geben und den König

an das sine qua non der Wechſelſeitigkeit zwiſchen Beſtätigung des Grundgeſetzes und Landeshuldigung zu erinnern. Allein die Wachtoffiziere der Verfaſſung, ausgerüſtet mit dem diamantenen Schilde der Proteſtation, wohinter alle Eide und Gewiſſen ſicher geweſen, verſäumten bekanntlich ihre Pflicht. Sie ſchwiegen und trennten ſich. War dieſes Schweigen eine ſtumme Aufforderung an das Land? Erwarteten ſie, daß die große negative That, die Huldigungsweigerung, an die Stelle ihrer unterdrückten Erklärung rücken würde? Denn ohne Zweifel ruhete nun die Grundſäule der Verfaſſung unmittelbar auf dem Gewiſſen der Beamten. Nicht daß es ihre Pflicht geweſen wäre, zu proteſtiren, ſondern die, ruhig ihres Eides zu warten. Männern, die in gegebene politiſche Eide die ganze Jungfräulichkeit ihrer Seele legen, darf ich wohl nicht ſagen, daß es für das Gewiſſen nur einen einzigen Ausweg gab, wo es unverletzt zu bewahren war; ſie fühlten auch ſicher, daß dieſer Ausweg nicht in dem kaſuiſtiſchen Dornenpfade inmitten Ja und Nein hindurch ſich winden konnte. Die hannoverſchen Beamten huldigten ohne Ausnahme. Die Verfaſſung löſete ſich in

ihrem Grundartikel, in ihrer Lebensbedingung von ihrem Gewiſſen ab.

Inzwiſchen war die ſogenannte Proteſtation der Sieben an das Univerſitäts-Curatorium abgegangen. Es war keine Proteſtation, wie auch Dahlmann ſehr richtig bemerkte, ſondern eine Art Gewiſſensbeichte, daß man ſich des Eides auf die Verfaſſung nicht für entbunden halten könne: „Die Unterzeichneten können ſich bei aller ſchuldigen Ehrfurcht vor dem königlichen Wort in ihrem Gewiſſen nicht davon überzeugen, daß das Staatsgrundgeſetz um deßhalb rechtswidrig erſcheint, weil u. ſ. w.“ Eine ſolche Beichte lag keineswegs in den Eidespflichten der Beamten, aber ſie konnte immerhin, ohne in ihr Unterlaſſen irgend ein Präjudiz zu ſetzen, oder ihre Ablegung mit thatſächlicher Gewiſſenswahrung zu verwechſeln, dem Gewiſſen eine vorläufige Erleichterung gewähren und die Regierung mit dem bekannt machen, was man für eine unangenehme Nothwendigkeit hielt. Lag aber dieſes Hauptmoment in ſeiner ganzen ungehäckelten Entſchiedenheit im Sinne der Septemvirn?

Mit Bedauern muß ich dies, mindeſtens für

Dahlmann, verneinen. „Eine ernſtliche Erwägung des §. 13 unſeres Staatsgrundgeſetzes, — bekennt er — hatte mich ſchon ſeit ein Paar Wochen beſtimmt, folgende Erklärung zu entwerfen, die ich beabſichtigte, wenn die Zeit käme, unter den Revers zu ſchreiben: Erklärung: mit dem Ableben des höchſtſeligen Königs Wilhelm IV. iſt das Königthum mit allen ſeinen Rechten an Se. Majeſtät den jetzt regierenden König als angeſtammten Fürſten übergegangen und der Unterzeichnete hat ſich bekannt und bekennt ſich zu allen daraus fließenden Pflichten des Gehorſams und der Unterthanentreue ohne Ausnahme und ohne irgend einen Vorbehalt (!). Dieſes Band des Gehorſams beſteht ſchon vor der Huldigung und die Förmlichkeit der Huldigung vermehrt die Summe der Unterthanenpflichten nicht. Weil (!) nun der §. 13 des Staatsgrundgeſetzes ausdrücklich (!) vorſchreibt, daß dem Akt der förmlichen Huldigung die königliche Verſicherung der unverbrüchlichen Feſthaltung der Landesverfaſſung vorangehen ſoll, ſo verbietet dem Unterzeichneten ſeine eidliche Verpflichtung auf das Staatsgrundgeſetz ein Mehreres in dieſem Reverſe abzuleiſten, als

der genannte Paragraph zuläßt." — Dieſes heißt nur, ich huldige in dieſer Erklärung dem Könige Ernſt Auguſt weſentlich wie jeder Andere, (mehr als unvorbehältlichen Gehorſam und Unterthanentreue kann man nicht geloben und mehr verlangt auch der Revers nicht) allein nach dem dreizehnten Paragraphen des Staatsgrundgeſetzes (im Patente, welches in Urſchrift unter des Königs Hand und Siegel demnächſt im ſtändiſchen Archive niederzulegen iſt, verſichert der König bei ſeinem königlichen Worte die unverbrüchliche Feſthaltung der Landesverfaſſung) darf ich als gewiſſenhafter Mann eigentlich nicht huldigen und ich huldige daher nicht — auf die vorgeſchriebene Art förmlich — ſondern auf meine Art wirklich. —

Ich weiß nicht, ob ich damit den Sinn der Erklärung richtig verſtanden habe, ich will mir im Verſtändniſſe ſolcher Gewiſſensreſtrictionen nicht zu viel zutrauen, ich habe überhaupt keinen Sinn dafür. Aber ſo viel weiß ich, daß ich die hannoverſchen Beamten bedauern muß, wenn die faktiſche Rettung ihrer Gewiſſen von derartigen

Kunst- und Cabinetstücken der Gewissensstilistik abhing.

Zum Schlusse. Es ist nun immer nicht gesagt, daß die neuesten negativen und positiven Schritte und nachträglichen Bemühungen zur Rettung des Staatsgrundgesetzes erfolglos sein sollten. Verletztes Recht, ob beliebt, oder gleichgültig dem Inhalte nach, wurmt je länger je mehr in den Gemüthern nach. Und dann fehlt es nicht an äußeren Anregungen. Die Presse, namentlich die durch Dahlmann herausgegebenen Schriften, vor allem die Thätigkeit der ehemaligen Deputirten, die nachholen zu wollen scheinen, was sie im rechten Augenblick versäumten, üben entschiedenen Einfluß auf die allgemeine Stimmung und die Beschlüsse dieser und jener Wahlcorporationen. Man erwartet nun die Entscheidung der hohen Bundesversammlung, die stets, wie es scheint, in den unangenehmen Fall supplicirt wird, todtgeborene oder abgestorbene Institute für rechtskräftig zu erklären, also, mit Anwendung auf das Staatsgrundgesetz von Hannover, zu erkennen, daß eine moralisch todte Verfassungsmaschine, welche durch den Druck einer einzigen Fe-

der in Gang gebracht und wieder gehemmt wurde, ein unantaſtbares Rechtsleben darſtellt. Erfolgt dieſes Erkenntniß wirklich, ſo hat Hannover ſeine Maſchine wieder, und es bliebe dann nichts übrig zu wünſchen, als eben, daß ſie ſich durch conſtitutionellen Geiſt oder überall durch Geiſt beſeelen ließe.

Sie wünſchen wohl, die legislativen Anglomanen, daß ſich, wo möglich, öffentlicher Geiſt an ihren hiſtoriſchen Verfaſſungsmachwerken entwickele, aber die Entwickelung von innen heraus, die ſich ſelber Formen ſchafft und nicht andere und mehrere, als ſie bedarf, dieſe iſt ihnen, vermöge ihrer vornehmen und überſtudirten Gelehrtennatur, wie alles Friſche und Geniale in der Menſchheit, ein Gegenſtand der Furcht und der Verachtung. Der Jahrhunderte Staub iſt ihnen nicht etwa die Gartenerde, aus der jede Blume der Menſchheit emporblühen ſoll — dieſe ächt hiſtoriſche Anſicht und goldene Lebensregel kennen ſie nicht — ſondern aus geſenkten alternden Blumenhäuptern wollen ſie, wider die Natur, junge Blumen und junge Götter erzielen, und auf ſolche indiſch-chineſiſche Weiſe verſtehen ſie, die Götzen-

diener der Geſchichte, das große Lebensgeheimniß, das jedes Kinderauge durchſchaut und jeder Liebende und Schaffende, jeder Chriſt und jeder Künſtler im Buſen trägt. Das iſt ein altes Wehe — ſie ſind ſo klug und begreifen es nicht, ſie ſind ſo gelehrt und wiſſen es nicht — ahnen es nicht, weil ſie nicht lieben und ſchaffen können. Es ſind altkluge Kinder mit grauem Moos in den Haaren; die Welt würde ausſterben, wenn ihre Herrſchaft — denn ſie wollen herrſchen — beginnt, und ihre Herrſchaft wird beginnen, wenn einmal der Frühling aufhört, die Gletſcherſpitzen ſich in die Thäler ſenken und der letzte Menſch wie die letzte Nachtigal, ſich verwandelt in einen Eisvogel, der traurig pfeifend über die erſtorbenen Schneegefilde der Mutter Erde hinflattert.

Die Kunst und ihre Ausstellung.

Die Wiedererzeugung der Kunſt in unſeren Tagen hing mit einer erneueten Richtung auf jene chriſt-katholiſchen Ideenkreiſe zuſammen, welchen die frühere Kunſt ihre genialſten und tiefſinnigſten Schöpfungen verdankte. Abſtrahirt von dem veralteten hiſtoriſchen Inhalt, muß man bekennen, daß die Wiedererwecker der Kunſt das Höchſte der Kunſt vor Augen hatten. Seitdem iſt die Kunſt in ein neues allgemeines Verhältniß zur Zeit getreten — ſie ſchickt ſich an, ein Element und ein Ausdruck der öffentlichen Bildung zu werden. Glücklich wenn die Kunſt in dieſem Wechſelverhältniſſe ſich ſtets ihrer Würde erinnerte. Zunächſt wird ſie nicht umhin können, an dem induſtriellen Leben der Zeit Theil zu nehmen. Hier hat ſie gegen eine Betrachtungsweiſe zu kämpfen, welcher beinahe alles in dieſer Zeit unterliegt. Man betrachtet nämlich die Kunſt,

indem man hauptſächlich ihre techniſche Seite und das Betriebskapital ihrer Talente in's Auge faßt, als eine Art Induſtrie, etwas feiner aber aus demſelben Guſſe, wie jede andere. In der That ſcheint die Ausübung ſich dieſem Begriffe unterzuordnen, und man kann, allen bisherigen Erfahrungen zufolge, mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Zahl der Kunſtwerke im Verhältniſſe der Nachfrage ſteigen und fallen werde, wie in jedem anderen Zweige des menſchlichen Kunſtfleißes, oder wie alles, was durch bloßes Talent ſich leiſten läßt, in dieſer auf's Höchſte ausgebildeten und mit Praktiken aller Art bereicherten Zeit, nicht vergebens herausgefordert wird. Auf dieſem Standpunkte wird die Kunſt den rationellen Begriffen der Zeit anheimfallen; ſie wird den Geſchmack der Nachahmung und Miſchung aller Stile als ein neues Prinzip ausbilden, ſie wird, unbekümmert um die Originalität der Form, praktiſch, bequem, ſolid, elegant ſein, ſie wird, gleich allen übrigen Produkten des modernen Kunſtfleißes, jenem höchſten Ausdrucke des Zeitgeſchmackes huldigen, welcher ſich in dem zauberiſchen Modeworte, dem finished

ausſpricht. Allein wir wollen nicht hoffen, daß die Kunſt ſich ganz nnd gar in dieſe äußere Phyſiognomie der Zeit verliert. Das Genie wird ihr die Beziehungen auf die innere Seite des Lebens, auf die religiöſen nnd dichteriſchen Keime der Gegenwart offen erhalten, das Genie wird ihr den Kranz bewahren, der auf Raphael's Stirne blüht. Tragen wir dazu bei, dieſen alten Begriff von der Würde und Heiligkeit der Kunſt wach zu erhalten, und denſelben, ſei es durch Spott oder durch Ernſt gegen das Moderne zu vertreten. Denn nicht allein der Künſtler, jeder von uns hat ſeinen Theil an der Verwirklichung der Kunſt. Das Genie der Kunſt iſt vom Genie der Menſchheit nicht unterſchieden. Wer ſeinen Ideen eine erhabene Richtung auf die Menſchheit gibt, wer an ideelleren Zuſtänden der Geſellſchaft, als die Gegenwart bietet, noch nicht verzweifelt, wer noch an eine eigenthümliche poſitive Entfaltung des Göttlichen in der Geſchichte glaubt, der fördert die Kunſt und iſt Künſtler im höheren Sinn als das bloße ausübende Talent, das ſich vor den Anmuthungen der Zeit nicht retten kann

und gleicherweiſe außer Stande iſt, den ewigen Inhalt der Kunſt geltend zu machen.

Was mich betrifft, ſo glaube ich meine hohe Achtung vor der bildenden Kunſt durch nichts mehr verdeutlichen zu können, als indem ich meine Anſicht über ihr Verhältniß zur Dichtkunſt und beider zur höchſten Kunſt des Lebens hier mit wenigen Worten auf das Frontiſpiz dieſer Blätter ſchreibe.

Niemand hat die Würde der Kunſt höher geſtellt als Plato, der die Dichter aus ſeiner idealen Republik, dieſem Gedichte eines Künſtlers verbannte. Wir in unſerer Zeit begreifen kaum die ſeltſame Feindſchaft des alten ſchönheitſinnigen Philoſophen gegen die Dichtkunſt, und ich habe von gelehrten Aeſthetikern die dümmſten Erklärungen darüber gehört. Wir verrathen hierin einen Mangel an Tiefe, der uns ſo oft gegen das Alterthum beſchämt, wo wir uns eines beſonders feinen Geſchmacks und logiſcher Subtilitäten berühmen. Wir vergleichen auf das Scharfſinnigſte bildende und dichtende Kunſt mit einander und ſtecken jeder ihre Grenze ab; aber die Gültigkeit dieſer Begriffe auf dem Probir-

ſteine einer höheren Wahrheit zu prüfen, dafür haben wir keinen Sinn. Wir ſagen dem Dichter, vermeide in der Darſtellung alles, was ausſchließlich dem Maler und Bildner gehört, dein Feld iſt das Succeſſive, des Bildners Feld das Simultane. Aber warum der Fehler der ſchlechteſten Dichter, maleriſch ſein zu wollen, mit der Schönheit der größten, plaſtiſch zu ſein, zuſammenfällt, warum die Dichtkunſt einen ewigen Reiz offenbart, in die bildende Kunſt überzugehen, davon geben wir uns keine Rechenſchaft. Es fehlt uns an großen und wahren Beziehungen und in jeder Hinſicht an Ideal.

Wenn auch nur mit ſchwacher Phantaſie für eine ideale Ordnung der Dinge begabt, müßte man eingeſtehen, daß die Dichtkunſt in dem Grade von der Lebekunſt abſorbirt werden würde, als in letzterer die Seele des Dichters, der Geiſt der Poeſie zur Erſcheinung käme, ſo daß es nicht einmal eines beſonderen Geſetzes zur Ausſchließung der Dichter bedürfte. Der Dichter iſt eine Anomalie in dem geſellſchaftlichen Organismus, gleichſam eine Entzündung, welche das geiſtige Blut auf eine Stelle hindrängt und welche ver-

ſchwindet, wenn der Umlauf in allen Theilen wieder hergeſtellt iſt. Wenn wir in Geiſt, Leben, Thätigkeit verſenkt ſind, bricht aller Orten die Flamme der Poeſie hervor, jede Bewegung iſt Geſang, jedes Wort ein Gedicht. In dieſem lebendigen Strom wird nicht einmal der Gedanke an eine beſondere Kunſt des Dichters auftauchen. Die Dichtkunſt entſpringt mit den Gegenſätzen, welche das allgemeine Lebensgefühl beeinträchtigen, mit dem Gegenſatze des Sittlichen und Sinnlichen, des Erhabenen und Gemeinen, des Diſſeit und Jenſeit, der Gegenwart und Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft. So iſt manches poetiſch, das heißt für den Dichter da, weil es nicht iſt oder nicht mehr iſt. Die prophetiſche Poeſie der Iſraeliten klang um ſo erhabener, je verödeter und einſamer Zion dalag. Die Dichtkunſt greift in alle Fernen, und wird genährt durch Leidenſchaften, Irrthümer, Schwächen, Sünden, Spaltungen der Gegenwart. Dagegen iſt die bildende Kunſt der unmittelbare Ausdruck alles Erhabenen und Schönen, was in der Gegenwart lebendig iſt, und wovon die Dichter nur in Träumen ſprechen. Die Dichtkunſt

iſt Erinnerung und Sehnſucht, Traum, Schein und Lüge. Die bildende Kunſt gehört dem befriedigten und erfüllten Daſein an. Dem Dichter iſt das Häßliche und Gemeine Relief für das Schöne. Für den Künſtler giebt es nichts Häßliches und Gemeines, er iſt nur des Schönen voll. Alle Dichkunſt iſt romantiſch, alle Bildkunſt klaſſiſch, in dem Sinn, daß für den Dichter die bunteſte Welt, für den Künſtler die ſchönſte Welt die zuſagendſte iſt. Jedoch werden große Dichter ſtets bedauern, daß das Geſchick ihnen nicht erlaubte, große Künſtler zu ſein. Sie geben, wie Shakeſpeare und Göthe, nichts auf ihren dichteriſchen Ruhm und würden mit Freuden dieſe irrende, weltbefleckte, von den Mißlauten des irdiſchen Daſeins ſchrillende Feder hinwerfen, wenn ſie mit Pinſel und Meißel die ewigen Harmonien des Schönen und Guten, die freudigen Symbole lebendiger Schönheit darzuſtellen vermöchten. In ihren höchſten Momenten iſt die Dichkunſt unſerer Zeit eine Klage, daß es keine Helden und Götter mehr gibt, oder eine Sehnſucht, daß ſich die Welt aufs neue zu einem anderen Helden- und Götterthume aufrichten möge. Wie Novalis

bald den hingeſchwundenen Glauben an Chriſtus, ſeine Mutter und die Heiligen betrauert, bald die berauſchende Hoffnung äußert, daß ein neuer Glaube an die Allfähigkeit alles Irdiſchen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu ſein, das Herz der Menſchheit erfüllen und begeiſtern werde. Prophetiſche Dichter werden ſtets in ſchlechten und zerrütteten Zeiten die Gemüther für das Heilige warm halten: ja, wenn es möglich iſt, daß in ſolchen Zeiten ein Strahl aus dem bedeckten Himmel der Kunſt zu dringen vermag, ſo verdanken wir ihn nur der Einigung zwiſchen Dichter und Künſtler, wovon die Geſchichte der Kunſt ſo ſchöne Beiſpiele aufzuzählen hat. Die Dichtkunſt entwirft oft die Geſtalten, welche die Bildkunſt ausführt. Aber die Dichtkunſt iſt unruhig und veränderlich; was ſie mit der einen Hand baut, reißt ſie mit der anderen nieder. Zum Frieden gelangt ſie nur in der Seele des Künſtlers, der ſich in die Enge eines ſchaffenden Gedankens zurückzieht.

* * *

Die Sitte der Kunstausstellungen stammt aus Frankreich, noch aus dem Frankreich der älteren Bourbone.

Die erste namhafte Kunstausstellung wurde unter der Regierung Ludwigs XIV. im Jahre 1699 zu Paris gehalten. Der Hofintendant Mansard, welcher dieserhalb einen Antrag an den König machte, nennt jedoch die Kunstausstellung eine ancienne coutume am Hofe. Ludwig XIV. sah nur zwei Ausstellungen. Im Ganzen sind von 1699 bis 1836, also in hundert sieben und dreißig Jahren neun und funfzig Kunstausstellungen in Paris gehalten, welche, um dies beiläufig zu bemerken, über vierzig tausend artistische Sachen lieferten.

Riecht diese Abkunft nicht etwas nach der Geschmacklosigkeit jener Zeiten? Wir kennen ja das glänzende Elend, worin Kunst und Poesie in dem Frankreich des ancien regime schmachteten. Die Kunst athmete bis auf die Tage der französischen Revolution die Hofluft von Versailles; ihre Schicksale hingen, gleich den Schicksalen von Frankreich, von den Majestätsparaden, von den Intriguen der Weiber, von der Eitelkeit

der Marschälle, von den Verschwendungen des hohen Adels, von den Neuigkeitsbedürfnissen des Pariser Publikums, endlich von den Conventionen und Launen eines höfisch nationalen Geschmackes ohne Natur, Würde und Unschuld ab.

Obgleich dieser Aufsatz sich hauptsächlich nur auf die Kunstausstellungen in Deutschland beziehen soll, so kann ich doch nicht umhin, bei Erwähnung der französischen, auf einen merkwürdigen Umstand in der vorrevolutionairen Geschichte derselben aufmerksam zu machen. Es ist bekannt, daß die französische Kunst ihre Tändeleien und Geschmacklosigkeiten bis zum Ausbruche der Revolution, ganz ungestört und ohne sichtbare Vorzeichen einen nahenden Umschwunges in der ästhetischen Richtung der Zeitgenossen, fortsetzte, und daß selbst David, das Haupt der neuen Schule, erst nach der Bestürmung der Bastille wider den falschen Geschmack stürmte und durch seinen Brutus, seinen Schwur im Ballhause, seine Sabinerinnen und andere Schöpfungen einer revolutionairen Kunst eine neue Epoche herbeiführte. Die Literatur hingegen war schon lange ein Wetterzeichen jenes socialen Umschwun-

ges geweſen, wie ſie denn überhaupt empfindlicher und flüſſiger iſt und mit dem Leben in unmittelbarerer Berührung ſteht. Rouſſeau, Diderot, Beaumarchais waren die Vorläufer der Revolution, aber zugleich nur die Organe von Stimmungen, die in der Bourgoiſie, in der Maſſe der Nation auftauchten. Einſeitig würde man dieſe Stimmungen nur auf die politiſchen Fragen der Geſellſchaft beziehen; auch die Poeſie, auch die Kunſt hatten ihren Antheil daran.

Als Diderot den Pariſer Salon von 1765 beſchrieb, und bei dieſer Gelegenheit Anſichten über die Kunſt entfaltete, die bei weitem über den damaligen künſtleriſchen Horizont hinausflogen, gehörte ihm freilich in dieſen Mittheilungen alles perſönlich an, was nach Salz, Dialektik des Herzens und kauſtiſcher Laune ſchmeckte, aber jene allgemeinen Ahnungen von Natur und Wahrheit, jene Seufzer nach einer Schönheit, die er nicht oder nur entſtellt und beſchönpflaſtert in den Werken der Ausſtellung fand, ſie entwanden ſich nicht allein der Bruſt des Encyklopädiſten, ſondern dem Buſen von Frankreich, das zum dunkeln Bewußtſein ſeiner Unnatur und ſeiner Fad-

heiten erwachte. Man laſſe ſich an Diderots Hand in den Pariſer Salon von 1765 führen, man denke ſich die Wände mit Bouchers und ſeiner Geiſtesgenoſſen wollüſtigen Marionetten behängt, alles den Roben, Spitzen und Schnürleibern, den anſtößigen Sitten und dem gezierten Ungeſchmacke des franzöſiſchen Hoflebens auf ein Haar entſprechend, alles parfümirt, wie die Prinzen, die Miniſter, die Courtiſanen, die Marquiſinnen, die unter dieſen Bildern wandeln — und bloß dieſen Diderot, unſeren Führer, natürlich, edel, voll Unwillen über die ſchaalen Gaukeleien, voll Anerkennung für das Tüchtige, wie die Leiſtungen des Leſueur, Vanloo u. ſ. w., voll treffender Bemerkungen über die Grundelemente der künſtleriſchen Darſtellung, voll Inſtinkt für die neue Zeit! ſollten wir glauben, daß es nur ein einzelner Mann iſt, der hier fühlt, ahnt und dichtet, oder nicht vielmehr der Geiſt eines Volkes, der ſeiner Zukunft prophetiſch inne wird und ſich des Leichtſinns und der Willkühr ſeiner Traumexiſtenz zu ſchämen anfängt? Beſehet euch dieſes Buch von Diderot. Es iſt eine Merkwürdigkeit in der Kunſtgeſchichte, ein geiſtiges Phänomen,

welches den Salon von 1765 vor allen übrigen auszeichnet, dieſen begleitend, aber nicht durch ihn bewirkt.

Die Chronik der deutſchen Kunſtausſtellungen iſt noch jung. Doch fanden ſchon im Anfange des Jahrhunderts hin und wieder in großen Städten unregelmäßige Schauſtellungen von Gemälden Statt.

Bedeutſamer als alle dieſe war die erſte Münchener Kunſtausſtellung im Jahre 1822, welche mit der Stiftung des Münchener Kunſtvereins, des erſten in Deutſchland, zuſammenhing. Hier erſchien die Kunſtausſtellung in Verbindung mit dem friſchen Wirken einer neuen deutſchen Schule, der romantiſchen, wenn man dieſes Wort von der Literatur auf die Kunſt, von Schlegel, Novalis, Tiek auf Cornelius und Overbek übertragen darf — wozu man, denke ich, nicht übel berechtigt iſt. Die Ausſtellung des Münchener Vereins iſt permanent und ergänzt ſich wöchentlich durch neue Bilder.*)

Nach dem Vorgange des Münchener Kunſt-

*) Im Jahre 1836 zählte der Münchener Kunſtverein 1600 Mitglieder und hatte 20,000 fl. zur Diſpoſition.

vereins konstituirten sich in rascher Aufeinanderfolge Kunstvereine durch ganz Deutschland. Ihre Chronik mag ein Anderer zusammenstellen, es liegt außer meinem Zweck. Wenn es noch eine Stadt über zehntausend Einwohner gibt, die ohne Kunstverein und Kunstausstellung geblieben, so sollte es mich Wunder nehmen. Besondere Auszeichnung verdient der Düsseldorfer Kunstverein, der ebenfalls, wie der Münchener, durch ein örtlich lebendiges Kunsttreiben, unterstützt und gehoben wird. Die Sitte der Kunstausstellungen gewinnt aber nicht blos immer mehr Raum und Ausbreitung, sondern scheint auch von Jahr zu Jahr tiefer einzuwurzeln und sich festzusetzen.

Fragen wir nun zunächst nach der faktischen Bedeutung der Kunstausstellungen in unserer Zeit, so ergiebt sich eine vielfache Antwort. Man bedenke aber, daß das eigentliche Faktum, im juristischen Sinn, nicht über den Begriff hinausgeht, der am nächsten liegt, Schau und Verkauf von Gemälden und anderen Kunstsachen. Spreche ich jenes Vieldeutigere in folgenden kurzen Thesen aus.

Die Kunstausstellungen sind öffentliche Gär-

ten der Kunſt, in welchen Jedermann luſtwandeln und botaniſiren kann. Alſo Inſtitute, ganz im Sinn der neuen Zeit.

Die Kunſtausſtellungen ſind Bildungsſchulen für den Geſchmack des Publikums. Gleichſam Ueberſchwemmungen mit Gemälden und anderen Kunſtſachen, zur Fruchtbarmachung des dürren Geſchmacks und zur Verbeſſerung der äſthetiſchen Urtheile im Publikum.

Die Kunſtausſtellungen ſind Märkte, Jahrmärkte der Kunſt, welche allen neuen Produktionen raſchen und preiswürdigen Abſatz gewähren. Man erinnere ſich, daß ehemals die Künſtler in der Abhängigkeit von Kunſtwucherern ſchmachteten, welche ihre Talente ausbeuteten und ſich auf ihre Unkoſten bereicherten. Gegenwärtig können ſich die Künſtler unmittelbar an das große Publikum wenden.

Die Kunſtausſtellungen befördern den Wetteifer unter den Künſtlern; es ſind Wettrennen mit Pinſel und Meißel — öffentliche Kunſtſchauen mit Prämien zur Veredlung und mancherlei Anſpornungen zum Wetteifer.

Die Kunſtausſtellungen ſind endlich oder ſoll-

ten sein, ein eigenthümliches Mittel zwischen Kirche und weltlichem Vergnügungsorte, eine Art von Heiligthum, wo wir die Stimme dämpfen und eine gemeinschaftliche höhere Weihe, die Nähe der Muse empfinden. Gemeinschaftliche Weihe! Wie viel wäre dieses allein, wären die Kunstausstellungen auch nur dieses!

Aber sind sie es und können sie es sein? Das ist die Frage, welche über ihren höheren Werth entscheidet. Was hilft es zu verlangen, sie sollten es sein, wenn Keiner, der in ihre Hallen tritt, auch bestgestimmt, von diesem Gefühl ergriffen wird. Ich werde mich sogleich darüber aussprechen.

Denn nun, nachdem ich Lichtseiten der Kunstausstellungen dargeboten, die Jedermann leicht in die Augen springen, ist es meine Pflicht, auch der starken Schattenpartien zu erwähnen, welche auf der Kehrseite lagern.

Und da beginne ich zuerst mit jenem angedeuteten Zweifel. Wirkt der Salon ein Gefühl der Einigung und der Harmonie, eine von den höheren Stimmungen, welche von der Natur und Schönheit ausfließen, und welche, von den

Schöpfungen der Kunst zu reden, einst die Griechen im Anblicke ihrer öffentlichen Kunstwerke empfanden?

Schwerlich! Die Kunstausstellung ist kein Tempel, sondern ein Magazin. Die Kunst erscheint hier abgetrennt von den Beziehungen, durch welche sie sich in Tempeln und auf Märkten als heiligend und weihend ankündigt. Die Kunst tritt hier an sich und für sich hervor, und zwar in einer Mannigfaltigkeit von Anschauungen, die nur blendet und zerstreut. Und wenn man auch in Folge häufigen Besuches sich dieser Zerstreuung erwehrt, so erwehrt man sich doch nicht einer heimlichen Verstimmung und des Gefühles, daß dieses Alles, wie schön es auch ist, erst seinen rechten Ort suchen muß, um wahrhaft als schön empfunden zu werden.

Dennoch sollte man immer bemüht sein, sich den Begriff der Kunstausstellungen nach dieser Seite hin zu veredlen. Künstler ohnehin sehen aus anderen Augen, ihre Andacht ist das Studium eines Bildes. Wir Anderen mögen aber ob unserer Sehnsucht nach den Altären der Schönheit nicht die Opfer vernachlässigen, welche ihr

die Kunst, auch ohne Altar, zu bringen strebt. Von dieser Seite der Kunstausstellunge kann ich also sagen, daß sie nur deswegen einen Schatten zeigt, weil sie mit dem vollen Lichte glücklicherer Lebenszustände verglichen wurde.

Eine andere Einwendung gegen die Kunstausstellungen berührt die Lebensbedingung des künstlerischen Schaffens, den Stolz, die Freiheit und die Ruhe der Künstler.

Er ist wahr, die Künstler verkaufen nun leichter; aber arbeiten sie nun nicht auch häufiger auf den Verkauf? Das ist schlimm und doch nicht zu verkennen. Dieses ewige Drängen, dieses Aufrufen, dieses Klimpern mit Gold, es verjagt die Stille in ihrer Seele, das einsame Lauschen, das zeitvergessene Ringen und Schaffen, das stille und demüthige Erwarten nach höherer Erleuchtung. Die Künstler nehmen den Kalender zur Hand — den sechsundzwanzigsten muß dein Werk fertig sein! So werden sie rasch arbeitende Unterhaltungsmaler, und wie unsere Literatur zur bloßen Unterhaltungsschriftstellerei herabsank, so wird es auch die Kunst. Reichthum und Schaulust klopfen an ihre Thüre; hundert

Anforderungen dringen in ihr Atelier; das ganze Publikum ſieht ihnen, während ſie malen, über die Schulter; ſie erhitzen ſich und malen, was ihnen am leichteſten von der Hand geht, was ſich für die Kürze der darauf verwendeten Zeit verhältnißmäßig gut bezahlt macht.

Ja ja! Die Kunſt geht nun einmal nach Brod!

Wer ſagt dies? Es muß ein Philiſter ſein, deſſen Seele nichts von Raphael und Albrecht Dürer ahnt.

Nein, die Kunſt geht nicht nach Brod, ſie ſoll nicht nach Brod gehen. Die Kunſt iſt kein Bettelmönch, der mit dem Sack im Lande umherſtreift. Die Kunſt iſt ein Heiliger auf einſamen Felſen, ein Eremit, welchem das andächtige Volk Brod und Früchte bringt, und welchen es um ſeinen Segen bittet. So iſt die Kunſt, ſo iſt die Poeſie.

Wer die Kunſt und die Poeſie nicht auf dieſer einſamen Höhe, wer ſie mitten im Geräuſche des Marktes, gehetzt von den Anforderungen des Tages ſucht, dem begegnet vielleicht ein ſchönes leichtausübendes Talent, aber nicht der Ge-

nius, dem die Wacht über das himmliſche Feuer anvertrauet. Niemand hat dieſes tiefer erfunden und ſchöner ausgeſprochen, als Diderot. Trauet mir, ruft er, den Leuten nicht, die von Geiſt überſprudeln, und allenthalben welchen anbringen: ſie haben den Dämon nicht. Finke, Lerche, Hänfling, Zeiſig zwitſchern und ſchwätzeln ſo lange der Tag dauert; nach Sonnenuntergang aber ſtecken ſie den Kopf unter die Flügel und in Schlaf ſind ſie. Dann aber ergreift das Genie ſeine Lampe und zündet ſie an; dann beginnt der einſame, wilde, nicht zahmzumachende Vogel, mit braunem und traurigem Gefieder, ſeinen Geſang, läßt den Hain wiederhallen und unterbricht, reich an Melodien, die Stille und Dunkelheit der Nacht.

Dieſe ſelige Ruhe, dieſe keuſche Stille, dieſe ſtolze Unabhängigkeit und Seeleneinſamkeit der Künſtler und Dichter, wie ſehr iſt ſie gefährdet in unſeren Tagen, und wie frühe ſchon ſtürmt das unheilige Geräuſch auf ſie ein! Alles ſtellt ſich aus und läßt ſich ausſtellen; alles überliefert ſich der Geſchwätzigkeit der Journale, der Schauluſt des Haufens, den Hetzungen des Ehrgeizes,

der Macht und des Goldes. Es iſt eine Zeit der Proſtitution. Verrathen wird das Morgenroth an den Mittagsſtrahl, die Blüthe an die Frucht, die Jugend an das Alter. Ein Seufzer nachtet in unſerer Aller Buſen, der ſolchen Verrath im Himmel klagt und beichtet. Der Dichter ſeufzt und ich verſtehe ihn. Der Künſtler ſeufzt und ich verſtehe ihn. Unglücklicher! wo iſt dein Morgen und deine Jugend? Wo iſt der Thau auf deinen Roſen, der Nebel in deinem Thal, der Duft in deinen Fernen, das Roth auf den Kuppeln deiner Jugendträume? Dein Herz iſt ſo ſchnell verglüht und verblüht. Deine Lippe, geſtern noch ſo ſtrenge und keuſch geſchloſſen, als bewache ſie ein neues Paradies, wie knarrt und kreiſcht ſie heute ſchon ſo öffentlich in ihren Angeln. Dein Auge, wie objektiv iſt es geworden für die Armſeligkeiten der Welt; wie gemacht und fertig, wie ſeelenbehaglich in ihrer Leerheit deine ganze Exiſtenz! Ach und wie zugängig biſt du geworden allem Volk, wie ſchön gebahnt und gelichtet alle dämmernde Wildniß deiner Bruſt, wie zerſprengt und gebahnt zur Paſſage für Fußgänger und Reiter, zur Straße für Kärnerwagen und adlige

Karoſſen alles düſtere Geklüft und die heilige Felſengrotte deiner Jugend, wo eine Nymfe, ein Centaur, ein geheimnißvolles höheres Weſen dich erzog, wo Götterlicht deine Jugend umdämmerte und einer Göttin Küſſe die Stirn des ſchlummernden Endymion berührten. Dies Alles iſt verſunken, wie ein Traum, und du biſt erwacht in den hellen, nüchternen Tag, wo die Hämmer pochen und die Räder ſchnurren und die Ephemeren ſich haſten und die Hänflinge und die Zeiſige zwitſchern und ſchwätzeln, ſo lange bis die Sonne untergeht und die Nacht einbricht und die Zeiſige verſtummen und die Maſchinen ſtille ſtehen und vom fernen Hain das Entzücken und die Klage eines verbannten Engels herübertönt.

Das iſt das Unglück der Kunſt. Wie kann ſie dichteriſch aus der Tiefe geſtalten, wenn ſie ſo haſtig auf den Schein und die Oberfläche drängt? Freilich, hätte dieſe neuere Kunſt keine andere Aufgabe, als die Wiedererzeugung der früheren Technik, ließe ſich von einer Verjüngung der Kunſt auf die Weiſe ſprechen, als ob ſie mit ihrem alten Leibe, noch eingehüllt in den Leichen-

tüchern ihres Grabes, unter uns Staunenden erſcheinen müßte, dann hätte es in der That mit jener Ueberhaftung nicht viel auf ſich. Mit einer Ungeduld, die ſich von ſelbſt verſtände, ſuchte Jeder auf dem weiten Leichenfelde der Kunſt die zerſtreueten Glieder ſeines Leibes aufzuraffen, je friſcher deſto beſſer, je ſchöner deſto beſſer, Raphaeliſche Glieder, Titianiſche Glieder, Glieder von Paul Veroneſe, von Dürer, von Rubens, von Vandyk. Die Reſurrektionslehre beruht auf einer mechaniſchen Theorie, die zwar etwas komplizirt und künſtlich iſt, aber, wie man weiß, das ſtärkſte Geräuſch klappernder Gebeine und himmliſcher Poſaunentuſche verträgt. Sie iſt äuſſerſt geſellſchaftlich!

In Wahrheit, das Techniſche der jungen Kunſt hat ſich bewunderungswürdig ſchnell zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit ausgebildet. Der Wetteifer, die ungewöhnlichen Ermunterungen, der Einfluß der Vereine, die Ausſtellungen und Beſtellungen, manches andere glückliche Ereigniß, wie namentlich das perſönliche Einwirken eines ſo ausgezeichneten Lehrers wie Schadow, der ächt ſokratiſch jedes Talent in ſei-

nen natürlichen Brennpunkt zu rücken weiß, alles dies hat dazu beigetragen, jenes glückliche Resultat möglich zu machen. Aber wie, wenn die neuere Kunst, ihrem Instinkt überlassen, Schwierigkeiten zu besiegen gehabt hätte, welche in dieser Art keine frühere Kunst ahnte und wovon sie also auch keine Beispiele, Triumfe ihres Pinsels, hinterlassen konnte? Es möchte schwer halten, diese Frage aufzuwerfen, ohne an einen anderen Gang, an schwankende Versuche, an unbekannte Schönheiten und Fehler der jungen Schule zu denken. Es ist die bloße Reproduktion der Technik, welche die Fortschritte der Kunst so schnell und sicher machte; ein ursprüngliches, aus dem Innern der Zeit fließendes Formbilden müßte auch eine andere Geschichte haben. Ich suche die Originalität der neuen Technik und finde sie nicht. Da ist Berechnung, Mischung, eine Form die sich kneten und behandeln läßt, und so oder anders, theilweise oder im Ganzen, an Schönheiten erinnert, die man schon einmal sah. Täusche ich mich, so geschieht es wenigstens ungern. Das ist aber ein fehlerhafter Kreis, wenn die Kunst sich in sich selbst erneuen will. Wie die junge

Blüthe des neuen Frühlings nicht wieder aus der alten Blüthe, ſondern aus dem Baume entſprießt, ſo ſoll auch die Kunſt nicht aus der Kunſt, ſondern aus dem Ganzen der Menſchheit ſich erneuern. Freilich, ſie muß die Wehen nicht ſcheuen.

Der Urſprung der neuen Kunſt fließt zuſammen mit einer retrograden, oder, wie andere wollen, ſich vertiefenden geiſtigen Bewegung der nächſten Vergangenheit. Während einer bedrückten und ſchmachvollen Zeit wurde das deutſche Gemüth, das ſich bis dahin mit bewunderungswürdiger Elaſtizität über alle Schönheitskreiſe der alten und neuen Welt ausgeſpannt hatte, auf ſich ſelbſt zurückgedrängt. Hier aber entdeckte ſich, nach langer Erſchlaffung eigenthümlicher Bildkraft, eine große Leere und Dürftigkeit, ſo daß Geiſter, die nicht zu den höchſten dichteriſchen Energien jener Zeit gehörten, in das reichere Mittelalter zurückſchlugen und ſich in einen Anſchauungs- und Bildkreis zu verſetzen ſtrebten, der ſeit Jahrhunderten ausgeſtorben war.

Bis dahin gab es nur ſchweifende deutſche Künſtler, keine ſäſſige deutſche Kunſt. Das Band,

welches die Künſtler des achtzehnten Jahrhunderts zuſammenhielt, war das Studium der Antike und der normalen Schönheit — eine Richtung, welche ebenfalls durch die Literatur, durch Winkelmann eingeleitet wurde und welche in Raphael Mengs ihren vorzüglichſten Darſteller fand. Man muß jedoch bemerken, daß dieſes Studium ſeine Strenge verlor, ſobald die Künſtler Italien mit dem Rücken anſahen und ſich, des Unterhalts wegen, in Deutſchland, England, Frankreich niederließen. Dann miſchten ſich Luft, Laune und mancherlei Zufälliges in die Ausübung. Ferner iſt zu bemerken, daß die Malerei jener Zeiten, aus leicht begreiflichen Urſachen, zu keiner feſten Technik gelangte. Aber ſie war auf gewiſſe Weiſe originell, ſie hatte etwas Geiſterhaftes und Ueberirdiſches in ihren Linien, Farben und Tönen, das an nichts Früheres erinnerte.

Jetzt ging, wie angedeutet, durch die Schlegel, durch Tiek u. ſ. w. eine Reaktion auf dem Gebiete der Literatur vor, worin freilich die Idee der Kunſt wieder als Selbſtzweck mißbräuchlich aufgefaßt wurde, die aber durch Zurückweiſung auf chriſtliche und deutſche Elemente, mehr Seele

und Bewegung in das Kunſttreiben zu hauchen verſprach. Beſondere Zeichen dieſer Zeit waren die Malerromane, die Verwechſelung der Rollen zwiſchen Poeſie und Malerei, die dichtenden Maler, die Konferenzen der chriſtlich romantiſchen Poeſie mit den Jüngern der Kunſt, welche nach Ausführung ihrer Ideale ſchmachteten, und ſich einſtweilen in das Studium der älteſten Meiſter, eines Fieſole, der Gebrüder Eyk, Schorel, Dürer verſenkten, und in einer Kombination dieſer ſtrengeren Meiſter mit raphaelitiſcher Anmuth und Grazie das Geheimniß der neuen Kunſt erblickten. — Das Glück war den Künſtlern günſtig. Denn als jene, durchaus nicht populäre Richtung, in der Literatur bereits verdämmerte, ward der jungen Kunſt eine der großartigſten Gelegenheiten geboten, ſich zu offenbaren, und man muß es ihr rühmend nachſagen, daß ihre Gebilde dieſer Großartigkeit entſprachen. Die Malerei fand in München jene äußeren Bedingungen, welche ihr, die Wahrheit zu ſagen, nirgends abgehen ſollten, wo man ſie im harmoniſchen Glanze ihrer Erſcheinung, in ihrem höchſten und zugleich naturgemäßeſten Da-

ſein zu erblicken wünſcht: architektoniſche Unterlagen, grandioſe Perſpektiven, Parallelen des Meißels. In allen dieſen Beziehungen haben die als Wiederherſteller der Kunſt berühmten Männer, Cornelius, Veit, Schnorr, das Ausgezeichnete geleiſtet. — Auch die Oelmalerei, obgleich minder begünſtigt und als religiös von zarterer Keimung, ſtrebte neben der Freskomalerei empor. Overbek repräſentirte in ihr die moderne Myſtik, den Novalis, wie ſeine Freunde, die Maler al fresco, mehr die Nordlandsreckenpoeſie des Fouqué zur Anſchauung brachten. Oppoſition gegen die Akademie (in der Literatur gegen die Klaſſiker), ſtrenge chriſtſinnige Zeichnung, vereint mit ſchönerer Wellung und Leichtigkeit der Formen, zeichnen Oberbek's Gemälde aus; und ich geſtehe, wenn Raphael's und Albrecht Dürer's Geiſt nach drei Jahrhunderten ihres Abſcheidens von der Erde, ſich in eine Form ſchmelzen ließen, welche nicht bloß die Schönheit einer doppelten Erinnerung, an die Kunſt und an den Glauben der verſchwundenen Zeit trüge, Overbek wäre mein Mann.

Wohl iſt der Ausdruck der Frömmigkeit das Höchſte in der Kunſt; wohl iſt es wahr, daß Religion ihre Seele, religiöſe Symbolik der Aether ihres Lebens iſt. Aber die Typen der Frömmigkeit ſind wandelbar, und es iſt keinesweges die Aufgabe der Kunſt, einen veralteten Typus feſtzubannen und ſolchen der ſich ſträubenden Anſchauung immer aufs neue wieder aufzudrängen. Giebt es für neu ſich bildende Frömmigkeitsweiſen noch keine tiefere Symbolik, ſo bleibe die Kunſt eine trauernde Wittwe auf dem Grabe der vergangenen, aber ſie täuſche nicht die Welt und ſich mit der Rückkehr des geſchiedenen Bräutigams; ſie halte nicht Geiſterhochzeit auf den Gräbern ſchlafengegangener Jahrhunderte. Der Künſtler iſt vor allem erſt Menſch, Genoſſe ſeiner Zeit, die er überſehen, aber von der er nicht wegſehen ſoll. Er theile unſern Horizont, unſere Wiſſenſchaft, unſere Naturahnungen, unſere Weltverhältniſſe, unſere neuen pſychologiſchen Zuſtände, alles, was die Anſchauungsweiſe unſeres Jahrhunderts von der Anſchauungsweiſe der früheren chriſtkatholiſchen Welt ſo unendlich unterſcheidet, und was, um es kurz und in Beziehung auf die

Schönheitsformen des religiösen Kultus auszudrücken, uns verhindert, im Wunderbaren und Uebernatürlichen, in beschränkten und preßhaften Zuständen, in niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen, in Seelenängsten und körperlichen Peinigungen und selbst in dem Entzücken eines ekstatischen Blickes, welcher den Himmel offen sieht, jenen Ausdruck der Frömmigkeit zu finden, worin wir das Höchste unserer Gefühle, die dem Himmel geweihete Blüthe unsers ganzen Daseins, worin wir unsere Religion, oder, wenn man will, unser erst aufdämmerndes religiöses Bewußtsein in symbolischer Bezeichnung wiederfinden. Der Künstler sei mit dem Dichter nicht Priester der alten, sondern Prophet der neuen Weltanschauung.

In den früheren Kunstepochen war der Uebergang der religiösen Malerei zur weltlichen, zur Historie, zur Landschaft, zum Genre das langsame Werk von Jahrhunderten, in der neuen Schule machte er sich so schnell, wie man die Hand umdreht. Die neue religiöse Malerei war etwas Vereinzeltes, Sektenhaftes und konnte sich auch nur in diesem Kreise behaupten. Das ge-

ſchichtliche Leben und die Gemeinſchaft der Gläubigen war aus ihr gewichen, und, ſtatt der religiöſen Andacht machte ſich die kritiſche Bemerkung vor ihr geltend, daß ſie nur auf einem negativen Moment, auf der Oppoſition gegen das Zeitalter beruhe, und daß dieſes Zurückführen auf die ſcheinloſe, in ſich verſenkte Einfältigkeit früherer Zuſtände, welche mit ſo abſichtlicher Strenge die ordinairen Effecte der Kunſt zu vermeiden ſchien, bei Licht betrachtet, nur auf eine andere Art des Effects hinarbeite, der freilich höher und vornehmer, aber auch geiſtig willkührlicher und ſowol künſtleriſch als ſittlich tadelnswerther ſei.

Die raſche Erweiterung des Kunſtgebietes, hauptſächlich auf dem Felde der Oelmalerei, wurde ohne Zweifel durch nichts mehr, als durch die Bemühungen der Kunſtfreunde gefördert, die aufſtrebende Kunſt zu einer Angelegenheit der Geſellſchaft zu machen und das geſammte deutſche Publikum mit ihr in Rapport zu ſetzen. War dies ein für die mechaniſche Ausbildung, ja für die Lebenserhaltung der jungen Kunſt nothwendiger Durchgang aus der ideellen Geſchloſſenheit in die materielle Allgemeinheit, mußte die Ma-

lerei, bis dahin nur von den frommen Seufzern der adligen Mystik und dem vereinzelten großartigen Kunstsinn eines deutschen Königs leben, eines Königs, welchen man nicht mit Unrecht den Mediceern an die Seite stellte, wenn anders die Bewohner seiner Residenz, die Münchener, Florentiner wären, mußte die Kunst in die weiteren Kreise der bürgerlichen Gesellschaft übertreten, so konnte sich, bei dieser Erweiterung, kein glücklicherer Umstand für sie ereignen, als daß sie in Düsseldorf, gegen den niederländischen Pol des deutschen Kunstlebens hin, einen so kräftigen und würdigen Anhalt in einer jugendlichen Schaar ausgezeichneter Talente fand. Ich möchte hier die wahre Bedeutung der sogenannten Düsseldorfer Schule und ein nicht zu übersehendes wichtiges Moment in der neuen Kunstgeschichte aussprechen. Die erste Richtung der Kunst ging auf ideellen oder überschwenglichen Wegen nach Italien, nach dem Lande der Madonnen, nach dem Lande deutscher Eroberer, nach dem Grabe deutscher Heldensöhne, von den cimbrischen Recken, die eisengekettet in die Schlacht heulten, bis zu den Schaaren von Friedrich Barbarossa hinab.

In dieſem glänzenden Staube ſuchte ſie ihre Ideale, und wir fanden ſie nicht. Die zweite, mehr geſellſchaftliche Richtung der Kunſt, ging, wenn auch nicht in die Tiefe und auf den lebendigen Born, doch auf den Schein und die Erſcheinung des Gegenwärtigen zurück, und entfaltete hierin eine Darſtellung, welche äußerlich an die geſunde und kräftige Unmittelbarkeit des niederdeutſchen Lebens und an die Schöpfungen des niederländiſchen Pinſels erinnerte. In der erſteren Schule prädominirte die Zeichnung, der ſcharfe Umriß einer bleichen Idealität. In der anderen machte ſich die Farbe geltend, welche mindeſtens den Gedanken an Verweſung und ideale Geſpenſterei nicht aufkommen ließ.

Hier, in der Düſſeldorfer Schule trat die Poeſie der Farben, die unmittelbare Befriedigung des Auges, die ſinnliche Harmonie des Daſeins, kurz alles hervor, womit die Kunſt ſich ſelbſt verbürgt und was ihr den behaglichen Schimmer einer feſten, in ſich geſättigten Exiſtenz verleiht. Ich glaube nicht an dieſe Geſundheit, ich laſſe mich nicht täuſchen durch dieſe perlende Friſche, dieſes blühende Kolorit, die glänzend harmoniſchen

Verflößungen — das ist das alte fette Niederland in seiner behaglichen Weise, nicht die neue Zeit mit ihren Revolutionen im Himmel und auf Erden. Aber ich sehe darin eine nothwendige Ausbildung der Kunst in ihrer gesellschaftlichen Richtung, eine Entschädigung für das, was sie sein sollte, und vielleicht noch nicht sein kann, einen Vervollkommnungstrieb im Technischen, einen wahren Lebenserhaltungstrieb, der sie lehrt, durch glänzende, der Vollendung im Technischen sich nähernde Produktionen in jeglicher Gattung sich in der Gunst des Publikums zu behaupten, um dem nahenden Geiste den Weg zu bahnen. — Diese Kunst ist eine Braut, die sich schmückt, um den Bräutigam zu empfangen, der sie heimführen soll. Vielleicht gefällt ihm dieser fremde Putz und diese Schminke nicht — dann hat er nur zu sprechen und sie wird als Kind der Natur, ihrer eigenen Schönheit selig, vor seinen Augen dastehen.

Niemand kann die ganze Bedeutung der Technik für die Kunst als ihr sine qua non, ja eigentlich, wohlverstanden als ihr Alles, lebhafter anerkennen, als ich. Aber die wahre Technik ist

jene geistige, durch welche Gehalt, Stoff und Form sich so organisch verbinden, daß man das Leben selbst, nur höher und verklärter vor sich zu sehen glaubt. Diese Technik vermisse ich. Die Technik der neuern Kunst ist noch immer mechanisch; erst durch die Aufnahme eines neuen Lebensgehaltes wird sie organisch werden. Unverkennbar freilich ist in einigen neuesten Schöpfungen das Streben dahin, und man kann wohl sagen, daß unter Bendemanns jerusalemitischen Trümmern Grundsteine eines neuen Kunstgebäudes sich entdecken lassen. Möge es sich aus der Tiefe des Genies auferbauen. Aber ich habe, indem ich so eben die geschichtlichen Förderungen nicht verschwiegen, welche der Kunst durch ihre gesellschaftliche Oeffentlichkeit, durch Vereine und Ausstellungen zu Theil wurden, auch schon die nachtheiligen Folgen angedeutet, welche eben von dieser Seite her die Kunst bedrohen. Ich kann nun auf alles, was ich dort gesagt, zurückverweisen, um den Künstler auf die Klippe und den Strudel aufmerksam zu machen, welche sein Talent in dem Gesellschaftsleben einfassen, auf den Strudel leichtfertiger Behandlung und auf die

Klippe, in einer Technik sitzen zu bleiben, welche zwar das Auge der Menge reizt, ja selbst den Geschmack der sogenannten Kenner befriedigt und überhaupt den Ernst und Fleiß des künstlerischen Strebens, die Achtung vor der Kunst beurkundet, aber dennoch auf einer einseitigen Auffassung der Kunst, als einer in sich abgeschlossenen, selbständigen, vom höheren Leben der Zeit unabhängigen, sich in sich selbst wiederholende Plastik beruht und die zuletzt in diesem fehlerhaften Kreise sich selbst aufreiben, gleichsam fertig machen und überdies die Gunst des Publikums verlieren muß. Woran starb die Kunst der Niederländer? Nicht an Schwäche, sondern an höchster Sättigung ihres Technischen: sie hatte keinen Geist mehr — und die jungen Künstler verloren die Lust und die Aufforderung, denn der Markt war besetzt und in jeder Gattung alte preiswürdige Waare vorhanden. Das geschah am Grünen, wie wird es am Dürren geschehen.

Ich erwarte und verlange von der jungen Kunst keine Vollendung, ich will nur Ausdrücke und Kühnheit des Wagens. Was hindert den jungen Maler, sich als Kind der Zeit zu offen-

baren? Die Vergleichung mit den Klaſſikern, die vornehme Kritik, die unbillige Kritik, die hämiſche Kritik, die Prüderie der Muhmen, der Geſchmack des Herrn Zollſchreibers, die Rohheit und Unempfindlichkeit des großen Haufens, das ganze Schickſal, was ein armes Gemälde auf einer deutſchen Kunſtausſtellung in Empfang nehmen kann. Aber du biſt kleinmüthig, junger Maler, recht ſehr kleinmüthig. Thue was deines Amtes iſt, ſchaffe was der Geiſt dir einhaucht, und niemals wirſt du verlaſſen ſtehn im Reiche der Geiſter, in jenem Reiche, in welchem der Gedanke der Welt ſich unſichtbar fortbildet, Kraft zu Manifeſtationen gewinnt, Schutz und Heiterkeit, bis er nach tauſend glücklichen und unglücklichen Verſuchen den Widerſtand der Welt überwindet und Kindern einleuchtend macht, was Greiſe nicht faſſen und begreifen konnten.

Ich gedachte, mit dieſen Zeilen aufzuhören, weil ich die Ideen, die ſich an meine Aufgabe reiheten, ſchlecht oder gut entwickelt zu haben glaubte. Allein ich erinnere mich, daß ich auch darüber mich zu äußern verſprach, wie man ſich die Ausſtellungen, die nun einmal zur Sitte

der Zeit gehören und deren Zusammenhang mit der Idee und dem Leben der neuen Kunst ich nachzuweisen bemühet war, wie man sich dieselben am besten zunutze machen solle. Ich will aber dieses reichhaltige Thema lieber einer anderen Gelegenheit aufsparen. Die Beziehung der Ausstellungen zu dem ausübenden Künstler lag mir, ich will es gestehen, näher am Herzen, als die Beziehung der Ausstellung zum Publikum; auch glaube ich nicht, daß einer meiner Leser mir dieses verargen wird.

- Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer.